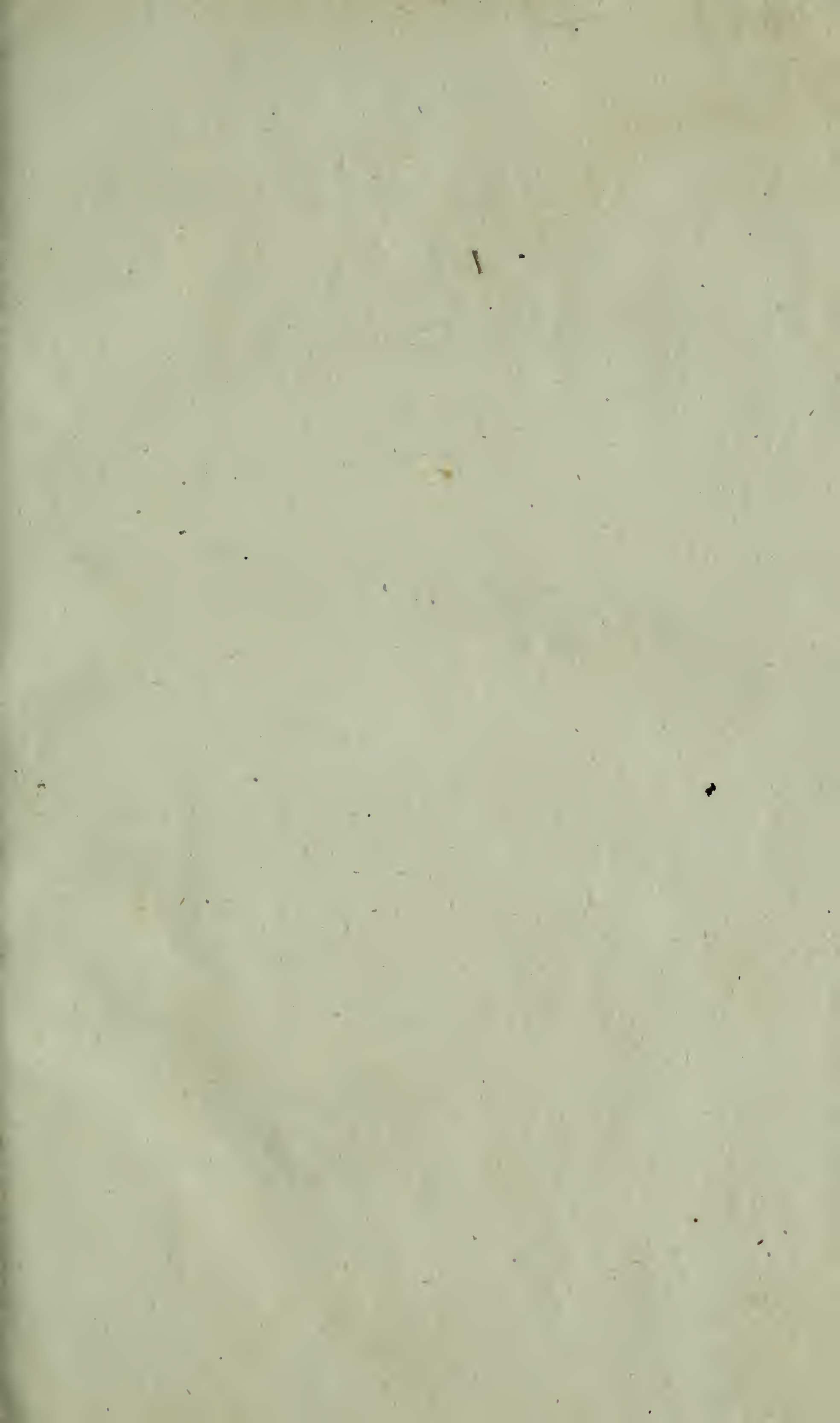
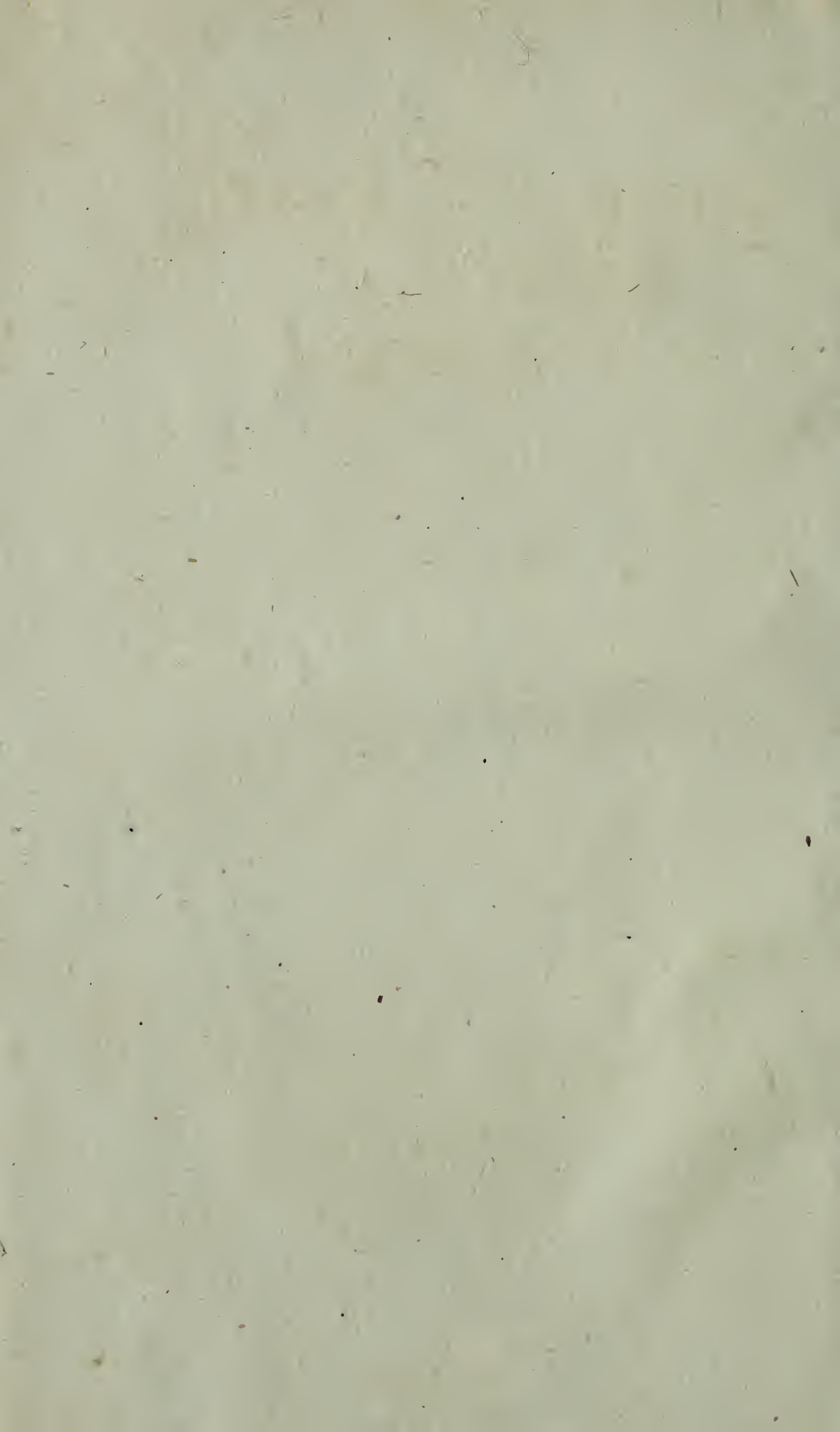






Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Vierzigster Band.

Wien, 1829.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.



Dav. Weiſs sc.

Die

Wiedereroberung von Ofen.

Von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Zweyter Theil.

Mit königl. Würtembergischem allergnädigstem Privilegio.

Wien, 1829.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.

Leipzig,

in Commission bey August Liebeskind.

Die Wiedereroberung von Ofen.

Zweyter Theil.

Am kaiserlichen Hofe zu Wien, und in der Stadt, war alles in unruhiger Bewegung. Der Feldzug in Ungarn sollte beginnen, die Belagerung von Ofen war beschlossen, und die Anstalten dazu wurden mit einem Eifer betrieben, der den von früherer Zeit und nahmentlich von 1684 weit übertraf, und daher auch erfreulichere Resultate versprach. Der Herzog von Lothringen hatte mit seinem Wunsche durchgedrungen [1]) und obgleich fast alle Minister früher einer entgegengesetzten Meinung waren, und dafür hielten, den Feldzug mit andern Operationen zu beginnen, so erklärte doch der Kaiser selbst sich so bestimmt für die Eroberung von Ofen, daß alle jene anders klingenden Stimmen nach und nach verstummten, die fromme Zuversicht, welche den Monarchen beseelte, auch in sie überging, oder überzugehen schien, und von diesem Augenblicke an im Kriegsrathe, in den Ge-

sellschaften der glänzenden Welt, und in den stillen Kreisen des häuslichen Lebens, die Einnahme von Ofen das Lieblingsthema war, welches alle Gespräche belebte, und wozu irgend etwas beyzutragen, jedem Bewohner der Hauptstadt ein verdienstliches Werk schien.

Denn nicht als der bloße Gewinn eines wichtigen Platzes, nicht als eine gewöhnliche militärische Unternehmung, wurde die Einnahme dieser Stadt betrachtet. Wir haben schon im ersten Theile von der Bedeutenheit, ja Heiligkeit gesprochen, mit welcher die Türken diese Stadt betrachteten, und welche Vorkehrungen sie trafen, um sich in deren Besitz, die sie für ein Bollwerk des Islams hielten, zu behaupten. Eben so bedeutend, ja noch viel erhabener, ruhmwürdiger und verdienstlicher für dieses, wie für ein anderes Leben, erschien den christlichen Streitern und allen Mächten die Eroberung dieses Platzes; und hatten vor drey Jahren sich viele Fürsten Europas vereinigt in einem tapfern Bestreben, die Vormauer der Christenheit, das hartbedrängte Wien aus den Händen der Ungläubigen zu reissen, so sahen sie nun die Unternehmung auf Ofen als eine Art von Kreuzzug an, an welchem Theil zu nehmen, ihnen hier auf Erden Ruhm

bringen und in jener Welt große Verdienste erwerben würde.

Wie eine Stimme vom Himmel erklang daher in den meisten europäischen Ländern der Ruf, daß der deutsche Kaiser sich anschicke, Ofen zu belagern, und wiedertönte in vielen frommen und tapfern Herzen. Aus England, aus Frankreich, aus Italien, aus Spanien zogen freywillige Streiter herbey, um unter Leopold des Ersten Fahnen gegen die Türken zu dienen [2]). Die Geschichte hat uns die Nahmen von Vielen aufbewahrt, und einige mögen hier stehen, um auch andern Lesern, als denen der ernsten Historie, bekannt und lieb zu werden — Halifax, Granart, Cütsy, Marquis de Suvri, die Herzoge von Vecha, von Eskalona, Marchese Valero, Gaspar Zuniga, Graf Ursella, und noch viele aus diesen und andern Ländern. Auch sechzig Catalonier niedrigen Standes, meistens Handwerker, hatten zu Wasser und zu Lande auf verschiedenen Wegen und mit sehr geringen Mitteln ihr Vaterland verlassen, und sich nach und nach in Wien gesammelt, wohin ihr frommer Eifer zielte, um an dem Kreuzzuge Theil zu nehmen. Der Kaiser, als er ihren Wunsch und ihre Anstrengungen vernommen hatte, ließ sie in eine

Compagnie sammeln, und dem Starhemberg=schen Regimente einverleiben, wobey er ihnen einen geprüften Offizier ihrer Nation, Astorga, zum Anführer gab [3]).

Alle diese Ankömmlinge hohen und niedern Standes, die deutschen Reichsfürsten, welche mit ihren Contingenten nach und nach bey ihrem Oberhaupte eintrafen, die Führer der Deutschen, Böhmischen, Ungarischen und andern Truppen, welche Leopolds Zepter unterworfen waren, und noch überdieß eine Menge Fremde, welche Neugier und Schaulust in diesem wichtigen Zeitpuncte nach der Kaiserstadt lockte, um Zeugen aller dieser Vorbereitungen zu seyn, und so viele berühmte Männer der Zeit, die sich hier auf einem Puncte, versammelten, kennen zu lernen, machten die Häuser der Stadt voll, und die Straßen lebendig. Es schien auch aus der Sicherheit, mit welcher der Hof dem begonnenen Unternehmen entgegensah, aus der Freudigkeit, womit sich alles rüstete, aus der ruhigen Haltung, welche überall herrschte, als ginge die Armee nicht sowohl einem zweifelhaften Kampfe, als einem gewissen und ehrenvollen Siege entgegen.

Mit allen diesen fremden Gästen traf auch einer der wichtigsten, der junge Churfürst Maxi=

milian von Bayern in Wien ein. Ihm war von Leopolds Tochter, der Erzherzoginn Antonia, kurz vorher sein erstes Kind, ein Prinz, geboren worden. Seine Ankunft war daher ein doppeltes Freudenfest, und um diese glückliche Familienbegebenheit zu feyern, beschloß der Kaiser, seinem Schwiegersohne ein glänzendes Fest zu geben, das dem Geschmacke des jungen lebhaften Prinzen auf jede Art entsprechen sollte.

Die kaiserliche Burg sah unter der Regierung Leopold des Ersten nicht viel anders aus, als jetzt. Von der alten Burg (dem Schweizerhofe, welcher die Residenz Friedrichs des Vierten, Maximilians und Ferdinands gewesen) streckte sich der Burgplatz, wie jetzt, von Morgen gegen Abend hin, war gegen Süden von dem Tracte, welcher nach seinem Erbauer noch jetzt der Leopoldinische heißt, gegen Norden, wo jetzt die Reichskanzley steht, von einem andern, aber eben so langen Gebäude, und in Westen, der alten Burg gerade gegenüber, von der sogenannten neuen Burg begrenzt, die zuerst der Ciller, dann, so wie jetzt noch, der Amalienhof genannt wurde. Auf diesem Platze war das Fest geordnet, und zu diesem Behufe oben an der neuen Burg, dem Schweizerhofe gegenüber, wo die Kaiserinnen

und Prinzessinnen aus den Fenstern ihrer Wohnzimmer zusehen konnten, eine Art Gebäude, zwar nur von Holz, aber im architektonischen Style errichtet, welches mit drey großen Pforten sich auf den Schloßhof öffnete, und von welchem links und rechts an den beyden langen Seiten desselben, ebenfalls zu diesem Feste erbaute, Gallerien und Tribunen hinliefen, welche eine zahllose Menge Zuseher zu fassen bestimmt waren. Mitten auf dem freyen Raume des Burgplatzes aber sollte das Fest selbst, nähmlich die Maschinen und Einzüge Platz finden.

Die Zubereitungen und Anstalten dazu, beschäftigten einen großen Theil der Bewohner der Burg und des höhern Adels, und wechselten und kreuzten sich auf nicht unpassende Art mit den kriegerischen Zurüstungen, wovon jenes Fest eine Art sinnbildlichen Vorspiels werden sollte. Endlich kam der Tag der Aufführung. Ein herrliches heiteres Wetter begünstigte die vorhabende Freude; und so wie die Stunde des Anfangs heranrückte, füllten sich die Gallerien an den beyden Seiten des Schauplatzes mit jenen Zusehern aus den höhern Classen der Einwohner, welchen ihre Geburt oder ihr Rang nicht den Zutritt am Hofe erlaubte, und mit den Fremden des In- und

Auslandes, die der merkwürdige Zeitpunct in Wien versammelt hatte. Die Fenster der alten Burg, welche den Personen der kaiserlichen Familie als Logen dienten, waren mit prächtigen Tapeten und Teppichen behangen, und über dem alten Schloßgraben, der noch existirt, waren die Tribunen erbaut, welche niedriger als jene Logen, aber doch höher als die Gallerien zu beyden Seiten, dem fremden und inländischen Adel angewiesen waren. Hier zeigte sich manche Gestalt, ausgezeichnet durch Geburt, Rang, Schönheit oder andere merkwürdige Eigenschaften; hier erschienen auch jene christlichen Volontairs aus fremden Staaten, denen ihr Alter oder andere Umstände keine Rolle bey den Aufzügen anzunehmen erlaubt hatte, und sie wurden mit Neugier und Achtung betrachtet; hier endlich treffen wir auch einige alte Bekannte an, und erkundigen uns, wie sie hierhergekommen, und wie es ihnen in der letzten Zeit ergangen?

Nicht fern von dem Fenster, an welchem die Kaiserinn Eleonore, die verwitwete Kaiserinn und die ehemahlige Königinn von Pohlen, des Kaisers Schwester und Gemahlinn des Herzogs von Lothringen, mit einigen ihrer Hofdamen saßen, in einer der vordern Reihen, saßen zwey

Frauen im ungarischen Costüme, beyde jugendlich, beyde wohl gebildet, aber beyde blaß und mit einem Ausdruck körperlichen oder geistigen Leidens in den sonst angenehmen Zügen. Die eine rechter Hand, welche das kleine Häubchen von schwarzem Sammet, mit Spitzchen reich überkräuselt, das zwischen den hellbraunen Locken ruhte, und der herabwallende Golddurchwirkte Schleyer als eine verheirathete Frau bezeichnete, war etwas schmächtiger, und so fein und lieblich ihr Gesichtchen wohl gefunden werden mochte, wenn man sie allein sah, so verschwanden ihre Reize neben der regelmäßigen Schönheit ihrer Gefährtinn, dem Fräulein, wie das unbedeckte Haupt und das kostbare aus goldner Filigran- und Schmelzarbeit bestehende Band zeigte, welches sich durch die reichen blonden Locken schlang. Ein hoher schlanker Wuchs, ein harmonischer Einklang aller Glieder und Bewegungen, zeigte eine vollendete Schönheit, und nichts blieb zu wünschen übrig als eine frischere Farbe, und der Ausdruck von jugendlichem Frohsinn, der diesen Zügen wie der ganzen Haltung fehlte, und eben so wie bey ihrer Gefährtinn im ersten Moment — das Auge sich gleichgültig von ihnen abwenden, und auf belebteren Gestalten verweilen

ließ. Dennoch kehrte es bald wieder zurück, und wenn es längere Zeit auf dem Gesichte der Unverheiratheten geruht hatte, gestand sich der Beschauer, daß er nicht leicht ein schöneres gesehen habe, und wünschte nur sich das seelenvolle blaue Auge, dem der Ausdruck des Kummers einen höhern Reiz verlieh, sich öfter als geschah, erheben zu sehen; denn meistens war es zu Boden geschlagen, und schien, wie die jugendliche Schöne überhaupt, keine Freude, wie keinen Antheil an dem zu empfinden, was festlich und fröhlich um sie herum vorging.

Viel theilnehmender blickte die junge Frau hinab über den noch leeren Schauplatz. Ihr freundliches dunkles Auge schien jemand zu suchen, und der Ausdruck dieser Blicke sowohl als die Lebhaftigkeit, mit der sie auf alles merkte, was um sie geschah, ließ vermuthen, daß ihre Blässe eher von einem körperlichen Übelbefinden, als von einem Drucke, der auf ihrem Geiste lag, herrühren mußte.

Vielleicht hat schon mancher Leser in dem ungarischen Fräulein Marien Bathiany erkannt, welche wir nach jener verhängnißvollen Nacht mit ihrer Mutter auf dem Weg nach Neitra verließen. Ganz zerstört; in allem, was sie früher

gedacht, empfunden, gewollt oder gemieden, vollkommen beirrt; ohne Halt und Zuversicht in dem zerrissenen Gemüthe, war sie schweigend an ihrer Mutter Seite dahin gefahren, glaubte manchmahl geträumt zu haben, manchmahl noch zu träumen, und aus dem Chaos schmerzlicher Gedanken drängte sich nur Einer, der schmerzlichste, hell hervor — daß es ein Türke, ein Ungläubiger gewesen, auf den ihre strafbar verirrte Leidenschaft gefallen war; und hinter ihm lauerte noch ein entsetzlicherer, einer, der ihre Haare sträuben, und sie manchmahl für ihr klares Bewußtseyn zittern machte, der Gedanke, es sey nicht bloß ein Heide, ein Abtrünniger gewesen, der Lust nach dem Besitze ihres sterblichen Theils empfunden, sondern die Gestalt dieses Pascha von Ofen sey nur eine Maske gewesen, deren ein viel Furchtbarerer sich bedient, um sie für ihren Leichtsinn, ihre Eitelkeit, ihre Treulosigkeit zu strafen, und ihren bessern Theil, die unsterbliche Seele, zu verderben.

In jener Zeit, wo diese Geschichte vorgeht, waren solche Begriffe, welche der christlichen Religion ihrer Wesenheit nach überhaupt nicht fremd sind, den allgemeinen Vorstellungen viel geläufiger als jetzt. Erzählungen von Gemein-

schaft mit dem bösen Feinde, von Beschwörung desselben, von Menschen, denen jene Gemeinschaft übernatürliche Kräfte oder Kenntnisse mitgetheilt, Hexen- und Schatzgräber-Prozesse, das Christophorus-Gebeth [4]) u. s. w. gehörten nicht wie jetzt zu den Dingen, welche die glänzende, gebildete Welt ins Reich der Träume und Mährchen verweiset, deren mögliches Daseyn höchstens der bescheidnere Zweifler zugibt, und vor denen Mancher, der in Gesellschaft darüber unbändig lacht, in seiner einsamen Kammer heimlich zittert. Marie war gar nicht ungebildeter oder abergläubischer als alle Mädchen ihres Alters und Standes, und wenn sie gleich diese Vorstellung zu ihrem Troste in manchen ruhigen Augenblicken als eine bloße schreckhafte Vermuthung betrachtete, so machten sich die unfreywilligen Schauer dennoch oft Platz in ihrer Seele, und sie rief sich dann manchen Zug, manche Äußerung der gefürchteten und einst so heiß geliebten Gestalt zurück, die sie nun einmahl auf diese Art am leichtesten erklären zu können glaubte, so z. B. die unbegreifliche Kenntniß, die er von jedem ihrer Schritte hatte; die geheimnißvollen Einwirkungen, die sie überall auf ihren Wegen fand, sein erstes Erscheinen in jener

Sturmnacht, vor allem aber den entsetzlichen Augenblick, wo er mit allen Zeichen des Abscheues vor dem Cruzifix zurückbebte. Dieß alles erfüllte sie mit Grauen vor dem Wesen, in dessen Macht sie sich befunden, und mit Abscheu vor sich selbst, wenn sie bedachte, wohin ihre ungezügelte Leidenschaft sie gerissen.

In anderen Momenten, wo dieser entsetzliche Gedanke einer klarern Besinnung gewichen war, und sie ihren Verführer für keinen andern hielt, als der er wirklich war, einen Mohamedaner, und Feind ihres Glaubens und Vaterlands, ergriff die tiefste Beschämung ihre Seele. Sie betrachtete sich als unwerth ihres Hauses, ihrer Angehörigen. Ihrer Mutter schonende Sorgfalt, die sie so wenig verdiente, peinigte sie, statt sie zu beruhigen; ihres Bruders konnte sie ohne Zittern nicht gedenken, und wenn ihr vollends Wattenwyl's Bild erschien, des edlen, feingebildeten, zartfühlenden Mannes, der ihr mit so rührender Treue ergeben war, dem sie so unverzeihlich schlecht vergolten, dann hätte sie sich im Schooße der Erde vergraben, und ihre Schmach, ihr verletztes Selbstbewußtseyn vor der Welt, und wo möglich vor sich selbst, verbergen mögen. Leidenschaftlich und übereilt, wie ihre

ganze Handlungsweise, gestaltete sich auch die Reue in ihrer Brust; eine Folgenreihe von verworrenen peinlichen Gedanken entwickelte sich während der Fahrt von einigen Stunden in ihr, und leitete sie endlich auf einen Punct, der ihr zuerst einigen Halt und einige Ruhe verhieß, und den sie darum hastig ergriff. Sie wußte, daß sie ins Kloster zu ihrer Tante Balassa geführt wurde. Es waren Ursulinerinnen, zu denen sie in ihrer Kindheit einigemahl von der Mutter auf längere Zeit war gesendet worden, wenn eben Unsicherheit und kriegerische Bewegungen die bedrängte Frau für das zarte Kind zu Hause besorgt machten, oder im Tumulte einer schnellen Fluchtähnlichen Reise die hülflose Kleine ihr eher zur Last als Freude gereichte. So hatte Marie das Kloster und die alte Tante wohl kennen gelernt, und vergnügte Tage dort zugebracht; denn außer dem Reiz der Veränderung, welcher bey Kindern vorzüglich groß ist, hatte die Äbtissinn, und nach ihrem Beyspiele das ganze Kloster, sich bestrebt, es der Kleinen, die ein lebhaftes, engelschönes Kind war, recht behaglich in den stillen Mauern zu machen. Man hatte sich ihrer Ankunft jedesmahl erfreut, und sie mit Spielsachen, Näschereyen und kleinen Freuden überhäuft, so

daß sich in Mariens Seele mit der Erinnerung an das Kloster nur angenehme Bilder verbanden. Diese behaupteten jetzt ihr altes Recht, und bothen nach so vielen Stunden der Angst, Zerknirschung und Unruhe, ihr das erste freundliche Gefühl. Sie ruhete darauf, sie erfaßte es begierig, sie fing an, es als einen Wink des Himmels zu betrachten, daß sie gerade jetzt eine Zuflucht im Kloster finden sollte; sie entwickelte diesen Gedanken, verfolgte ihn hastig, und endete ihre Betrachtungen damit, daß sie nach ein Paar Stunden, noch ehe sie Neitra zu Gesicht bekam, bereits mit ihren Überlegungen und einem Entschlusse fertig war. Sie wollte ins Kloster gehn, Nonne werden, von dem Versucher und Verführer, der ihr Grauen einflößte, von Wattenwyl, vor dem sie sich schämte, von der ganzen Welt, die nicht ermangeln würde, über die Geschichte zu klatschen, gar nichts mehr hören, nichts mehr wissen, und in strengen Übungen und Casteyungen ihre Sünde abbüssen.

Sobald sie mit diesem Plane in ihrem Innern ins Reine war, fühlte sie sich ruhiger, zufriedner mit sich selbst, und glaubte in dieser milden Stimmung, die ihr nach der furchtbaren Aufregung der vorigen Stunden wie ein himm=

lisches Gefühl erschien, schon ein Pfand der gött=
lichen Gnade, und ein fühlbares Zeichen zu fin=
den, daß Gott ihre Wünsche krönen werde.
Doch vermochte sie so viel über sich, diesen Vor=
satz nicht sogleich der Mutter kund zu machen.

Auch fühlte sie, so wie der Sturm ihres Ge=
müths sich in etwas zu legen anfing, desto deut=
licher die gänzliche Ermattung und alle Folgen
der nächtlichen Erschütterungen. Kopfschmerz,
Fieber traten deutlich hervor, sie empfand ein
ungemeines körperliches Mißbehagen, und man
war genöthigt, so wie man im Kloster angekom=
men war, die gutmüthige Tante sogleich um
ein Zimmer und Bette für Marien zu ersuchen.
Alles flog, ihre Wünsche zu erfüllen. Die Grä=
finn erschrack wohl im ersten Augenblick, als sie,
aus dem Wagen steigend, die Schwäche und Er=
schöpfung der Tochter gewahrte, doch war sie,
nach dem, was vorgefallen, nicht unvorbereitet auf
diese Erscheinung. Sie hatte es ihr während der
Fahrt wohl angesehn, aber sich überhaupt vorge=
setzt, in die Umwälzung und den Aufruhr, der in
diesem Innern vorgehn mußte, nicht voreilig
einzugreifen, sondern zu warten, wie es sich
gestalten würde, und dann, wie ein verständiger
Arzt, der Natur bloß zu Hülfe zu kommen. Ru=

he und Stille war Alles, was sie vor der Hand für ihre Tochter nöthig hielt, und zu erhalten suchte. Sie schlug es sich sogar ab, viel an dem Bette der Kranken zu sitzen, und überließ die eigentliche Pflege derselben ihren Kammerfrauen, zwey ältlichen besonnenen Personen, auf welche sie sich verlassen konnte, und den Nonnen, die sich eifrig dazu drängten. Sie wollte es Marien fühlen lassen, daß die Mutter zwar ihr Kind nicht vergessen, aber das Strafbare nicht mit unzeitiger Zärtlichkeit behandeln konnte, und Marien Zeit zu Selbstbetrachtungen geben. Sie sah sie indeß oft und lange genug, und hatte in diesem Falle einen durch Erfahrung genug geschärften Blick, um zu erkennen, daß das körperliche Übel nicht von Bedeutung und bloße Folge der innern Erschütterungen sey, und daß es aufhören würde, wie diese sich legten. Ein Arzt wurde auf jeden Fall gehohlt, er verordnete einiges; da ihm aber der wahre Quell der Krankheit nicht entdeckt wurde, und nicht entdeckt werden konnte, hielt es die Gräfinn fürs Beste, sich in Rücksicht seiner Verordnungen so negativ als möglich zu halten, verließ sich auf Mariens jugendliche Gesundheit, und hatte das Vergnügen, ihre Ansichten bewährt zu finden; denn unter der

treuen Pflege, welche Marie hier genoß, unter dem freundlichen Zuspruch der Nonnen, erhohlte sich ihre erschütterte Natur, und der Geist erhob sich aus dem verwirrenden Andrange der Gedanken. Alles, was aus den Gesprächen mit den Klosterfrauen in ihr Herz fiel, nährte und befestigte ihren Wunsch, eine von ihnen zu werden. So glaubte sie am besten den verworrenen Knoten ihres Geschickes zu lösen, und eine Entsühnung, ja vielleicht eine Art von Verklärung in den Augen der Ihrigen zu finden. Sie sah ihres Bruders Zorn entwaffnet, Wattenwyls Auge, nach allem, was er durch sie gelitten, dennoch mit Wehmuth auf die Gottesbraut gerichtet, die die seine nicht mehr werden konnte, und endlich die Mutter versöhnt, und ihre Liebe wieder gewonnen, die sie verscherzt zu haben fühlte, und die zu ihrem irdischen Glücke durchaus nothwendig war. Sie hoffte sie mit der Ankündigung dieses Entschlußes zu überraschen, zu erfreuen, und alles wieder gut zu machen. Sobald sie also nach einigen Tagen sich so wohl fühlte, um außer dem Bette seyn, und in ihrer Stube herumgehen zu können, ließ sie die Mutter um eine geheime Unterredung bitten, weil diese, seit sie im Kloster waren, sie noch nie anders als in Beglei-

tung ihrer Cousine der Oberinn, oder einer andern Nonne besucht hatte.

Marie erwartete mit ungeduldiger Spannung den Erfolg ihres Gesuches. Die Layenschwester, welche sie abgesendet, kam schnell zurück, und meldete, die Frau Gräfinn werde bald erscheinen, und nach einer Viertelstunde ungefähr öffnete sich die Thüre, Gräfinn Bathiany trat ein, grüßte Marien freundlich, ließ sich von der Kammerfrau zum Sopha führen, und winkte dieser sodann sich zu entfernen. Mariens Blicke folgten ihr, und so wie sie die Thüre hinter sich zugezogen hatte, stürzte jene der Mutter zu Füßen, ergriff ihre Hände mit ihren beyden, neigte das Gesicht darauf, und war lange nicht vermögend, den Sturm von zärtlichen, beschämenden und muthigen Empfindungen zu beherrschen, und Worte für ihre Gefühle zu finden.

Du hast mich bitten lassen, Marie, begann jetzt die Gräfinn mit würdigem Ernst, da sie sah, daß die Tochter vergeblich zu sprechen versuchte: Ich bin da, um zu hören, was du mir zu sagen hast.

O meine Mutter! meine überaus gütige, meine ehrwürdige Mutter! rief Marie: Was ich Euch zu sagen habe? Mich anzuklagen habe ich

vor Euch, mich in den Staub vor Euch zu erniedrigen, meine ungeheure Schuld zu bekennen, und zu erwarten, ob Ihr meiner aufrichtigen Reue Verzeihung wollt angedeihen lassen. Die heftige Bewegung, womit Marie diese Worte hervorstieß, der Seelenzustand, den sie anzeigten, die Thränen, welche über des Mädchens bleiches, zur Mutter erhobenes Gesicht strömten, bewegten tief und innerlich das Mutterherz; aber die Vernunft geboth Standhaftigkeit, und so sagte die Gräfinn milder als zuvor, aber noch immer ernst: Ich erwarte dein Geständniß, mein Kind, und du sollst sehen, daß ich Übereilung von bösem Willen zu unterscheiden vermag. Aber zuerst steh auf, setze dich und sammle deine Gedanken!

Nein! nein! rief Marie heftig: Hier laßt mich liegen, hier ist mein Platz, ich bin eine Sünderinn, eine Verruchte, und diese Stellung sey ein schwacher Anfang der Büssungen, denen ich mich willig unterwerfe.

Diese Worte erschreckten die Gräfinn beynahe. Was konnte Marie zu entdecken haben? Was war vielleicht noch verborgen, das jetzt ans Licht kommen sollte? Doch beherrschte sie ihre Bewegung, und sagte bloß: Wenn du dich so

erleichtert fühlst, so bleibe, wo du bist, ich werde dich auch hier mit Nachsicht anhören.

Nun begann also Marie alles getreu zu erzählen, was zwischen ihr und dem Unbekannten vorgefallen war, von dem ersten Zusammentreffen in der Gewitternacht bis zu dem letzten Augenblicke, wo der Ausruf ihres Bruders ihr verkündet hatte, wer der war, oder s c h i e n, an welchen sie ihr Herz in strafbarer Neigung gehängt, und manche ihrer Äußerungen, besonders als sie auf jene Scene mit dem Cruzifix kam, ließen die Mutter in die dunkle Tiefe dieses verworrenen Gemüths blicken, und sie den Grund der entsetzlichen Angst errathen, welche sich Mariens in manchen Augenblicken bemächtigte, so wie es ihr einige Ausrufungen derselben in jener Schreckensnacht zu Megyer erklärten. Zu bestreiten war diese Vorstellung mit Vernunftgründen nicht, wenigstens nicht in diesem Augenblicke, und die Gräfinn ließ sie daher auf sich beruhen. Was sie tiefer kränkte, war die Wahrnehmung, wie richtig ihr Sohn gesehn, als er Marien einen großen Hang zu eigenmächtigem Handeln, und eine leidenschaftliche Heftigkeit aller ihrer Empfindungen zutraute. Was hatte das junge, kaum sechzehnjährige Herz nicht in sich

zu fassen, zu verarbeiten, und so schlau zu verbergen gewußt, und wie leicht entzündbar, wie schnell von blendendem Scheine hingerissen, war es nicht gewesen! Doch dieß hatte sich selbst schrecklich gestraft. Marie war den Schrecken dieser Ereignisse beynahe erlegen; die Lehre war so nützlich als grausam gewesen. Die Gräfinn konnte sich nicht entschließen, durch Ermahnungen und Vorwürfe sie jetzt noch tiefer zu betrüben. Sie bekämpfte daher ihre eignen Besorgnisse, und die Kränkung ihres Muttergefühls, und nachdem Marie geendet hatte, sagte sie sehr sanft, indem sie ihre Hand auf das gebeugte Haupt der Tochter legte: Wohl, mein liebes Kind! Du hast einen großen, einen, in gewisser Rücksicht, nie zu vergütenden Fehler begangen, aber du bist von seiner Strafbarkeit, von den furchtbaren Folgen durchdrungen, die er für dich hatte, und den noch schrecklichern, die er hätte haben können, wenn des Verräthers Plan, den ich nur zu wohl durchschaue, gelungen wäre. Du bereust dein Vergehen, ich bin überzeugt, du wirst dich keines solchen mehr schuldig machen, und so verzeihe ich dir, wie ich hoffe, daß Gott mir einst verzeihen wird. Steh' auf, mein Kind, und sey wieder meine gute Tochter.

Bey diesen Worten wollte die Mutter ihre Arme um Marie schlingen, sie aufheben und umarmen. Aber diese rief: Nein Mutter, nicht also! Noch ist nicht alles gesagt, was zu sagen war —

Mein Gott! rief die Gräfinn: Soll ich noch mehr hören! Was ist denn noch geschehn?

Nichts, Mutter! Nichts ist geschehn, aber ich habe Euch noch etwas mitzutheilen, eine Bitte vorzubringen, die Ihr mir nicht abschlagen werdet, nicht abschlagen könnt. Meine Seele war in Gefahr, wie Ihr wißt, fuhr sie mit leiser ängstlicher Stimme fort, als wäre jemand in der Nähe, der sie hören könnte; diese muß ich in Sicherheit bringen. Mag der Verführer gewesen seyn, wer er wolle — ein Heide, oder — noch was schlimmeres; meine strafbare Liebe hat mich an ihn verrathen. Ich habe die Treue, die ich einem trefflichen Manne gelobt, gebrochen, ich habe Euch hintergangen, gekränkt, den Bruder beleidigt — ich bin eine große Sünderinn, und verdiene nicht mehr unter Euch guten, redlichen Menschen zu wandeln. Ich bin überdieß in den Händen des Unseligen gewesen, mein Herz war an ihn geheftet — das Alles erheischt Buße, schwere Sühnung. — Ich bin bereit sie zu bringen, damit ich mein Haupt wieder erheben,

und denen, die ich so schwer beleidigt, wieder ins Auge blicken darf. Ich will in's Kloster.

In's Kloster? rief die Gräfinn betroffen, doch setzte sie schnell beruhigt hinzu: Du kannst hier bleiben, ich habe nichts dawider, die Cousine hat dich lieb, und wird dich gern eine Weile —

Nicht eine Weile, fiel Marie heftig ein: Für immer, für ewig! Ich will den Schleyer nehmen. Laßt mich hier! Ich kann nicht in die Welt zurückkehren, wo mein guter Nahme zernichtet ist, wo der lebt, dessen zürnende Augen ich zu scheuen habe; wo endlich Einer triumphirt, daß er ein schwaches Mädchen betrogen hat. Nein, Mutter, ich kann nicht. Hier ist mir zuerst wohl geworden, hier habe ich einige Ruhe gefunden. Ach! setzte sie mit Schaudern hinzu, wenn meine Angst mich nicht täuscht, so ist es wohl natürlich, daß er in diese heiligen Mauern seine Macht nicht erstrecken darf.

Die Gräfinn hörte mit einer Mischung von Schrecken, Unmuth und Mitleid diese heftigen Ergießungen eines zerrütteten Gemüthes an. Sie begriff wohl, wie dieser Wunsch entstanden war, sie sah die Täuschungen, auf denen er beruhte, sie erkannte, daß hier keine Spur von ei-

nem wahren, von Gott eingegebenen Berufe war, der allein Frieden und Freudigkeit auf dem schweren Wege zusichert; aber sie erkannte auch, daß das kranke Herz ihrer Tochter jetzt nicht im Stande war, vernünftige Vorstellungen oder gar Widerspruch zu ertragen. So sagte sie denn nach einiger Überlegung: Wohl, mein Kind, ich habe nichts gegen diesen Entschluß; er kann vielleicht von Gott kommen, und ist dieß, so werde ich ihn mit Freuden segnen. Auf jeden Fall aber ist dieß eine Sache, die sich nicht zwischen dir und mir allein ausmachen läßt. Dein Bruder muß darum wissen, und noch Jemand, an den du mit heiligen Banden feyerlich gebunden bist. Willigt Adam ein, entbindet dich der edle Freund deines Versprechens, dann thue in Gottes Nahmen, was sein Geist dich heißt!

So endigte sich dieß Gespräch, und ließ beyde Theile höchst unbefriedigt. Die Gräfinn war über den Blick betroffen, den sie in das Herz ihrer Tochter gethan, und mißbilligte durchaus ihren Entschluß, den sie für weiter nichts als die abermahlige Wirkung leidenschaftlicher Übereilung ansah. Die Tochter hatte sich eine ganz andere Aufnahme ihres großen Opfers versprochen; sie hatte auf Freude, ja auf Bewunderung

gerechnet, auf die Anerkennung, daß sie hiermit überschwengliche Genugthuung für ihr Vergehn gegeben. Doch unterwarf sie sich aus einem wahrhaften Reuegefühl, und sah es als eine Übung der Buße und des Gehorsams an, daß sie sich willig finden ließ, ihres Bruders und Wattenwyls Einwilligung abzuwarten, die ihr im Grunde ganz überflüßig bey einem so heiligen und verdienstlichen Vorhaben dünkte.

Die alte Gräfinn hatte sogleich an ihren Sohn geschrieben, und einen reitenden Bothen mit dem Briefe nach Comorn gesandt, wo Bathiany sich sammt seinem wiedergeschenkten Freunde Szapary aufhielt. In einigen Tagen kam die Antwort, und war ganz so, wie die Gräfinn sie erwartet hatte. Auch Graf Adam sah seiner Schwester Entschluß für das Erzeugniß eines kranken, von Leidenschaft hingerissenen Gemüthes an, der sie vielleicht, wenn es zu spät wäre, reuen würde; darum glaubte er vor der Hand seine Einwilligung versagen zu müssen. Mit Wattenwyl hatte er noch nicht sprechen können, doch sah er dieses Bündniß, nach dem, was Marie sich erlaubt habe, bereits als aufgelöst an, und er bereitete sich eben, dieß dem edlen Freunde anzukündigen, indem er seine Schwester versichern

ließ, daß er sie soviel wie möglich schonen werde; denn was er nicht um ihrentwillen thue, die es nicht verdient, das werde er um seiner Mutter und der Ehre seines Hauses willen thun. Übrigens rieth er der Mutter, Marien nicht zu lange im Kloster zu lassen, sie zu zerstreuen, auf andere Art zu beschäftigen, und schlug vor, sie nach Preßburg zu führen, wo die Szapary's unverzüglich hinkommen würden, um sich von da nach Wien zu begeben, weil der Kaiser, der Szapary nach seinen ausgestandenen Leiden sehn, und ihm persönlich Glück wünschen wollte, diesen gnädig dahin eingeladen hatte. Marie könnte mit ihnen reisen; es bereiteten sich Feste und Unterhaltungen in Wien, die sehr geeignet seyn würden, wohlthätig auf Mariens erschütterte Einbildungskraft zu wirken, und er zweifle nicht an einem guten Erfolg. Bewiese es sich anders, bliebe ihr Entschluß, den Schleyer zu nehmen, fest, und bewähre sich durch längere Zeit, dann könnte man ihren Beruf als einen wahren betrachten, und ihrem gegründeten Verlangen willfahren.

Dieser Brief war wie aus der Seele der Mutter genommen. Sie billigte alles, was er enthielt, und beschloß auf die klügste Art davon

Gebrauch zu machen. Sie zeigte ihn also Marien nicht, aber sie sagte ihr, Graf Adam habe geantwortet, er sey zwar nicht ganz mit ihrem Entschluße zufrieden, aber, weit davon entfernt, ihr bey einem so löblichen Vorhaben hinderlich zu seyn, mache er es nur zur unerläßlichen Bedingung seiner Einwilligung, daß sie nicht eher als nach sechs Monathen ihr Noviziat antreten dürfe. Mit Wattenwyl habe er übrigens nicht gesprochen, glaube aber gewiß, daß dieser, nach dem, was vorgefallen, sich ihrem Wunsche nicht widersetzen und sie für völlig frey erklären werde.

Marie hörte ihrer Mutter schweigend zu. Was diese sagte, fiel wie ein kalter Nachtthau auf ihre warmen stolzen Erwartungen. Widerstand wäre ihr lieber gewesen als diese halb bedingte Einwilligung, die sie zu dem verwies, was ihr das Unerträglichste war, zu Geduld und Ausharren. Vollends aber verletzte sie tief die Art, wie ihres Verlobten erwähnt worden war. Es verdroß sie, und zu diesem Verdrusse gesellte sich die unangenehmste Empfindung, die des Bewußtseyns, daß es nicht anders seyn könne, und Wattenwyl vollkommen Recht habe, sich so gegen sie zu benehmen. Sie äußerte einen Theil

dieser Empfindungen vor ihrer Mutter, den übrigen verschwieg sie; aber diese errieth dennoch, was in ihrer Seele vorging, und freute sich dessen, wie ein Wundarzt sich freut, wenn ein gelähmter Theil wieder anfängt Schmerz zu empfinden. Doch äußerte sie sich nicht weiter, und hoffte mehr von der Zeit.

So geheim Marie ihren Vorsatz, im Kloster zu bleiben, vor den Nonnen gehalten zu haben glaubte, so hatten diese ihn doch, theils aus einigen Äußerungen errathen, theils ihr mit Schmeicheln und freundschaftlichen Forschen abgefragt, und er hatte ungemeine Freude unter den guten Schwestern verbreitet. Das Gerücht kam auch zur Äbtissinn, und diese, theils von eigner Erfahrung und Klugheit geleitet, theils von der Mutter durch deren Mittheilungen auf den richtigen Gesichtspunct gestellt, beurtheilte die Sache ganz so, wie Mariens Verwandte. Sie sprach also mit ihr darüber, lobte ihren Vorsatz, ließ sie aber einsehen, daß längere Prüfung und Erforschung dazu gehöre, um zu wissen, ob der Entschluß auch von Gott komme, und wahrer Beruf sey. Marie brachte ihre Gründe vor, die Äbtissinn schien nicht davon durchdrungen. Der Gegenstand wurde nun öfters zur Sprache ge-

bracht, die Äbtissinn erwähnte mehrmahls der Proben, der Gewährleistungen; und als sie einst mit Marien allein war, schlug sie ihr vor, zum Beweise, daß ihr Entschluß fest und wohlgegründet sey, eine entgegengesetzte Probe abzulegen, mit Frau von Szapary und ihrem Gemahl, welchen der Kaiser zu sehn gewünscht, und an seinen Hof berufen, nach Wien zu gehn, und sich eine Weile in den Zerstreuungen des Hofes und der großen Stadt aufzuhalten. Marie fühlte sich entrüstet über diese Zumuthung. Nur die Ehrfurcht vor der hochwürdigen Frau hielt ihren aufwallenden Unmuth in Schranken. Doch konnte sie nicht umhin, ihre Verwunderung zu äußern, daß man die, welche gesonnen sey, der Welt und allen ihren trügerischen Freuden abzusterben, wie mit Gewalt in dieselben hineinstoßen wolle.

Die Äbtissinn suchte ihr begreiflich zu machen, daß dieß ihre Absicht nicht seyn könne, daß aber, wer der Welt entsagen wollte, diese doch erst kennen, und sich von der Unzulänglichkeit ihrer Freuden überzeugen müsse, um nicht später von unnützer Reue ergriffen zu werden. Sie setzte hinzu, daß Sitte und Vorschrift es jeder Candidatinn des Klosters zur Pflicht mache, vorher sich unter Aufsicht ihrer Verwandten, durch ein Paar

Wochen in der Welt umzusehn, und als Marie noch etwas einwenden wollte, legte es ihr die Äbtissinn mit sanftem Ernst aber mit einem Tone, der keinen Widerspruch mehr erlaubte, als eine Pflicht des Gehorsams auf. Marie schwieg, aber ihr Unmuth war aufs höchste gesteigert.

Sobald es schicklich war, eilte sie zu ihrer Mutter, und hier strömte der verhaltene Unwillen über die Tyranney der Tante, wie Marie es nannte, in laute Klagen aus. Die Mutter ließ ihre erste Heftigkeit vertoben, und suchte dann die zwey einzigen Gründe, auf welche Marie ihre Weigerung stützen konnte, zu entkräften. Sie bewies ihr, daß ihre Ehre vor der Welt unbefleckt geblieben sey, weil bey jenem nächtlichen Überfalle niemand der Gegenwärtigen die Sprache verstanden habe, deren der Fremde und ihr Bruder sich bedienten, und daher Niemand den Zusammenhang jenes Gefechtes mit Mariens Angelegenheiten ahnen könne, so daß das Ganze immer als ein feindlicher Angriff der Türken auf Megyer angesehn worden sey. Diese Auseinandersetzung schien Marien sehr zu beruhigen, und eine schwere Last von ihrer Seele zu wälzen. Was den zweyten Punct betraf, ihre Furcht, Wattenwyl in Wien zu begegnen, so versicherte

ihr die Mutter mit sehr strenger Miene, daß der Rittmeister selbst den Wunsch hegen müsse, diejenige nie wieder zu erblicken, die ihn auf diese Weise aufzuopfern im Stande gewesen war, und daß ein Wink ihres Bruders hinreichen werde, ihn für die ganze Dauer ihres Wiener-Aufenthalts, der ohnedieß nur auf ein Paar Wochen berechnet war, aus dieser Stadt zu entfernen.

Marie unterwarf sich, aber die Reden ihrer Mutter hatten einen schmerzenden Stachel in ihrer Brust zurückgelassen. In welchem Lichte erschien sie vor Wattenwyls Augen? Ihm war also der wahre Zusammenhang der Ereignisse bekannt. Was mußte er von ihr denken? Diese Vorstellung war ihr unerträglich. Sie hatte Wattenwyl stets sehr hoch geachtet, sein Bild stand glänzend vor ihr; aber in welchem Lichte mußte das ihrige, das Bild der ehr- und treuvergeßnen Braut, vor dem Auge des verrathenen edlen Verlobten stehen!

Sie verabscheute sich selbst, wenn sie das recht lebhaft dachte, und je peinlicher ihr diese Selbstverachtung war, jemehr strebte sie sich davon zu befreyen, und einen Theil, den größten, ihrer Schuld auf den Verführer zu wälzen, über dessen eigentliche Natur sie ohnedieß verworrene

und schreckhafte Begriffe hegte. Auf jeden Fall hatte er sie schändlich hintergangen, und wenn er nichts Schlimmeres als ein Türke war, so hatte er doch gewußt, daß sie als Christinn ihm nie rechtmäßig angehören konnte. Daß er keine andere Absicht bey jener nächtlichen Zusammenkunft gehabt, als sie gewaltsam zu entführen, das war ihr und ihren Verwandten aus manchen Beobachtungen klar geworden. Der einst leidenschaftlich Geliebte erschien ihr nun wie ein Unhold, wie ein Ungeheuer, das sie in einen Abgrund locken, und um ihr irdisches und ewiges Heil bringen wollte. Sie wollte nicht mehr an ihn denken, sie verbannte sein Bild im Wachen aus ihrer Erinnerung, und quälte sich mit Selbstvorwürfen, daß es so oft und so verführerisch in ihren Träumen wiederkam. Sie wollte ihn hassen, und glaubte auch es dahin gebracht zu haben. Wäre er aber selbst erschienen, hätte sie diese Gestalt wieder gesehn, die im ersten Augenblick so bedeutend vor ihr aufgetreten war; hätte sie den Klang dieser Stimme wieder gehört, die selbst jetzt noch zuweilen in ihrem Innern wiedertönte, wer weiß, was aus ihren Vorsätzen geworden wäre! Aber Abdurrahman kam nicht; er hatte jetzt sehr dringende Geschäfte in Ofen,

und durfte sichs nicht erlauben, zum zweytenmahl einem verliebten Abentheuer nachzugehn, das ihn das erstemahl in so große Gefahr gebracht, und dessen Andenken ihn daher noch jetzt mit Scham und Wuth erfüllte. Doch hatte er den Gedanken auf Mariens Besitz nicht ganz aufgegeben. Ihre ungemeine Schönheit hatte den für weiblichen Reiz nur zu empfänglichen Helden mächtig angezogen — die abentheuerliche Art ihrer Bekanntschaft mochte ebenfalls beygetragen haben, den Eindruck zu verstärken, und die antwortende Leidenschaft, welche er sogleich in des Mädchens Benehmen erkannte, fachte den Gedanken in ihm an, sich ihrer zu bemächtigen. Der Entwurf war verunglückt, wie wir wissen, er hatte dem Pascha Gefahr und Schmach gebracht. In der ersten Zeit verbannten diese feindlichen Empfindungen, verbunden mit den dringenden Geschäften, Mariens Bild ganz aus Abdurrahmans Herzen. Er dachte nur an die Befestigung seiner Stadt, an die Anstalten zur Vertheidigung, und er fand es in dieser Beziehung gerathen, sich mit seinem Nachbar Hamsabeg zu diesem Zwecke fester zu verbinden. Der einige Zeit bey Seite gelegte Plan einer Vermählung mit Sobeiden wurde wieder hervorgesucht, und

die Bewerbung feyerlich eingeleitet. Selbst diese Vorbereitungen lenkten Abdurrahmans Herz auf mildere Gedanken. Mariens Bild erhob sich wieder zuweilen in seiner Seele aus den Schatten, womit es sein Unmuth bedeckte. Er meinte, man könne das Eine thun, und das Andere nicht unterlassen; sein Harem so wie sein Herz war groß und reich genug für zwey, auch für mehrere Schönheiten zugleich. Der Gedanke, sich an Bathiany für den erlittenen Schimpf dennoch rächen zu können, fügte seine stachelnden Beweggründe hinzu. Abdurrahman fing wieder an, zerrissene Faden anzuknüpfen. Seine Späher mußten sich auf Kundschaft legen, er erfuhr alles, was wir schon wissen, und dann auch, daß Marie nach Wien gehn, und sich dort mit Szapary während der Festlichkeiten aufhalten würde, die dem Churfürsten von Bayern zu Ehren statt haben sollten.

Unter mancherley Klagen, Widersprüchen, Vorbereitungen und Ermahnungen, von Seite der Tochter, der Mutter und Tante, war endlich der Tag gekommen, wo sich Marie, von ihrer Mutter begleitet, auf den Weg nach Preßburg machen sollte, um dort mit Szapary und

seiner Frau zusammenzutreffen, und dann mit ihnen nach Wien zu gehen. So hatte es der Bruder Adam geschrieben, der bey seinem Freunde in Comorn war, und dem Briefe war eine freundliche Einladung der glücklichen Gatten an Marien, von der Hand der freudetrunkenen Therese selbst, beygelegt. Mit Thränen, und dem treu gemeinten Versprechen, bald nach Neitra zurückzukehren, und sich dann nie mehr von den frommen Schwestern zu trennen, trat Marie die kurze Reise an. Sie war nie in Preßburg gewesen, hatte überhaupt noch nie eine größere Stadt, und außer St. Groth und Megyer nicht viel gesehen, als was zwischen beyden Orten liegt. Das Wetter war mild und heiter, der beginnende Sommer schmückte das fruchtbare Land mit allen seinen warmen Reizen; die Saatfelder wogten dicht und schwer im hellgrünen Schein, der hier und dort schon ins Gelbliche zu spielen anfing; zwischen den grünen Streifen spielten mit tausend prächtigen Farben die Mohnfelder, die eben zu der Zeit in voller Blüthe standen, und machten weithin das Land wie einen Blumengarten erscheinen. Hier und da zeigten sich Schlösser und Edelsitze von Verwandten oder Freunden, bald auf der Fläche, bald fern auf

den waldigen Anhöhen. Die Mutter kannte und nannte die meisten, und bekam dadurch Stoff zum belebten Gespräche. Sie war gütig und freundlich, des Vergangenen wurde nicht mehr gedacht, die Gegenstände wechselten rasch, die Umgebungen waren lieblich; das Alles zusammen verfehlte seine Wirkung auf das jugendliche Mädchenherz nicht. Es erweiterte sich wieder allmählig, andere Gedanken, als jene trüben, die sie bisher beschäftigt hatten, machten sich Platz in ihrem Geiste, und sie war in einer viel heiterern Stimmung, als sie jetzt der Hügel-Reihe, welche von Preßburg herab bis gegen Tyrnau sich in der Ferne hinzieht, immer näher kam; die reichen Weinberge, die sie bedeckten, das frische Grün der beblümten Wiesen deutlich erschien, und nun endlich in der Ferne seitwärts, auf einer der letzten Anhöhen das königliche Schloß von Preßburg in seiner damahligen Pracht sichtbar wurde. Jetzt wurde auch die Geschäftigkeit um sie her lebhafter. Beladene Wagen und Karren, Reiter und Fußgänger fanden sich auf der Straße, wurden von ihnen eingehohlt, oder hohlten sie ein; es wurde bemerklich, daß man sich einer bedeutenden Stadt näherte. Nun erblickte Marie den breiten Strom, den größten, den sie je gesehen, und die

Häuser der Stadt erschienen rechter Hand zwischen dem schönen Strom und den anmuthigen Hügeln, wie sie, theils in der Niederung, theils an dem sanften Abhange gebaut, sich immer mehr und mehr verdichteten, und nun die ganze Häusermasse, aus der der schöne gothische Dom emporstieg, sich vor Mariens erstaunten Blicken ausbreitete. Der Wagen fuhr zwischen die niedrigen Gebäude hinein; allmählig führte der Weg sie an Kirchen, schönen Häusern, Pallästen vorüber; Menschen, Wagen, Pferde, Gewerb und Verkauf bedeckten die Straßen. Mariens Seele war in ihren Augen, und die Mutter pries im Stillen den Vorschlag ihres Sohnes, die Tochter hierherzuführen.

Der Empfang, der ihnen von den glücklichen Gatten wurde, die schon einen Tag früher hier angekommen, und mit freundschaftlicher Wärme alles zur Aufnahme so werther Personen bereitet hatten, war, wie man es erwarten konnte, innig, freudig und rührend. Aufmerksam ruhten die Augen von Mutter und Tochter auf Szapary's Zügen und seiner Gestalt, und wohl waren die Spuren dessen, was er ausgestanden, trotz der glücklichen Wendung seines Schicksals sichtbar. Aber auch Theresens frische Blüthe hat-

te durch Gram und Sorge um den über alles geliebten Gemahl gelitten, und ihre Gesundheit schien erschüttert. Doch über diesen trüben Hintergrund breitete das Glück der Wiedervereinigung, das Gefühl der Freyheit, und die häuslichen Freuden im Kreise ihrer Kinder, bey beyden Gatten einen so lebhaften Strahlenschimmer, daß nur ein recht aufmerksamer Beobachter, oder eine ältere Freundinn, wie die Gräfinn Bathiany, die Erschöpfung bemerken konnte, deren Ausdruck in Theresens Wesen lag, und die zärtliche Sorge, mit der zuweilen das Auge des Gatten auf ihr ruhte. Marie bemerkte wenig von dem allen, sie fand Szapary noch immer einen sehr schönen Mann, und Theresen ein liebenswürdiges Weibchen, und es that ihr ungemein wohl, sich von diesem verehrten Paare mit einer Achtung und Herzlichkeit behandelt zu sehn, die vermuthen ließ, daß Graf Adam auch seinen Freund keinen nähern Blick in die Vorfälle jener Nacht hatte thun lassen. Marie wußte ihm das innigen Dank, ihr gedrücktes Herz erhob sich immer mehr, und sie blickte mit minderem Unwillen auf ihre nächste Zukunft, den Aufenthalt in Wien.

Indessen waren ihr doch noch einige sehr un-

angenehme Auftritte aufgespart. Den nächsten Morgen — es war ein Sonntag — fuhr sie sehr früh mit ihrer Mutter zur Kirche. Am Fuße des Hügels, auf dem diese steht, stiegen sie aus, und Marie leitete ihre Mutter die Stufen hinan. Da kam ihnen ein Mann in Reisekleidern entgegen, der wahrscheinlich seine Andacht verrichtet hatte. Seine Haltung war gedankenvoll, er blickte nicht auf, bis er dicht vor den Frauen stand, die ihrerseits, ohne auf ihn zu achten, emporgestiegen waren. Jetzt stehen sie vor ihm — Es ist Wattenwyl! Marie erkannte ihn, und es fehlte nicht viel, daß sie laut aufschrie. Auch die Mutter war erschrocken, am betroffensten aber schien er. Er blieb erschüttert stehn, und grüßte die Damen mit auffallender Verstörung. Auf ein glühendes Roth, das sein Gesicht überflog, war schnell Leichenblässe gefolgt. Marie glaubte ihn zittern zu sehn, wenigstens erkannte sie deutlich, daß sein blühendes Aussehn verschwunden war, und in den großen blauen Augen lag ein Ausdruck unendlicher Wehmuth. Die alte Gräfinn erwiederte seinen Gruß achtungsvoll. Marie neigte sich tief, tief vor ihm — ihn anzusehn wagte sie nicht, ihr Herz klopfte hörbar. Würde er stehn bleiben? sie anreden? Sie stand ängstlich.

Er blieb nicht stehn, er sprach nicht. Noch einmahl verbeugte er sich ehrerbiethig, schritt rasch vorüber, und flog die Stufen hinab, wie von einem Schreckniß gejagt.

Mein Gott! rief Marie: So mußte ich ihn doch sehen! O wäre ich in Neitra geblieben!

Dieß Zusammentreffen ist mir allerdings unangenehm, sagte die Mutter: Ich begreife nicht, was ihn hierhergeführt, denn daß er nicht nach Wien kommen würde, hatte dein Bruder vermittelt. Das Militär ist eben nicht Herr seines Thuns. Er hat wohl hier Geschäfte.

Und gerade in diesem Augenblick! Es hat sich alles gegen mich verschworen!

Sey nicht ungerecht, Marie! Nach dem, was vorgefallen, und worüber ich Dir nichts mehr zu sagen beschlossen habe, kannst Du nur von Glück sagen; denn besser und spurloser hätten diese Dinge nicht vorübergehen können.

Aber Wattenwyl! begann Marie noch einmahl: Findet Ihr nicht, daß er sehr übel aussieht?

Ich habe ihn nicht so genau betrachtet.

Und wie er von uns wegeilte, wie von Verpesteten!

Das, mein Kind, ist ihm wohl nicht zu verdenken. Doch es hat schon vor einer Weile zur Mes-

se geläutet, wir wollen sie nicht versäumen, sagte die Gräfinn, froh, dieß Gespräch abbrechen zu können, und sie schritten nun vollends die letzten Stufen hinauf, und traten in die Kirche, wo die Leute Szapary's der Gräfinn den geschlossenen Bethstuhl öffneten, und sie nebst Marien dort Platz nahm.

Marie vermochte lange nicht ihre verirrten Gedanken zu sammeln. Wattenwyl's Gestalt schwebte unabläßig vor ihr. Sein düsterer Blick, die sichtbaren Zeichen des Kummers in seinem Gesichte schlugen wie eben so viele stumme, aber bittere Vorwürfe an ihr Herz, und die Art, wie er sich gegen sie benommen, vollendete das Schmerzliche dieses Auftritts, indem sie seine Stellung zu ihr, und die ihrige gegen ihn, die sie schon längst gemartert hatte, in ihrem vollen Lichte zeigte. Was hatte sie nicht verscherzt, welchen edlen Freund gekränkt, wie leichtsinnig ihre ganze Zukunft zerstört, welche ihre Verwandten so liebreich, so beglückend eingeleitet hatten! Ihr Herz zerschmolz in Trauer und Reue, und aus den bittern Thränen, welche sie vergoß, erhob sich Wattenwyl's Bild immer heller und reiner, und machte ihr Unrecht gegen ihn immer fühlbarer.

Zu Mittag waren sie mit Szapary's bey dem Palatinus Paul Esterhazy zu Tische gebethen. Das Schicksal und die Waffenthaten der Freunde hatten im ganzen Reiche Aufsehn erregt; man wußte, daß der kaiserliche Hof sie auszeichnete. Grund genug, daß auch die große Welt nicht hinter diesem Beyspiele zurückbleiben, und Szapary persönlich, Bathiany aber in seinen Angehörigen, Beweise der Aufmerksamkeit und Achtung geben wollte. Obgleich Therese und die alte Gräfinn überhaupt Geräusch und Glanz nicht liebten, und Marie sich sehr verstimmt fühlte, so konnte doch eine Einladung von so hoher Hand nicht ausgeschlagen werden, und man fuhr um die bestimmte Zeit zwischen zwölf und ein Uhr den Schloßberg hinauf, wo der Palatin in Abwesenheit des kaiserlichen Hofes dessen Stelle vertrat. Sie wurden mit großer Auszeichnung empfangen, mit freundschaftlicher Wärme behandelt, und Marie fühlte sich nach und nach immer mehr über einen Hauptpunkt ihrer Besorgnisse, den Flecken, der auf ihrer Ehre haften könnte, beruhigt. Hier ahnete man nichts von allem, was vorgefallen war, und sie erhielt bald darauf einen überzeugenden aber schmerzlichen Beweis davon, indem die Gemahlinn des Palatins, wie

die Damen vor der Tafel um ihr Kanapeh herum saßen, sich mit sehr freundlicher Miene zu Marien und ihrer Mutter wendend, ihnen zuflüsterte: Es war mein Wunsch, mein Fräulein! Euch heute eine vollkommen genügende Gesellschaft zu bieten, die Euch gewiß Freude gemacht haben würde. Ein Zufall hatte gestern Abend spät einen gewissen Jemand unvermuthet in Geschäften nach Preßburg geführt. Ich bemächtigte mich seiner sogleich, er sagte zu, ich versprach mir ein großes Vergnügen von Eurer Überraschung, und nun läßt mir der Herr Rittmeister vor einer Stunde sagen, daß er schnell in Aufträgen seines Feldmarschalls, des Herzogs von Lothringen, zu ihm nach Neustadt hinüber müsse. Ihr werdet das wohl schon wissen, aber ich wollte Euch nur sagen, welche Freude ich gehofft, und wie mißmuthig mich dieß Fehlschlagen gemacht.

Marie erstarrte innerlich während dieser Rede der Palatine. Sie wußte gar nichts von Wattenwyl mehr. Er war ihr ganz fremd geworden, und seine Absage war höchst wahrscheinlich eine Folge des heutigen Zusammentreffens. Sie war nicht vermögend zu antworten. Die Mutter, welche diese Wirkung des Gesprächs voraus gesehen hatte, nahm schnell das Wort, indem sie sich,

zur Palatine wendend, zwischen Wahrheit und Lüge sagte: Wir haben den Rittmeister heute nur auf einen Augenblick gesehen, damahls war keine Rede von seiner schnellen Abreise.

Die Palatine antwortete, und das Gespräch drehte sich noch eine Weile um diesen Gegenstand. Für Marien waren es lauter Dolchstiche, und sie sah im Geiste die Verwunderung, hörte die Vermuthungen, die mitunter lieblosen Bemerkungen, welche man in diesen Kreisen zu machen nicht ermangeln würde, wenn erst die Sache bekannt werden, und Jedermann mit Staunen vernehmen würde, daß ihr Verhältniß zu Wattenwyl gelöset sey, ohne daß man die wahre Ursache dieses Bruches anzugeben, oder nur zu errathen im Stande war.

Ihre Abreise nach Wien war auf den kommenden Tag festgesetzt. Das beruhigte sie einigermassen. Dort war sie ganz fremd; dort war sie sicher, Wattenwyl nicht zu begegnen, und so sah sie denn, sie, die noch vor Kurzem vor dieser Wienerreise gezittert hatte, jetzt mit Verlangen dem Augenblick entgegen, der sie aus den gewohnten Umgebungen entfernen würde. Zwar that es ihr sehr leid, ihre Mutter einige Zeit lang nicht zu sehen; aber sie wußte, daß diese

Trennung nicht lange dauern würde, und endlich mußte sie sich, wenn sie ihren Vorsatz bedachte, ins Kloster zu gehen, doch auf eine lange Entfernung von der Mutter gefaßt machen. Sie ermannte sich also, und fuhr am andern Morgen zeitlich, nach einem thränenvollen Abschied von der Mutter, mit ihren Freunden nach Wien, und wir finden sie, wie schon gesagt worden, auf der Tribune unweit der kaiserlichen Familie wieder.

Das Spiel sollte beginnen, das, nach damahliger Sitte und damahligem Geschmacke angeordnet, schwerlich jetzt Beyfall finden würde; doch wir schildern genau, was die Chroniken jener Zeit uns aufbewahrt haben. Erwartungsvoll waren alle Augen auf die mittlere große Pforte jenes Gebäudes am Amalienhofe gerichtet, welche sich nun unter Paucken- und Trompetenschall öffnete, und aus der ein schöngebautes, mit Bildern von Meergöttern, und dem goldnen Vließ auf dem Vordertheil geziertes Schiff, in seinen Wellen schwimmend, langsam herauswogte. Dieß Schiff war die berühmte Argo selbst, die Argonauten standen in Silberrüstungen mit weißbefiederten Helmen auf dem Verdeck, und Matrosen und Bootsleute, in gewöhnlicher aber präch-

tiger Kleidung, bedienten und belebten überall das nach den richtigsten Verhältnissen gebaute Fahrzeug. So wie das Schiff in der Mitte des Schauplatzes ankam, hielt es still. Die Matrosen zogen die Segel ein, liefen auf den Strickleitern auf und ab, und zeigten alle Thätigkeit, wie sie das Schiffsvolk bey der Ankunft im Hafen zeigt. Plötzlich trat aus dem Hintertheil des Schiffes eine Frauengestalt herauf. Ihr weisses Gewand war mit goldnen Augen, Ohren und Zungen gestickt, in der Hand hielt sie eine Trompete, und Jedermann erkannte die Fama, die Göttinn des Rufes und Ruhmes in ihr. In einer italienischen Arie kündigte sie den beginnenden Streit der Elemente an, worauf der Chor der Argonauten ihr ebenfalls singend antwortete: daß die Tapferkeit der Ritter, welche sich in diesem Kampfe zeigen würden, die ihrige weit übertreffe, und daß sie bereit seyen, ihren Ruhm und ihre Siegestrophäe, das goldne Vließ, an sie abzutreten.

Als dieser Gesang vorüber war, öffnete sich die Pforte rechter Hand; der Einzug der Elemente begann, und gibt uns Gelegenheit, viele ausgezeichnete Helden jener Zeit näher kennen zu lernen. Die ersten waren die Ritter der Luft

in Aurorafarbenem Schmucke. Der Herzog von Lothringen, des Kaisers Schwager, der Held dieses Tags und des bevorstehenden ernsteren Kampfes, führte den Trupp. Sein Harnisch war von Gold. Federn bildeten den Schurz, flatterten vom reichgestickten Mantel und von dem blitzenden Helme. Windköpfe, so nennt die Chronik die pausbackichten Kindergesichter, welche mit großer Anstrengung einen Windstrahl von sich blasen, und welche man sehr oft auf Schildereyen aus jener Zeit findet, waren auf der Decke seines Pferdes, auf seinem Mantel in Gold gestickt, und erschienen in getriebner Arbeit auf der mit Edelsteinen besetzten goldnen Rüstung und dem Helme. Da, wo sie auf weichen Stoffen angebracht waren, bildete ein Büschel goldner oder silberner Fransen den Luftstoß, der aus ihrem Munde ging. Dem Herzoge, den seine ansehnliche Gestalt eben so sehr wie seine Geburt und andere Vorzüge zum Führer des ganzen Zuges eigneten, folgten noch andere ihm ähnliche aber minder prächtige Ritter, Trompeter und Pauker zu Pferde, und eine große Menge Diener zu Fuße, alle prächtig gekleidet und mit Donnerkeilen in den Händen. Den Beschluß machte eine Maschine, die ein Gewölk, und auf demselben

einen Wagen vorstellte. Juno in himmelblauem Atlas kostbar gekleidet, saß darauf, ihre Begleiterinn Iris stand hinter ihr, und weiß und blau angezogene Nymphen umgaben sie.

Den Rittern der Luft folgten die des Feuers. Passend führte ein jugendlicher Held, dessen Gemüth mit seinem Elemente übereinstimmte, der junge Churfürst von Baiern, Schwiegersohn des Kaisers, und ebenfalls einer der Helden des Tages, diesen Zug. Diese Ritter waren alle in reiche feuerfarbene Stoffe gekleidet, alle Stickereyen in Gold bildeten Flammen und Blitze. Auf den Decken der Pferde waren Salamander mitten in Flammen gestickt, und auf des Churfürsten Helm trug ein goldner Salamander den Busch von feuerfarbenen Federn, die Flammen gleich emporstiegen. Dieser Helm, unter dem die reichen Locken hervorquollen, und die ganz mit Edelsteinen bedeckte Rüstung zeichnete vortheilhaft die Gestalt des jungen lebhaften Prinzen. Hinter ihm folgten wie bey dem ersten Zuge mehrere ähnliche, wenn schon nicht mit gleicher Pracht gekleidete Ritter. Einer der ersten linker Hand war ein wohl Bekannter. Szapary's edle Figur nahm sich günstig in der schimmernden Tracht aus, und sein dunkles Auge blitzte unter dem

goldnen Helm hervor, und suchte liebend diejenige, welche ihm hier das theuerste war. An seiner Rechten ritt ein schmächtiger junger Mann, von nicht sehr großem, aber zierlichem Wuchse. Hellbraunes Haar umwallte seine blassen feinen Züge, aus denen Geist und Scharfsinn blitzten. Seine Adlernase war emporgerichtet, als sähe er irgend Etwas aufmerksam und hoffend entgegen. Noch war sein Nahme nicht weltberühmt, aber schon schöpften kundige Männer große Hoffnungen von ihm. Es war der Prinz von Savoyen, der nachmahls so große Eugen, damahls durch Ludwig des Vierzehnten ungerechte Behandlung aus den französischen Diensten vertrieben, nun Oberst in den kaiserlichen, und ein Liebling Leopolds, den der Prinz wie einen Vater ehrte. Abermahls folgte den Rittern eine Menge feuerfarb gekleideter Diener, welche vergoldete Flammen in den Händen trugen, Musik, und endlich ein Gerüst, das den Berg Ätna, mit eingestürzten Felsen und wilden Grotten, und in einer derselben die Werkstatt des Vulkan vorstellte, der darin nebst seinen Schmiedegesellen mit allen ihnen von der Mythologie gegebenen Attributen erschien.

Nachdem auch dieser Zug ungefähr die Mitte

des Platzes erreicht hatte, öffnete sich die entgegengesetzte Pforte, und heraus zogen die Ritter des Wassers. Über silbernen Harnischen trugen sie wasserblaue Mäntel mit Corallen und Perlen gestickt. Ihr Anführer war ein ebenfalls hochberühmter Kriegsheld jener Zeit, Don Raimund Montecuculi, der Achmet Kiuprili besiegt hatte, gegen welchen Türrenne gefallen war, und der überhaupt sich in jener Zeit vor ganz Europa ausgezeichnet hatte. Auf seinem Helme trug ein Delphinskopf den weiß- und blauen wallenden Federbusch, ihm folgten, wie bey den vorigen Zügen, mehrere Ritter, viele Diener, welche Dreyzacke in den Händen führten, und endlich ein von Felsen umgebenes künstliches Meer, in welchem man Neptun auf seinem von Meerpferden gezogenen Wagen, und die übrigen Wunder des Meeres, Sirenen und Tritonen, mit ihren Muschelhörnern erblickte.

Der Pfalzgraf von Sulzbach führte den vierten Zug, das Element der Erde. Die Ritter waren in Grün gekleidet, ihre Mäntel, Pferdedecken u. s. w. mit Blumen und Früchten reich und geschmackvoll gestickt, und grüne Federbüsche neigten sich auf den blitzenden goldnen Helmen. Einer unter ihnen zeichnete sich durch eine hohe

starke Gestalt, durch die scharfgeschnittnen Züge, den durchdringenden Blick der hellblauen Augen, durch den Ausdruck eines nicht gemeinen Geistes, vor den übrigen aus. Es war der kaiserliche Oberstlieutenant Graf Ludwig Ferdinand Marsigli, aus Bologna gebürtig, gleich schätzbar als vorzüglicher Soldat und wissenschaftlich gebildeter Mann, und bey der bevorstehenden Belagerung Ofens mit der obersten Leitung aller Ingenieur-Arbeiten beauftragt. Hinter diesen Rittern kam abermahls die Dienerschaft, und hierauf folgte ein zierlicher Garten, der, sich langsam vorwärts bewegend, Springbrunnen, Statuen, Blumenstücke zeigte, und in welchem Cybele mit ihrer Mauerkrone auf dem Kopfe, in einem grünen mit Blumen und Früchten gestickten Gewande auf einem Throne saß, den Satyren und Nymphen umgaben.

Alle diese Züge nebst den Maschinen zogen nun auf der einen Seite an dem in der Mitte stehenden Schiffe Argo vorbey bis zu dem Ende des Burgplatzes, wo der Hof sich an den Fenstern der alten Burg befand, und vorn herab sich die Sitze der Damen ausbreiteten. Alle Ritter senkten dort die Speere oder Degen, und neigten die befiederten Häupter zum ehrerbiethi-

gen Gruß vor der kaiserlichen Familie. Aber wenn dieser Pflicht genug gethan war, streiften die neugierigen Blicke über die Tribune hin, wo in ihrem schönsten Schmucke die Frauen des Adels saßen, und suchten und fanden bald eine liebe bekannte Gestalt heraus, oder weideten sich nur überhaupt an dem vielfarbigen Blumenbeete, das hier vor ihren Augen lag. Auch unter den Damen entstand Geflüster, die Bekannten wurden bezeichnet, nach den Unbekannten gefragt. Therese, die selten nach Wien kam, mußte sich viele nennen lassen, und eine kleine Charakteristik, bald günstiger bald ungünstiger, wie eben die Sprechende gegen den in Rede stehenden Ritter gesinnt war, folgte auf die Nennung des Nahmens. Marie saß im Anfange theilnahmslos daneben, und fragte nicht viel. Aber als nun die Feuerritter kamen, Szapary's Auge seine Frau suchte, diese ihm schon von weitem entgegenlächelte, er ihr einen herzlichen Gruß zuwinkte, die Augen aller Nahesitzenden sich gegen die Frau des ausgezeichneten Mannes wendeten, und alles fragte, wo sitzt sie? welche ist es? — als Andere vom Ruf bezeichnete Männer, wie Montecuculi, der Herzog von Savoyen, die ihnen bekannten Frauen grüßten, und jedes=

mahl ihr Gruß die Ausgezeichnete zum Gegenstande einer augenblicklichen Aufmerksamkeit machte; als auch die übrigen Ritter ihren Bekannten Zeichen der Achtung gaben, beynahe alle Damen rings herum auf der Tribune, auf diese Art, einen oder mehrere Grüße erhalten hatten, und nur Marie, das freundliche Nicken Szapary's ausgenommen, von Niemand gegrüßt, von Niemand bemerkt worden war, da hob ein tiefer Seufzer ihre Brust, und sie fühlte bitter ihre Verlassenheit. Ja, wenn noch alles so gewesen wäre, wie ehemahls, dann wäre Wattenwyl, des Herzogs von Lothringen Adjutant und Liebling, sicher in seinem Gefolge gewesen. Sein Auge würde sie gesucht, sein achtungsvoller und zärtlicher Gruß die geliebte Braut ausgezeichnet haben. Dann würde man sich gefragt haben, wer das Mädchen sey, das der hübsche Ritter so zärtlich gegrüßt, sie hätte mit in den Kreis der regen Theilnehmer des Festes gehört, sie hätte sich an ihrer Stelle gefühlt, und wie ganz anders würde die ganze Feyerlichkeit sich für sie gestaltet haben!

Diese Gedanken verstimmten sie ungemein, und machten es sie, wie schon Manches frühere Ereigniß, abermahls beklagen, daß man sie den

bergenden Mauern ihres friedlichen Klosters entzogen und gezwungen hatte, auf diesem Schauplatz zu erscheinen, wo sie sich ganz fremd, ganz vereinzelt fühlte.

Eine rauschende Instrumental-Musik, die jetzt, so wie die Züge der vier Elemente ganz vorüber, und alle Personen an ihren Plätzen angelangt waren, sich von dem gegenüberstehenden Gebäude hören ließ, unterbrach Mariens düstere Gedankenreihe. Eine prächtige Symphonie leitete eine Art Cantate ein, in welcher die mythologischen Personen, die sich auf den Maschinen befanden, Sänger und Sängerinnen der kaiserlichen Oper und Capelle, um den Vorzug ihrer Elemente gegeneinander stritten, ihre Ritter zum Streit und zur Tapferkeit ermahnten, und sich endlich auf ihren Gerüsten, so wie das Schiff Argo, zurückzogen, und durch die Pforten entfernten, aus welchen sie gekommen waren, um den Rittern den Schauplatz zu einer Art von Caroussel und zum Pferde-Contretanz frey zu lassen.

Die vier Banden der Musik, welche die vier Elemente begleitet hatten, stellten sich an den vier Ecken des Schauplatzes auf, und ließen ihre Instrumente in freudigen Weisen zum Kampf

ertönen. Von jedem Element sprengte zuerst ein Ritter hervor, forderte seinen Gegner, und zeigte seine Geschicklichkeit im Abfeuern von Pistolen, Hauen mit dem Degen, kühnem Reiten und geschickten Wendungen der Pferde. Hierauf ritten von jedem Trupp zwey und zwey, dann mehrere Ritter gegen einander, bis endlich der Kampf allgemein wurde, die Ritter dem Anschein nach wild und kühn durcheinander sprengten, Degen an Degen oder an Helmen und Schilden klirrten, Schüsse knallten, Pulverdampf die Gestalten der Kämpfenden verhüllte, und den Zusehern ein unblutiges aber anziehendes Bild eines nahe bevorstehenden ernsten Kampfes gab, wobey aus mancher weiblichen Brust, die für ein geliebtes Leben zu zittern hatte, sich schmerzliche Seufzer hoben [5]).

Ach, sagte Therese, zu Marien gewendet: Wie man nur eine Freude daran haben kann, sich ein so furchtbares Bild so lebendig zu vergegenwärtigen! Sieh nur, wie sie wild durcheinander toben! Alle Augenblicke meint man, es müsse einer stürzen. Und wenn es nun erst Ernst wäre! wenn gegenüber die Türken — Sie schauderte bey diesem Gedanken, und, ihr Gesicht in

beyde Hände verhüllend, blieb sie einige Augenblicke in dieser Stellung.

Marien traf dieses Wort wie ein Blitzstrahl. Die Wälle von Buda standen vor ihr. Sie sah die Kämpfer ihres Landes und Glaubens, den Gemahl der Freundinn, den Bruder, den verlornen Verlobten in den Reihen derselben, und gegenüber auf den Mauern stand, seine tödtlichen Geschütze auf jene richtend, von den Ihrigen verflucht, derjenige, an den sie nicht mehr denken wollte, vor dessen Bild sie schauderte, so oft es ihr erschien, und das dennoch nur zu oft kam, um sie zu schrecken. Gewaltsam und schmerzlich drängten sich diese Vorstellungen in ihrem Geiste, sie vermochte es nicht Theresen zu antworten, und als diese, sich nach ein Paar Secunden aufrichtend, die Freundinn ansah, bemerkte sie mit Betroffenheit die Verstörung ihrer Züge, die starren Blicke derselben. Theilnehmend glaubte sie sie zu verstehen, und sagte: Arme Marie! Dir geht es auch wie mir, Du siehst auch in dieser Gegenwart eine schreckhaftere Zukunft, Du hast auch für theures Leben zu zittern, dein Bruder und Wattenwyl werden dort kämpfen, wo mein Peter kämpft.

Marie wandte sich, und sah Theresen starr

an. Du hast Recht, sagte sie endlich: O es wird ein furchtbarer Kampf werden, und ich sehe nichts als Elend für mich bevor.

Du erschreckst mich, Marie, erwiederte Therese: Hast Du so wenig Zutrauen zu unserer heiligen Sache, zu Gottes Schutz, der seinen Streitern gegen die Ungläubigen, gegen diese heidnischen Barbaren jetzt so sichtbar beysteht? Ihr habt mich oft mit meiner Ängstlichkeit geneckt. Ich hätte wohl auch nach dem Unglück, das uns betroffen hat, alle Ursache zu fürchten. Ich fürchte wohl auch, aber ich vertraue auf Gott. Er, der durch eine so wunderbare Fügung meinen Gemahl aus den Ketten seiner Peiniger erlös'te, und das Unglaublichste geschehen ließ, um Szapary zu retten, er wird uns auch ferner beystehn.

O mein Gott! rief Marie, von ihren Erinnerungen überwältigt: Ich bitte Dich, Therese! laß uns abbrechen, das Gespräch paßt nicht für ein fröhliches Fest.

Wie Du willst, erwiederte Therese gutmüthig, aber mit leisem Kopfschütteln, indem sie sich nicht enthalten konnte, im Stillen sich über Mariens Äußerungen zu wundern, die sie nicht begreifen, nicht mit der Vorstellung zusammen-

reimen konnte, welche sie bisher von Mariens achtungsvoller aber ruhiger Neigung für Wattenwyl gehegt hatte. Sie fing an nachzudenken, allerley entfallene Äußerungen derselben, Wattenwyl's Abwesenheit von Wien in diesem feyerlichen Augenblicke, wo sein Feldherr und seine Braut sich hier befanden, seine schnelle Entfernung neulich aus Preßburg, Mariens verändertes Aussehen, fielen ihr ein. Es fingen an sich Zweifel in ihr zu gestalten, ob die Sachen unter den Verlobten wohl noch so stünden, wie sie stehen sollten, und was wohl die Ursache seyn könnte, und sie nahm sich vor, ihre Freundinn genauer zu beobachten.

Das Kampfspiel war nun zu Ende. Die Ritter sammelten sich zu ihren Schaaren, eine Pause trat ein, während welcher Getümmel und Musik schwieg, aber der lauteste Beyfall durch Bravorufen, und Händeklatschen, wozu der Hof selbst das Zeichen gab, sich lärmend und allgemein hören ließ. Die Ritter verbeugten sich zierlich dankend, gaben Pistolen und Degen an ihre Knappen, ließen die kleinen Zerstörungen, welche der Kampf an Rüstungen und Pferdezeug gemacht hatte, verbessern, und bereiteten sich nun zu einem leichtern und anmuthigern Spiele,

dem Contretanz, vor, indeß auf den Tribunen und Gallerien das Geflüster und Geplauder der zahlreichen Menge wie ein fernes Meer brauste; wie die Nächstsitzenden und Stehenden sich ihre Bemerkungen über die Geschicklichkeit der einzelnen Kämpfer mittheilten, und bald dieser, bald jener den Vorzug erhielt.

Der Pfalzgraf von Sulzbach, der Führer des letzten Truppes, ein wohlgebildeter lebhafter Herr, hatte die Augen vieler Damen auf sich gezogen, man sprach in Thereseus Nähe von ihm, und man wollte bemerkt haben, daß seine Blicke sich öfters gegen diese Gegend der Tribune gerichtet hätten. Therese mischte sich in's Gespräch, da ihrer Gefährtinn ohnedieß wenig Rede abzugewinnen war. Man zeigte ihr den Prinzen, dessen Jugend und Schönheit wohl in den Augen der meisten Damen sein Hauptverdienst war. Therese sah hin, der Prinz erhob in demselben Moment die Augen wieder zur Tribune, sie trafen auf Theresens Blicke, und diese war gezwungen, die ihrigen vor dem ausdrucksvollen Feuer zu senken, das ihr in den seinigen begegnete. Nicht mehr wagte sie es nun ihn anzusehn, das aber konnte sie wohl bemerken, daß sein Gesicht immerfort nach dieser Seite gekehrt war, und

manchmahl glaubte sie sogar zu sehen, daß diese Blicke voll Gluth ihr gälten. Diese Bemerkung setzte sie in Verlegenheit, sie beleidigte sie, und sie nahm sich vor nicht wieder hinzusehn. In dem Augenblicke schmetterten die Trompeten, eine muthige Musik, zwischen Tanz und Marsch schwebend, begann. Die Kämpfer reihten sich wie im Anfang, jede Schaar hinter ihrem Führer, und noch einmahl zogen sie wohlgeordnet den Platz entlang bis vor die Fenster des kaiserlichen Hofes, schwenkten sich dann an der Tribune, und kehrten an der andern Seite, wie das erstemahl zurück. Thereseņs Blicke hatten auch jetzt wieder schon von weitem den geliebten Gemahl erkannt, und zärtlich begrüßt, sie folgten ihm, ihn allein unter dem ganzen glänzenden Zuge sehend, als er schon beynahe das Ende des Schauplatzes erreicht hatte, und bereits die Ritter der Erde, der vierte Trupp, sich vor dem kaiserlichen Hofe neigte. Da zog plötzlich ein heftiges Geräusch gerade unter der Tribune ihre Aufmerksamkeit, wie ihre Blicke von dem fernen lieben Gegenstande ab. Es war das Pferd des Pfalzgrafen von Sulzbach, das bäumend ungestüm aufstieg, und sich, wie es schien, nur mühsam bändigen lassen wollte, so, daß der ganze Zug aufgehal-

ten unter der Tribune verweilen mußte, aller Augen sich auf das verwilderte Thier richteten, mancher ängstliche Laut der Gefahr des schönen Reiters, und mancher Ausruf der Bewunderung seiner Kühnheit und Geschicklichkeit galt, während sein Auge, inmitten des gefährlichen Spiels, unabwendbar nur Einen Gegenstand suchte.

Therese erschrack, wie sie dieß jetzt bemerkte, sowohl über die kühnen Blicke, die sie gleich Pfeilen trafen, als über das ganze Spiel, das vor ihren Augen getrieben ward, und dessen Absichtlichkeit, so wie der Gegenstand desselben leicht möglich von mehreren, als ihr, errathen werden konnte. Geflissentlich wandte sie jetzt ihr Gesicht mit strengem Ernste seitwärts; keine Courbette des Pferdes gewann mehr einen Blick von ihr, und bald hörte sie, wie der Reiter es zur Ruhe brachte, und der Zug nun vorwärts ging.

Dieser kleine Zufall verleidete ihr einigermassen das Vergnügen an dem heutigen Schauspiele, das sonst ihr jugendliches, jetzt so sehr zur Freude gestimmtes Gemüth um so angenehmer beschäftigt hatte, als ihr in ihrer ländlichen Einsamkeit derley Festlichkeiten völlig neu waren. Doch der Contretanz begann, die Ritter wirbelten durcheinander, jetzt in langen Zügen ein=

zeln hintereinander reitend, jetzt in künstlichen Touren durcheinander sprengend; und die Präcision der Figuren, die Kühnheit und Geschicklichkeit der Reiter, so wie die Gelehrigkeit und Schönheit der Pferde wurde allgemein bewundert. Theresens Herz jubelte, wenn sie den schlanksten und größten der Feuerritter, als einen derjenigen von Unbekannten bezeichnen hörte, welche sich sowohl beym Caroussel als jetzt beym Tanze am meisten auszeichneten. Diese angenehmen Eindrücke zerstreuten und erheiterten sie wieder; der Pfalzgraf und seine Keckheit war vergessen, und als das ganze Schauspiel geendigt war, die Damen sich von den Tribunen verloren, und alles nach Hause ging, da hatte Therese dem zurückgekehrten Gemahle so viel zu sagen, er so viel zu antworten, daß, wenn sie es auch gewollt hätte, keine Zeit zur Erzählung jenes kleinen Vorfalls geblieben wäre.

Es war überhaupt eine vielfach bewegte und besetzte Zeit. Ein glänzendes Fest verdrängte das andere. Die Auszeichnung, mit welcher Szapary und seine Angehörigen vom Hofe selbst behandelt wurden, hatte in Wien, so wie vorher in Preßburg, den gleichen Eifer unter dem Adel erweckt. Einladung folgte auf Einladung, und

unsere Ungarn sahen sich oft bemüßigt, eine oder die andere auszuschlagen, oder sich zu theilen. So waren sie zu Mittag bey dem Oberstkämmerer Graf Martinitz zu Tische gebethen, Abends war Concert bey Hofe, wo die Virtuosen und Virtuosinnen, welche diesen Morgen als Cybele, Theseus, Neptun u. s. w. schon die Ohren der Versammlung entzückt hatten, sich in den Gemächern der Königinn von Pohlen, Gemahlinn des Herzogs von Lothringen, hören lassen sollten. Therese war entzückt über alle diese Auszeichnungen, die ihrem geliebten Gemahle wurden; sie sonnte sich in den Strahlen, die ihn umgaben, und so erschöpft sie sich von der Unruhe des Vormittags, den mannigfachen Toiletten, und dem langen Mittagsmahle fühlte, so freute sie sich doch, ihren Gemahl auch in das Concert begleiten zu können. Etwas bleicher als am Morgen, aber recht vergnügt, erschien sie Abends bey Hofe, und sah, wie die Augen der meisten Damen auf ihrem Gemahle in seiner prächtigen Nationaltracht hafteten, und die Prinzen des Hauses, und Kaiser Leopold selbst sich lang und angelegentlich mit ihm unterhielten. Sie wäre ganz selig gewesen, wenn nicht Mariens Trübsinn, der sich in dem Grade vermehrte, in wel-

chem sie ihre eigne Verlassenheit an der glückli-
chen Gattinn Seite immer tiefer fühlte, und die
auffallenden Bewerbungen des Pfalzgrafen, der
sein kühnes Spiel von diesem Morgen erneuerte,
sie gestört hätten; indem sie auf der einen Seite
die tiefsinnige Freundinn zu zerstreuen suchte,
und auf der andern dahin strebte, sich den auf-
fallenden Annäherungen und sichtbaren Huldi-
gungen des zudringlichen jungen Fürsten mit
Ernst und Würde zu entziehen.

Denselben Abend, wo das Concert bey Hofe
die höchsten und hohen Herrschaften glänzend
unterhielt, suchte und fand die untergeordnete
Classe ihrer Diener ebenfalls Freuden ihrer Art
in andern Regionen der Stadt.

Der Dom von St. Stephan war damahls
nicht so wie jetzt ringsum frey und zugänglich.
Thore, welche jeden Abend geschlossen wurden,
sonderten den Kirchhof, der ihn umgab, von den
auf ihn sich öffnenden Straßen, und vor dem
Haupteingang, das Riesenthor genannt, lief
eine schmale Häuserreihe hin, die jetzt seit bey-
nahe dreyßig Jahren abgebrochen ist, und den
ungehinderten Anblick des ehrwürdigen Münsters

gewährt. Damahls standen aber die niedrigen Häuserchen noch, und bildeten eine schmale Straße mit dem gegenüber liegenden großen Gebäude, das von einer frühern Feuersbrunst, welche die ganze Gegend dort herum in Asche legte, den Nahmen Brandstadt trug, und noch heute trägt. Hier befand sich seit drey Jahren das erste Kaffehhaus in Wien, das jener treue Grieche Kolschützky hielt, der so viel zur Erhaltung der Stadt beygetragen [6]); und hier saßen in der Kühle des sinkenden Sommerabends auf Stühlen vor dem Kaffehgewölbe in freyer Luft, zwey Landsleute des Kaffehwirthes, und zwischen ihnen Paul, des Herrn von Szapary Leibhusar. Dieser that, während seine Herrschaft bey Hofe im Concert war, bis zu der Zeit, wo er sich mit den Sänften dort einfinden mußte, um sie abzuhohlen, sich hier gütlich, und war von der Neuheit der ihn umgebenden Gegenstände, von dem ihm bisher unbekannten aber sehr wohlschmeckenden Genusse des Kaffehs, und von der Freundlichkeit und Großmuth seiner neuen Bekannten ganz bezaubert. Die beyden Griechen hatten sich schon im Gasthofe zur heiligen Dreyfaltigkeit am hohen Markte an ihn gemacht, seine Bekanntschaft gesucht, und durch einige Flaschen echten Grinzin-

ger- und Nußberger-Weins auch sein Wohlwollen gewonnen. Er hatte bereits in Preßburg so viel von dem neu errichteten Kaffehhause und von dem unbekannten türkischen Gebräue, das man dort bekäme, gehört, seine neuen Freunde machten sich ein Vergnügen daraus, ihn Abends zu Kolschützky zu führen; jetzt saßen sie an seiner Seite, ihre Pfeifen dampften in die abendliche Luft hinaus, und feine Liqueurs, welche die Fremden bringen ließen, und wovon sie dem guten Husaren, dem das Alles eine neue Welt war, fleißig einschenkten, machten ihn immer gesprächiger und vertraulicher.

Also das ist eine Gräfinn Bathiany, sagte der Eine, und keine Schwester eurer Frau, das bildschöne Mädchen, das heut Morgens neben ihr saß?

Ja, ja, erwiederte Paul, sie ist die Schwester des Grafen Adam, aber der ist ein Leib und eine Seele mit meinem Herrn.

„Aber warum sieht sie denn so übel aus? Ist sie krank?“

Beyleibe nicht, frisch und gesund.

„So grämt sie sich wohl etwa um ein Liebesleiden, das ist bey jungen Dirnen oft der Fall.“

So eigentlich wohl nicht, antwortete Paul

mit kluger Miene: Sie hat einen Bräutigam, er ist zwar nur ein Deutscher, setzte er mit wegwerfendem Tone hinzu, aber ein braver Herr, couragirt und freygebig. —

„Und hat sie ihn lieb? fragte der Grieche."

Freylich wohl. Aber es ist was curioses geschehn, man sollte es eigentlich nicht sagen.

„Uns könnt Ihr vertrauen, entgegnete der Erste, wir wissen zu schweigen."

Nun so will ich denn erzählen. Es war eine Gewitternacht im vorigen Aprill, nicht doch, es war im May.

„Gleichviel, fiel der Grieche ein."

Ja doch. Es war doch noch im Aprill, und vor St. Georgi, denn der Herr Fiskal sagte, es werde ein fruchtbares Jahr geben, weil es vor Georgi gewittert —

„Nun, und das Fräulein?"

Ja recht, die war draußen im Wetter, und ihr Pferd wurde scheu, und der Herr Verbözy, ja den kennt Ihr nicht, das ist der Stallmeister, dem wurde ganz dunkel vor den Augen, und plötzlich war das Fräulein verschwunden —

„Verschwunden? wiederhohlte etwas ungläubig der erste Grieche."

Wie ich Euch sage, es war unbegreiflich, sie

kam dem Herrn Verbözy von der Seite weg. Auf einmahl begegnet ihr ein stattlicher Reiter, der hält ihr das Pferd auf, und führt sie sehr höflich — denn es hatte unterdeß stark zu regnen angefangen — in sein Zauberschloß, das plötzlich auf der Haide steht, wo vorher so wenig zu sehen war, als auf meiner Hand.

„Ey der tausend! rief der Grieche.“

Ihr könnt mirs glauben —

„Wart Ihr selbst dabey?“

Ich nicht, aber ein meiniger Kamerad, der beym Grafen Adam dient, den brachten des Zauberers Diener sammt dem alten Stallmeister auch in das Schloß, und das war eine Herrlichkeit und gegessen und getrunken haben sie die ganze Nacht, und am Morgen war alles verschwunden —

„Seltsam! rief der andere Grieche: Nun, und das Fräulein?“

Ja die war seitdem wie verwandelt, und ist es noch. Ich sage es immer, der Hexenmeister hat ihrs angethan, er hat sie behext. Ihr wißt doch, was das sagen will?

„Freylich! wer würde das nicht verstehn! Und ich bin Eurer Meinung, daß der Zauberer das Fräulein bezaubert hat. Und hat sie ihn seit=

dem nicht mehr gesehn? fragte der erste Grieche, indem er Paul scharf ansah."

Mit keinem Auge. —

„Gewiß nicht?"

Gewiß nicht. Das hätte man ja auf Megyer wissen müssen. — Aber — und Paul strich sich den Schnurbart bedenklich — ihren Bräutigam hat sie auch nicht mehr gesehen.

„Den wird doch der Zauberer nicht auch behert haben?"

Wer weiß? In Preßburg, wir gingen eben in die Kirche, da schoß er an uns vorbey, so — er stand auf und machte, etwas vom Genuße des Liqueurs in seinem geraden Gange beirrt, die Art nach, wie der Rittmeister Marien vorbeygeeilt war — als ob wir ihn gar nichts angingen. Der Grieche bezwang das Lachen, und fragte ernsthaft weiter: Und was sagte denn das Fräulein dazu?

O die war verdrießlich, sehr verdrießlich! Ich kann es Euch nicht genug beschreiben. Und das ist sie noch.

„Sie geht doch überall mit, zu allen Unterhaltungen —"

Was wollte sie? Sollte sie allein zu Hause bleiben und Trübsal blasen? Mein Herr wird

überall, vom Kaiser, von allen großen Herren eingeladen — Paul strich abermahls wohlgefällig seinen Bart—die Deutschen machen sich eine Ehre daraus, wenn er sich nur sehen läßt bey ihnen, und die gnädige Frau — ja die ließe ihn keinen Augenblick allein. Was bleibt der Comtesse übrig!

„Freylich wohl. Was haben sie denn für morgen vor?“

Morgen? wiederhohlte Paul mit nachlässiger Art: Ich weiß nicht. Für Mittag sind wir nicht gebethen, aber Abends haben wir die Wahl zwischen einem Balle auf der Straße von Schön — wie heißt das kaiserliche Schloß da draußen?

„Schönbrunn.“

Richtig, auf der Schönbrunnerstraße bey einer Fürstinn, und zwischen einer Gesellschaft in der Herrngasse beym Oberststallmeister.

„Und wißt Ihr nicht, guter Freund, was Eure Herrschaft thun wird?“

„Wir hätten so ein Plänchen mit Euch, sagte der Zweyte.“

Ein Plänchen? schmunzelte Paul beyfällig.

„Ja wohl, antwortete der Erste, wir möchten wissen, ob und wie lange ihr frey wäret. In Nußdorf ist ein Wirth, der hat trefflichen Wein

und herrliche Krebse, da möchten wir, daß Ihr uns die Ehre erzeigtet, mit uns zu gehn."

Ach zu viel! zu viel! erwiederte Paul sich verneigend: Die Ehre ist meinerseits.

„Sucht nur zu erfahren, erwiederte der Erste, was geschieht, und bringt uns die Nachricht hierher; gegen zwey Uhr Mittag erwartet einer von uns Euch hier. Und nun wollen wir Euch noch nach Hause geleiten, denn es wäre möglich, daß Ihr das Haus nicht fändet. Sie erhoben sich, schritten dem Neumarkt zu, in dessen Nähe der Gasthof lag, wo Szapary abgestiegen war, und brachten nicht ohne kleine Nachhülfe den etwas schwankenden Husaren glücklich nach Hause, wo die andern Diener mit den Sänften bereits seiner warteten, um die Herrschaft in der Burg abzuhohlen."

An demselben Abende, als die Familie Szapary nach Hause gekommen war, wurde Rath gehalten, wie man den beyden Einladungen auf morgen, zum Spiele bey dem Oberststallmeister, und zum Balle bey der Oberhofmeisterinn der Kaiserinn, Fürstinn Colonna, welche sich nicht vereinigen und doch nicht wohl ausschlagen ließen, aufs schicklichste begegnen könnte. Es ward viel hin und her gesprochen, gewählt, ver=

worfen. Szapary entschied endlich, da Therese aus Bescheidenheit ihre Meinung nicht sagen wollte, und Marie versicherte, ihr wäre alles gleichgültig, und sie versichert, sich nirgends zu unterhalten. Schon seit dem gestrigen Caroussel und der heftigen Bewegung, die ihm das Reiten verursacht, hatten seine, in der Gefangenschaft nur schlecht geheilten Wunden ihn wieder zu schmerzen begonnen, und Theresen war dieß nicht entgangen, sie wäre also am liebsten zu Hause geblieben, da auch sie sich erschöpft fühlte. Ihr Mann machte ihr aber begreiflich, daß das nicht wohl anginge, und schlug ihr deßhalb vor, mit Marien auf den Ball zur Fürstinn Colonna in ihrem Landhause an der Straße nach Schönbrunn zu fahren, wo die Maskerade — denn dieser Beysatz war ausdrücklich auf der Einladungskarte bemerkt — und die Neuheit des Schauspiels ihnen Vergnügen verhießen; er aber wolle bey Graf Dietrichsteins Spielgesellschaft erscheinen, und seine Damen bestmöglichst entschuldigen. Therese widersetzte sich diesem Vorschlage lange Zeit. Das Vergnügen hörte für sie auf, eines zu seyn, wenn ihr Gemahl sie nicht begleitete, wenn sie ihn fern von sich, und vielleicht von Schmerzen gequält, denken mußte. Aber

endlich drangen seine vernünftigen Vorstellungen und Mariens bewegte Züge durch, der man, trotz der frühern Erklärung, die Lust ansah, welche der Gedanke an ein so neues Vergnügen über sie verbreitete. Therese gab nach, und unter beständigen Klagen, wie unangenehm ihr alle die Festlichkeiten seyen, beschäftigte sich nun Marie, sobald Szapary sich entfernt hatte, eifrig mit der Wahl der Maskenanzüge, und allen Anstalten zum morgigen Balle. Therese sah es, aber sie that, als bemerke sie nichts, und gönnte dem jungen, und wirklich, wie es schien, von einem geheimen Kummer gedrückten Mädchen die kleine Zerstreuung, welche dieser Anlaß ihr both. Nach vielem Wählen und Verwerfen wurde zuletzt beschlossen, daß Marie eine Spanierinn, Therese aber eine edle Venezianerinn vorstellen wollten. Die Kammerfrauen bekamen noch Abends ihre Befehle, und der kommende Tag wurde mit frohen Empfindungen erwartet.

Der Leibhusar Paul, ganz entzückt über seine neuen Freunde, und ihre gestrige Bewirthung, hatte heute, sobald er alles, was die Herrschaft beschlossen, wohl erkundet hatte, nichts nöthigeres zu thun, als sie auf der Brandstatt in Kolschützky's Kaffehhause aufzusuchen. Er war ih-

nen zuvorgekommen, und wartete bereits eine Weile, als er den ältern, und, wie es ihm aus allem schien, angesehenern seiner beyden raizischen Gönner in seiner orientalisch bequemen weiten Tracht und der dunklen Mütze zwischen dem Haufen der Fußgänger, welche die enge Bischoffs-Straße auf und abwandelten, von weitem kennbar herauf kommen sah. Freundlich begrüßte ihn der Grieche, ließ sogleich Kaffeh und Rosoglio bringen, und fragte nun, ob er Hoffnung habe, mit seinem werthen Freunde, Herrn Paul, heute den Spaziergang nach Nußdorf zu machen.

Allerdings, antwortete der frohe Husar: Mein gnädiger Herr geht nicht auf den Ball, sondern zum Spiele und Souper beym Grafen Dietrichstein. Da habe ich recht hübsch Zeit, und wenn Ihr dann so gut seyn wollt — er verbeugte sich lächelnd — ich brauche nicht eher als um eilf Uhr in der Herrngasse zu seyn.

Gut denn, erwiederte der Grieche: Ich erwarte Euch nach dem Segen in der Schottenkirche. Und Eure Damen sind auch bey Dietrichstein?

Ih bewahre! Die fahren ja auf den Ball zur Fürstinn Colonna.

So? fiel der Grieche lebhaft ein: Also ohne den Herrn? Und Ihr braucht sie nicht zu begleiten?

Die gnädige Frau hat ihre eignen Leute, und die Comtesse auch. Es ist mein Glück, daß mein Herr nicht mitgeht, sonst müßte ich auch mit; dann gute Nacht Nußdorf und Krebsen —

„Fahren sie so zeitig?“

Im Gegentheile, so spät. Erst gegen acht Uhr. Aber ich könnte früher nicht fort, weil ich den Herrn anziehn muß helfen. Der Kammerdiener ist alt und unbeholfen, und der gnädige Herr braucht seiner Blessuren wegen gar viele Achtsamkeit.

„So, so! Wohl eine Folge seiner harten Gefangenschaft, und der Mißhandlungen?“

Was denkt Ihr? rief Paul heftig: Glaubt Ihr, mein Herr hat Striemen oder Quetschungen von Prügeln?

„Warum nicht! Er war Sclave, und Hamsabeg ist streng.“

Wunden sinds! rief Paul entrüstet: Das sage ich Euch, tiefe Schuß- und Hiebwunden von der mörderischen Affaire, wo er gefangen ward. Das will ich mir ausbitten —

„Nun nun, ereifert Euch nicht.“

Ich will mich ereifern, mein Herr ist ein ungrischer Edelmann so gut wie ich selbst, und ein Edelmann leidet keinen Schlag.

»Ihr seyd ein Edelmann? antwortete der Grieche einlenkend: Ah, allen Respect! Verzeiht, wenn ich bisher Euch nicht die gehörige Rücksicht —"

Hat nichts zu sagen, erwiederte Paul gutmüthig: Mein Gott, wir können nicht alle reich seyn, und ehrlich dienen schändet keinen Menschen. Bey uns gibt es gar viele arme Edelleute, und mein Herr ist gut und tapfer, dem dient sichs leicht und mit Ehre.

„Ihr seyd wohl lange bey ihm?"

Ich bin in seinem Hause gebohren, mein Vater war schon in seines Vaters Diensten.

„Da gehört Ihr wohl gleichsam zur Familie, und wißt um alles, was im Hause geschieht?"

Versteht sich! Man hat auch Verstand und weiß zu schweigen.

„Eine Haupteigenschaft treuer Diener. Nun aufs Wohl Eures tapfern Herrn!" Er schenkte ihm von neuem Liqueur ein. Paul that Bescheid.

„Und nun Eure schönen Damen! Sie sollen hoch leben!"

Hoch! rief Paul, und stürzte das Glas hinunter.

„Schön sind sie, das muß wahr seyn; besonders die Comtesse. Heut werden sie gar prächtig angezogen seyn auf dem Ball. Wer sie sehen könnte! Ich wäre neugierig.“

Ja seht, das geht nicht an, das wüßte ich nicht anzustellen.

„Wißt Ihr was, Herr Paul? Ihr habt ihre Anzüge gewiß schon gesehen, beschreibt sie mir ein bischen, dann kann ich mir das Übrige schon hinzudenken.“

Nun, meine gnädige Frau, die macht eine noble Venezianerinn, wie sie es nennen, die kriegt einen rosenfarbnen Schlepprock, und Kopf, Schultern und Arm in einen langen schwarz seidnen Schleyer gewickelt, der ihr auf der Erde nachschleppt.

„Das muß ihr gut stehn. Das feine Madonna-Gesichtchen. —“

Madonna-Gesichtchen? Was ist das? Ach die Larve meint Ihr? Ja, die wird ihr aber nicht gut stehn, die ist halb schwarz und halb weiß.

„Sie sind also ganz maskirt?“

Ich sagte Euch schon, daß sie sich verkleiden.

„Und auch verlarvt?“

Natürlich; da nehmen sie fremde Gesichter von Wachs vor das eigne.

„Ich verstehe; ich habe das schon öfter gesehn. Aber welchen Anzug hat die Comtesse?“

Eine Spanierinn stellt sie vor, hat mir die Kammerfrau gesagt, wie ich heut Morgens die Kleider im Frauenzimmer liegen sah.

„Die sind wohl prächtig?“

Nun ja, das der Comtesse. An dem der gnädigen Frau ist nicht gar viel. Aber der Comtesse ihr Kleid, ah das ist schön!

„Wie sieht denn das aus?“

Ganz himmelblau mit weißem Atlas, an den Schultern gebauscht, und mit Gold und Silber gestickt, und einem hohen, hohen steifen Kragen, und einem kleinen schwarzen Hut mit großen weißen Federn.

„Ist ihre Larve auch weiß und schwarz?“

Nein, die sieht aus wie ein anderes Weibergesicht, aber das eigne der Comtesse ist viel schöner.

„Und werden sie lange auf dem Ball bleiben?“

Die gnädige Frau hat schon gesagt, daß sie bald nach Mitternacht zu Hause gehen will, weil der Herr nicht recht wohl ist. Die Comtesse wird sie aber wohl bereden länger zu bleiben.

„Und wie kommen sie nach Hause? Zu Wagen?“

Nein, sie haben Sänften bestellt.

„Ihre eignen?“

Nein, das hat der Herr nicht gewollt, weil es doch weit ist. Sein Kammerdiener hat hiesige Sänftenträger bestellen müssen.

Der Grieche wußte nun, was er hatte wissen wollen. Mit der Entschuldigung dringender Geschäfte stand er auf, zahlte die nicht unbedeutende Zeche, und erinnerte seinen Freund noch einmahl an ihre Bestellung.

Als er fort war, näherte sich der Kaffehwirth, der brave Kolschützky, dem Ungar, redete ihn in seiner Sprache an, und sagte: Guter Freund! Kennt Ihr den Mann, mit welchem Ihr hier gesprochen?

Das will ich meinen! Es ist der Herr Kyriaki, ein reicher griechischer Kaufmann.

Ich verstehe Eure Muttersprache, wie Ihr hört. Ich habe Manches von dem vernommen, um was er Euch befragte, wie ich da zwischen den Tischen auf und ab ging, und ich sage Euch nur so viel: Nehmt Euch in Acht vor dem Manne, erzählt ihm nicht zu viel, und vor allem, bringt ihn nicht in Eures Herren Haus!

Und warum nicht? Doch er hat das nie verlangt. Es ist ein rechtschaffener, großmüthiger Mann, und dafür, daß er so viel in Eurem Kaffehhause einspricht, solltet Ihr wohl —

Ein Auge zudrücken? Nicht wahr? Nun mich geht es auch nichts an, was meine Kunden sind und treiben. Wenn ich aber einen Schalk auf bösen Wegen zu ertappen, und zu sehen glaube, daß er gefährliche Anschläge auf achtungswürdige Leute hat, dann Kunde her und Kunde hin! Kolschützky wird nicht schweigen, und zeigen, daß er stets so treu gesinnt ist, als vor drey Jahren.

Ihr werdet doch nicht glauben, daß er bey uns stehlen will, weil Ihr meint, ich soll ihn nicht ins Haus führen? Der Herr Kyriaki? Da muß ich lachen! Er hat mehr Goldstücke im Sacke, als ich Heller.

Was man stehlen will, muß nicht eben immer Geld oder Geldeswerth seyn. Euer Herr ist der türkischen Gefangenschaft entgangen, und diese Ungläubigen haben ihm Rache geschworen, das weiß ich. Der Kerl aber, den Ihr einen griechischen Kaufmann nennt — ein Grieche ist er wohl, und aus Belgrad gebürtig, ich kenne

ihn lange — der ist, darauf verlaßt Euch, ein türkischer Commissär, Spion, wie Ihr wollt.

Spion? rief Paul entsetzt, der von allem, was Kolschützky sagte, nur eigentlich dieß Wort recht begriff: Ach geht, das kann ich nimmermehr glauben!

Wenn Ihr das Wort im strengsten Sinne, wie man es im Krieg versteht, nehmt, dann freylich nicht; denn dazu gehört mehr Muth und Entschlossenheit, als diese feige Raizenseele hat, deren Abgott das Geld ist. Aber er ist ein Unterhändler des Hamsabeg, oder des Pascha von Ofen, der seine Creaturen überall hat, hier so gut als in Preßburg. Das ist mir beynahe bewiesen. Und also, lieber Herr Paul, um Eures edlen tapfern Herrn willen, traut dem Kyriaki nicht zu viel! Bey diesen Worten schüttelte Kolschützky des Husaren Hand traulich, ging zu seinen Geschäften und ließ unsern Paul sehr verdutzt an seinem Tischchen zurück.

Der Abend kam, Szapary war bereits fort in seine Assemblee, Marie und Therese standen, von ihren Zofen bedient, vor ihren Spiegeln, und ließen sich die Maskenkleider anziehn, und so trübsinnig Marie gestern und heute den ganzen Tag über gewesen war, so schmerzlich sie ihr

Alleinstehn in der fröhlichbewegten Welt gefühlt, und der schönen Zeit gedacht hatte, wo sie die Aussicht gehabt, sie an der Hand eines geachteten Mannes mit Ehre und Zuversicht zu betreten, so zerrann doch die trübe Wolke, welche bis jetzt das Feuer der großen blauen Augen gedämpft hatte, nach und nach vor dem beyfälligen Lächeln, welches ihr der Anblick ihrer unter dem gewählten Putz und den geschickten Händen der Zofen immer schöner werdenden Gestalt abnöthigte. So wie ein Stück sich an das andere fügte, das knappe Mieder den schlanken Wuchs umschloß, die Schleppe jeder Bewegung majestätisch folgte, von dem dunklen Sammthut die stolzen Federn theils auf die linke Schulter niederwallten, theils bey jeder Wendung des Hauptes siegreich nickten, ein Anflug künstlichen Rothes der zu großen Bläße ihrer Wangen abhalf, und ihren schönen Augen einen strahlenden Glanz gab, und nun endlich die engelschöne Gestalt in dem vortheilhaften Anzuge ihr aus dem Spiegel entgegen lächelte, das langentbehrte frische Ansehn, das vermehrte Feuer ihrer Blicke, ihr die Gewißheit gab, heut eine der schönsten, wo nicht die Schönste des Balls

zu seyn — da erweiterte sich die lange gepreßte Brust, und ein angenehmes Gefühl verbreitete sich in ihrer Seele. Nur der einzige trübe Wunsch: daß Wattenwyl sie doch heute sehen, daß sie ihn heute sprechen und um seine Verzeihung bitten konnte, stieg zuweilen in ihr auf, wenn sie sich den Eindruck vergegenwärtigte, den ihr Anblick auf ihn machen würde, und verschattete ein wenig den Ausdruck unbefangner Heiterkeit, der ihre Gestalt verschönernd umfloß.

Auch Therese sah sehr liebenswürdig aus, und der bescheidne Anzug, der verhüllende Schleyer paßte vollkommen zu dem ganzen Ausdruck ihrer nicht schönen, aber sehr lieblichen Gestalt, und kleidete ihren feinen Wuchs ausnehmend gut. Das Fest war glänzend, die Gesellschaft gewählt, die Fürstinn Colonna machte die Frau vom Hause mit Würde und Anmuth, und nachdem die Geladenen alle versammelt waren, und dem Scherze des Neckens und Versteckens unter der Hülle der Masken eine Weile genug gethan war, demaskirten sich die meisten Damen und Herren, und jene zuerst, die sich des vortheilhaftern Eindrucks bewußt waren, den ihre unverhüllten Züge machen würden. Unter diese letzten gehörte Marie. Ihre Schönheit war wirklich

blendend, und bald hatte sich ein Hof von Bewunderern um sie gesammelt, der sie überall umgab, und um das Glück buhlte, nur eine Menuette mit ihr zu tanzen, oder wenn ihnen dieß Glück nicht wurde, nur unterdessen den Fächer halten zu dürfen, den sie sonst in der Hand trug, um sich in der Hitze des Saals damit zu kühlen. Therese war von keinem solchen Hofe umschwärmt. Ihr stillerer Sinn, ihre Weigerung zu tanzen, am meisten wohl die entschiedne Kälte, womit sie alle Huldigungen dieser Art abwies, hatten ihr ziemlich Ruhe gesichert. Vergnügt saß sie an der Seite einer ihrer ältern Bekannten, und erzählte dieser, was sie während der Gefangenschaft ihres Mannes ausgestanden, wie wunderbar der Himmel in der Tochter seines Peinigers ihm eine mitleidige Seele erweckt, die zuerst für sein Leben und seine Herstellung gesorgt, und ihn den Seinigen dadurch erhalten habe, wofür Gott sie lohnen möge, und wie noch wunderbarer endlich sein Freund Bathiany ihn befreyt habe. Da näherte sich ihnen eine männliche Maske in schwarzem Tabarro und weisser Larve, der unbeweglich vor ihnen in einiger Entfernung stehen blieb, und Theresen zu beobachten schien. Anfänglich achtete sie nicht auf ihn,

endlich machte ihre Nachbarinn sie aufmerksam. Beyde betrachteten die Maske; der schwarze Federhut mit der brillantenen Schleife, der reiche Anzug, welcher unter dem Tabarro, wenn dieser sich auseinander schlug, sichtbar wurde, zeigten, daß es ein Mann vom Stande war, aber Keine konnte errathen, wer er sey. Jetzt endlich näherte er sich Theresen, sagte ihr mit Maskenstimme allerley Schmeichelhaftes und Neckendes, und forderte sie auf, mit ihm zu tanzen. Sie entschuldigte sich, die Maske wurde dringend. Therese blieb unerschüttert, als aber zufällig ein Platz neben ihr leer wurde, bemächtigte sich der Tabarro desselben alsogleich, und ließ nun nicht ab, seine gefühllose Schöne, wie er sie nannte, mit den Geständnissen und Betheurungen einer unauslöschlichen Zärtlichkeit zu bestürmen, die aber in der kreischenden Maskensprache vorgebracht, und mit so vielen komischen Ausdrücken durchwebt waren, daß Frau von Szapary zuweilen nicht wußte, ob es Scherz oder Ernst sey. Dieser Zweifel hielt sie auch ab, den ungestümen Verehrer mit dem gehörigen Ernste abzufertigen, und so dauerte das Gespräch, welches ihrer Nachbarinn viel Spaß machte, die etwas ängstliche Therese aber in

Verlegenheit setzte, eine ziemliche Weile, bis endlich Marie am Arm eines andern jungen Mädchens an ihnen vorüber kam. Da ergriff Frau von Szapary diese Gelegenheit schnell, und zwischen die beyden Mädchen tretend, faßte sie ihre Arme, und hoffte so, sich dem ungelegenen Begleiter zu entziehen. Aber ihr Vorhaben gelang nur halb. Wohl konnte der Tabarro nicht mehr an Theresens Seite gehn, aber er folgte wie ein dunkler Schatten jedem ihrer Schritte, und Marie, die ihn nun scharf ins Auge faßte, glaubte den Pfalzgrafen von Sulzbach zu erkennen. Sie flüsterte dieß Theresen zu, die erschrack, aber ebenfalls jetzt klar sah, und nicht begreifen konnte, daß sie ihn so lange nicht erkannt. Er war es auch wirklich. Szapary's Zusage zum Spiel und Souper beym Oberststallmeister hatte den Pfalzgrafen hoffen lassen, daß die Damen eben dort erscheinen würden, und als er enttäuscht wurde, war es zu spät. Er hatte schon eine Parthie angenommen, die es ihm unmöglich machte, auf den Ball zu eilen, zu dem er ebenfalls geladen war. Als endlich das Spiel zu Ende ging, warf er nur schnell den Tabarro über und flog dahin, wo er den Gegenstand seiner Wünsche zu treffen hoffen durfte.

Seit dem Augenblicke, wo Therese wußte, wer ihr Verfolger war, begegnete sie ihm mit der entschiedensten Kälte, und überließ es Marien fast ganz, die vielfach gestörte Unterhaltung zwischen ihnen zu führen. Aber der Prinz war nicht so leicht abzuweisen. Von seiner Liebenswürdigkeit, die anderwärts wohl erkannt wurde, überzeugt, hielt er ernstlichen Widerstand oder wirkliche Abneigung für unmöglich, und so wurde alles, was Therese that, ihn abzuschrecken, da ihre natürliche Güte und Weichheit ihr nicht erlaubte so schroff und strenge zu seyn, als es hier nöthig gewesen wäre, zum neuen Sporn für ihn, sie unabläßiger zu verfolgen. Er wich nicht von ihrer Seite, und bestürmte sie so, daß Theresen mit jedem Augenblick ängstlicher ward, und Marie, der der Succeß des heutigen Abends alle ihre gewohnte Heiterkeit wieder gegeben hatte, sie auf einen Augenblick bey Seite zog, und ihr vorschlug, die Anzüge zu wechseln, da sie ziemlich ähnlichen Wuchses waren, die Larven vorzunehmen, und so den zudringlichen Ritter zu täuschen, wo dann sie, Marie, sich vornahm, ihn auf eine Art abzufertigen, die ihrer ängstlichen Freundinn Ruhe verschaffen sollte. Therese war innig froh über diesen Vorschlag, sie dankte Ma-

rien mit großer Wärme, und sobald sich eine schickliche Gelegenheit both, eilten sie in das Toiletten-Zimmer, um ihr Vorhaben auszuführen. Es war ohnedieß nahe um Mitternacht, wo die Sänften bestellt, und die Damen entschlossen waren, nach Hause zu kehren. Der Spaß dieser Verwechslung konnte also nicht lange währen, und man durfte deßhalb weniger eine Entdeckung fürchten. So machte sich alles ziemlich gut. Therese als Spanierinn hatte Ruhe, und die Venezianerinn war auf einmahl so schnippisch und so entschlossen geworden, daß der Pfalzgraf ganz erstaunt sich nach und nach zurückzuziehen anfing. Aber Mitternacht war vorbey; Therese bangte um den Gemahl, den sie allein und vielleicht leidend wußte, sie drang also in Marien fortzugehn, und diese folgte ihr gern.

Unterhalb der schönen breiten Treppe standen die Sänften, und die Leute der Frau von Szapary bey ihnen. Man öffnete, die Venezianerinn trat am ersten in die ihrige; die Träger erhuben die Stangen und der Heyduck der Frau von Szapary trat mit der Fackel hinzu. Nun wurde die zweyte Sänfte geöffnet, Therese in ihrer spanischen Maske setzte sich hinein, und den Trägern wurde gebothen, der ersten Sänfte zu

folgen. Das geschah auch eine Weile, die Nacht war finster, ein Gewitter stand am Himmel. Therese kannte den Weg und die Entfernung nicht, aber sie sah den Schein der Fackel vor sich, die ihr Diener bey Mariens Sänfte hielt, und blieb ruhig, bis es ihr vorkam, der Weg wende sich doch anders als beym Hierherkommen, und es daure sehr lange, bis man die Stadt erreicht habe. Da schlug sie die Vorhänge zurück, und sah sich mit Erstaunen und Schrecken mitten auf freyem Felde. Sie ließ das Fenster herab und rief auf ihre Träger hinaus. Man hörte sie nicht, sie schrie heftiger ihres Bedienten Nahmen, den sie in seiner Heiduckentracht, die Fackel in der Hand vor der Sänfte traben sah. Keine Antwort! Vielmehr schien es ihr, als eilten Träger und Bediente, seit sie gerufen, nur noch schneller mit ihr fort. Ihr ward Angst, ein plötzlicher Gedanke an Entführung, an den Pfalzgrafen, zuckte durch ihre Seele. Sie wollte aus der Sänfte springen, aber diese war fest verschlossen. Wo brachte man sie hin? Was hatte man mit ihr vor? Welche Angst würde Szapary um sie haben? Was war mit Marien geschehen? Alle diese Gedanken jagten sich wild durcheinander in ihrem Kopfe. Wenn sie nur un-

gefähr hätte sehen können, wo sie sich befand, wohin der Weg ging? In dem Augenblicke erhellte ein Blitz die Finsterniß, ein schwerer Donner folgte darauf, und Therese erblickte unfern von ihr unter Bäumen einen mit Pferden angespannten geschlossenen Wagen. Ihre Träger hielten, der Bediente mit der Fackel winkte, indem er diese schwang, der Wagen setzte sich in Bewegung, die Sänfte wurde von Außen geöffnet. Therese stürzte heraus, sie rief um Hülfe, sie suchte zu entfliehen, aber sie fühlte sich von zwey starken Armen ergriffen, und ihres Widerstandes ungeachtet in den Wagen gehoben, wo derjenige, der sie hineingetragen, eine starke, große, aber vermummte Gestalt, sich neben sie setzte und ihr im schlechten Französisch drohte, ihr den Mund zu verstopfen und sie zu knebeln, wenn sie es noch einmahl versuchte, um Hülfe zu schreyen oder zu entspringen. Ihre Thränen brachen unaufhaltsam hervor, flehentlich bath sie nur, ihr zu sagen, was man mit ihr vorhabe, und sie nach der Stadt und zu ihrem Manne zu bringen. Ein rohes Gelächter war alle Antwort, die sie erhielt, und der Wagen rollte pfeilschnell dahin. Die arme Therese war der Verzweiflung nahe, mehr als ihre eigne schreckliche

Lage, marterte sie der Gedanke an ihres Gemahls Angst, wenn sie mit Marien nicht zu Hause käme. Sie fing von Neuem an, ihren Peiniger zu beschwören, sie versprach ihm Geld, Schmuck, was sie ihr Eigenthum nennen konnte, wenn er sie zurück brächte; sie drohte mit ihres Mannes Rache. Der Fremde blieb unbeweglich und schien sich's zum Gesetz gemacht zu haben, gar keine Antwort mehr zu geben. So sank sie denn endlich, nachdem sie mit der höchsten Anstrengung alles versucht, um sich Rettung und Freyheit zu verschaffen, und alles fruchtlos gefunden hatte, in dumpfer Verzweiflung zusammen, und lehnte wie ein Opferthier stumm und halb bewußtlos in der Ecke des Wagens. Zuweilen kehrte ihr die Besinnung auf Augenblicke wieder, und so dünkte es sie einmahl bey schon grauendem Morgen, die Gegend zu unterscheiden, in der sie sich befand, und sie für jene zu erkennen, durch welche sie vor einigen Tagen an ihres Gemahls Seite von Preßburg herauf gefahren war. Diese Erinnerung ergriff sie mit unendlichem Schmerz, sie begann von Neuem heftig zu weinen, aber es währte nicht lange, so deckte eine völlige Ohnmacht sie mit breitem schwerem Fittig und sie erwachte nicht eher daraus, bis

ein heftiger Stoß des Wagens sie aufrüttelte. Das Fuhrwerk hielt vor einem einzeln stehenden Hause, das mitten zwischen Feldern lag. Der Schlag wurde geöffnet, und Therese ziemlich höflich von einer Männerstimme aufgefordert, auszusteigen. Da ihre Schwäche ihr das nicht erlaubte, so wurde sie sehr schonend in das Haus gebracht, auf ein Bette gelegt, und der Obhuth von ein Paar Weibern übergeben, die zu diesem Behufe hierher bestellt waren. Nun nahmen diese ihr den Federhut und die Larve ab, ihr todtenbleiches Gesicht erschien, sie schnürten das Mieder auf, befreyten sie von der schweren Maskenkleidung, betteten sie bequem auf dem Lager, und fingen an, sie mit Essenzen zu laben. Aber nur auf einzelne Momente gelang dieß; den größten Theil der Zeit lag sie in Ohnmacht, und erfüllte diejenigen, die sie hierhergebracht, mit den lebhaftesten Besorgnissen, wenn vielleicht der Schrecken sie tödten, und man dann ihrer ungeschickten Behandlung alle Schuld beymessen sollte. Es wurde also alles vorgekehrt, was man ohne Aufsehen zu erregen, und die Aufmerksamkeit fremder Personen auf das, was innerhalb des Hauses vorging, zu ziehen, vorkehren konnte.

Die Sonne war schon ziemlich weit heraufgekommen, als ein Reiter vor dem Hause abstieg; und nachdem er ein Paar Worte mit dem an der Thüre stehenden Wächter gewechselt, in das Haus und das Zimmer trat, wo Therese wie sterbend auf dem Bette lag. Alle Anwesenden neigten sich tief vor ihm, der Grieche — denn das zeigte unter dem Oberrocke seine weite Kleidung — nickte flüchtig und fragte: Nun was macht sie?

Ach, bester Herr Kyriaki, sie ist krank, sehr krank, rief eine von den Weibern.

Krank? antwortete dieser ungläubig: Das starke blühende Mädchen? Was ist hier vorgegangen? setzte er streng hinzu.

Nichts in der Welt, als was unumgänglich seyn mußte, um uns ihrer Person zu versichern, erwiederte ein Mann, der bisher im Hintergrunde des Zimmers gestanden hatte und nun hervortrat. Es war derselbe, welcher neben Theresen im Wagen gesessen hatte. Man hat ihr kein Haar gekrümmt, sie nicht einmahl gebunden, ja nicht angerührt, als um sie in und aus dem Wagen zu bringen. Aber es ist ein kränkliches weinerliches Geschöpf, das sage ich Euch, gnädi-

ger Herr, an der Ihr und andere Leute wenig Freude haben werdet.

Deine Bemerkungen behalte Du für Dich selbst, antwortete Kyriaki finster, trat zu dem Bette, betrachtete die Ohnmächtige genau, und rief dann überrascht: Was habt ihr gethan? Das ist nicht die Rechte.

Nicht die Rechte? Ey das sollte ich doch meinen, erwiederte der vorige Sprecher: Hier liegt ihr spanischer Anzug, dort der schwarze Federhut.

Dummkopf! brach Kyriaki los: Es ist dennoch nicht die Rechte.

Nun so muß hier eine Bezauberung obgewaltet haben, und Ihr — In dem Augenblicke erschallte das Getrabe vieler Pferde, ganz nahe am Hause. Kyriaki, betreten, sandte hinaus, zu sehen, was es sey. Erschrocken stürzte der Mensch wieder herein: Wir sind verloren. Soldaten kommen, Reiterey, und ein Paar stattliche Herren zu Pferde führen sie an.

Nur schnell, schnell das Weib versteckt! Tragt sie fort, in den Keller hinab, und diese Fetzen mit ihr! rief Kyriaki, schloß die Thüre ab, und raffte den verrätherischen Maskenanzug zusammen, aber in dem Augenblicke fuhr Therese empor. Szapary! schrie sie: Er kommt. Ich habe

seine Stimme gehört, o Gott sey Dank! Mein Gemahl! Hier bin ich! rief sie mit einer Kraft, die nach ihrer vorigen Erschöpfung Alles in Erstaunen setzte, und in dem Moment flog die verschloßene Thüre von einem kräftigen Stoß auf. Szapary mit wildrollenden Blicken stürzte ins Zimmer, rief: Wo ist sie? Wo? O meine Therese! Mein armes Weib! und umfaßte die freudig Erschrockene; hinter ihm trat Kölschützky mit einem Offiziere und ein Paar Dragonern ein, die andern hielten draußen alle Ausgänge besetzt.

An ein Entfliehen für Kyriaki und dessen Helfershelfer war nicht zu denken. Kölschützky und der Offizier besorgten ihre Verhaftung und Entfernung. Alles war das Werk weniger Augenblicke. Aber Szaparys Entzücken, sein Weib gefunden und gerettet zu haben, wurde mächtig gedämpft durch den Zustand, in dem er sie fand. In seinen Armen, an seiner Brust belebte sie zwar die Freude für einige Augenblicke, aber ihre Schwäche kehrte bald wieder. Sie zu Pferde fortzubringen, wie ihr Mann gedacht hatte, war unmöglich, und eben so unmöglich, von der noch zu sehr Erschrockenen eine genaue Erklärung dessen, was vorgegangen war, zu erhalten. Der Pfalzgraf und seine Nachstellungen

blieben ihr herrschender Gedanke, und regten Szaparys eifersüchtigen Zorn auf. Indessen hatte Kolschützky einen Wagen aus dem nächsten Orte besorgt. Szapary brachte Theresen hinein, setzte sich neben sie, und in seinen Armen, unter den Versicherungen seiner Liebe, seines Schutzes erhohlte sie sich allmählig, und so langten sie, von dem hülfreichen Kolschützky zu Pferde begleitet, glücklich im Gasthofe an.

Schon als Szapary, gleich nach dem Souper beym Oberststallmeister sich entfernen wollte, fiel es ihm auf, daß sein sonst so pünctlicher Paul noch nicht da war, ihn mit der Fackel abzuhohlen, und er fast einer der letzten Gäste seyn mußte, die sich wegbegaben. Endlich erschien Paul, aber verstört, und im Überrocke. Auf seines Herrn Befragen, warum er nicht im Husaren-Anzuge sey, erfolgte eine verwirrte, herausgestotterte Antwort, und jener glaubte zu bemerken, daß der Diener nicht ganz nüchtern wäre. Überzeugt, daß es vergeblich sey, einen Trunkenen seines Unrechts überführen zu wollen, schwieg Szapary und trat den Rückweg an. Als er in seine Zimmer kam, zeigte ihm die Wanduhr, daß es schon

über Mitternacht sey, und er beschloß, die Ankunft seiner Frau wachend zu erwarten, die ihm versprochen, vor Ein Uhr zu Hause zu seyn. Er nahm ein Buch, las, zählte die Viertelstunden, welche die Uhr helltönend angab, und bald nachdem es Ein Uhr geschlagen, klingelte es auch stark an der Hauspforte. Szapary trat ans Fenster. Zwey Sänften, und ein Fackeltragender Bedienter hielten am Thore. Er eilte in den Vorsaal, um die Frauen zu empfangen, aber Niemand kam; vielmehr hörte er unten an der Treppe Geräusch, hin und her Laufen, und viele Stimmen. Er rief hinab, ganz erschrocken eilte Marie in dem Anzuge seiner Frau die Treppe herauf ihm entgegen. Therese fehlte. Während man das Thor zu öffnen gekommen war, war die zweyte Sänfte sammt den Trägern in der Dunkelheit verschwunden, und, alles Nachsuchens auf der Straße ungeachtet, nicht zu finden. Szapary erschrack. Er eilte selbst hinab, er sandte alle seine und des Wirthes Leute aus — die Sänfte mit Theresen war verschwunden.

Als er verstört wieder ins Zimmer trat, wo Marie seiner zitternd harrte, befragte er diese zuerst um die Ursache des Maskentausches. Marie erzählte alles, des Pfalzgrafen unvermu=

thetes und spätes Erscheinen auf dem Balle, seine Zudringlichkeit, Theresens Unwillen darüber, wie sie selbst, Marie, ihr den Wechsel ihrer Anzüge vorgeschlagen habe, um mit mehr Entschlossenheit, als Therese vermochte, den überlästigen Bewerber abzuweisen, wie ihr dieß endlich gelungen, und er sie in Ruhe gelassen habe, worauf sie sich alsogleich entschlossen hätten, den günstigen Augenblick der Unbemerktheit zu benützen, und den Ball sofort zu verlassen.

Dieser Bericht schien zuerst einiges Licht auf das beunruhigende Ereigniß zu werfen. Ein schneller Verdacht loderte in Szapary auf. Er erinnerte sich, daß schon gestern im Concert bey Hofe dieser Prinz sich Theresen auffallend genähert, und Marie ergänzte diese Erinnerung noch mit der Geschichte des vor Theresens Sitze getummelten Pferdes am Morgen beym Carousel. Dann fiel Szapary ein, daß der Pfalzgraf zwar beym Oberststallmeister gewesen, aber unruhig und zerstreut gespielt, und sich mit einer kahlen Entschuldigung vor dem Souper entfernt habe. Sein Argwohn mußte auf diesem Gegenstande haften; seine Eifersucht entbrannte; seine Ehre war gefährdet. Er ließ die Bedienten alle zusammen rufen, und stellte scharfe Untersuchun-

gen an. Der, welcher Marien begleitete, hatte die ganze Zeit über von dem Hause in der Vorstadt bis in den Gasthof die zweyte Sänfte hinter sich bemerkt, und darum keinen Augenblick gezweifelt, daß seine Gebietherinn ihnen nachfolge. Die Übrigen, und auch des Wirthes Leute, wußten gar nichts zu sagen. Endlich konnte der ehrliche Paul sich nicht länger halten, und, mochte über ihn kommen, was da wollte, er stürzte zu Szapary's Füßen, und erzählte alles, was sich seit zwey Tagen zwischen ihm und jenen beyden Griechen zugetragen, des Kaffehwirths Kolschützky Warnung, und endlich auch die Geschichte des heutigen Abends. Sie hatten ihn, der Verabredung gemäß, nach Nußdorf geführt und dort herrlich bewirthet. Doch behauptete Paul, der sich bewußt war, eine ziemliche Portion seiner hitzigen Vaterländischen Weine vertragen zu können, ohne viel Ungelegenheit davon zu spüren, daß bey dem Österreicher und Burgunder, den ihm seine neuen Bekannten zutranken, zuverläſſig etwas Betäubendes gewesen seyn müsse, indem er sich bald ungewöhnlich schläfrig und müde gefühlt. Die Griechen riethen ihm dann, in einer kühlen Laube des Gartens auf einer Rasenbank ein wenig zu

ruhen, und als er sich weigerte, um den Dienst nicht zu versäumen, versprachen sie ihn zu wecken. Er erwachte endlich von einem unsanften Stoß in der Seite, öffnete die Augen, es war bereits tiefe Dämmerung, der Kellner des Wirthshauses stand mit einer Laterne vor ihm, und ermahnte ihn, den Garten zu verlassen, der mit der kommenden Nacht gesperrt würde. Jetzt erfuhr Paul erst, wie spät es sey, und daß seine Freunde ihn im Stiche gelassen. Erschrocken fuhr er empor, und wollte gleich nach der Stadt; da gewahrte er mit Entsetzen, daß man ihm seine reiche Husaren-Kleidung während seines tiefen Schlafes ausgezogen, und abgetragene deutsche Kleider angelegt hatte. Alle seine Nachfragen waren vergebens; die Griechen waren längst fort und hier im Hause unbekannt. Man rieth ihm, sich an den Magistrat von Wien zu wenden, und, ganz nüchtern durch den Schrecken, eilte er in die Stadt, um die bestimmte Stunde nicht zu verfehlen. Dieser zweyte Bericht warf nur ein schwaches unzusammenhängendes Licht auf den ersten; aber jetzt war keine Zeit zu Vermuthungen und Vergleichungen, Therese war geraubt, mit Gewalt entführt. Sie mußte vor allem gesucht und gefunden werden. Marie sah mit inni-

gem Antheil, und nicht ohne wehmüthigen Rückblick auf sich selbst, die heftige Gluth der Liebe, des Zornes und Schmerzens, welche in Szapary's Brust arbeitete. Der einzige Lichtstrahl, der nach den ersten Momenten wilder Verzweiflung in seine Seele fiel, und die Nacht gänzlicher Ungewißheit in Etwas erhellte, war des Kaffehwirths Äußerung. Kolschützky war in ganz Wien als ein höchstrechtlicher, aber auch als ein sehr gewandter Mann bekannt, den seine frühern Handelsverbindungen in Ungarn und in der Türkey, so wie seine vielgestaltige Brauchbarkeit, zum Mittelpunct vieler öffentlichen und geheimen Beziehungen gemacht hatten. Er konnte Vieles wissen, was Andern verborgen blieb, und er schien hier zu wissen. Szapary warf den Mantel über, Paul mußte ihn begleiten, und Marie blieb in großer Angst zurück. Ein Paar Worte in Pauls Erzählung hatten ganz andere Gedanken in ihr erweckt, die der Wahrheit näher kamen, als Alles, was Szapary vermuthete. Sie schauderte, wie diese Vorstellung in ihr hell wurde, es war ihr, als strecke der Widersacher der Menschheit seine Krallen nach ihr aus. Was wollte dieser Pascha von Ofen, den Kolschützky genannt hatte? Wen hatte er wohl mit

dieser Entführung gemeint, wenn sie sein Werk war? Sie zitterte vor dem Gedanken, was geschehen hätte können, sie vermochte nicht eine schmeichelnde Empfindung ganz zurückzuweisen, wenn sie dachte, daß er sie doch noch liebte, und sie schalt sich bitter über die geheime Freude, die ihre Eitelkeit daran fand. So saß sie noch auf dem Sopha in dem Streit ihrer Gefühle, als Szapary zurückkam, und mit donnernder Stimme im Hofe schon alle seine Pferde satteln, alle seine Leute sich bewaffnen, und mit ihm aufsitzen hieß. Marie war ihm entgegen geeilt. Ihr Auge fragte, ehe ihr Mund eine Vermuthung auszusprechen wagte. Das ist Hamsabegs Werk, rief ihr der Zürnende entgegen: aber wie die Löwinn ihr geraubtes Junges, will ich mein Weib suchen und vertheidigen, und der Unmensch soll seine Rache nicht an dem schuldlosen Engel kühlen.

Hamsabeg? wiederhohlte Marie zweifelhaft. Sie hatte ganz andere Gedanken.

Kein Anderer als er. Aber dieser brave Kolschützky kennt die Schliche und Schlupfwinkel seiner Helfershelfer. Ein Commando Dragoner harrt unser am Stubenthore, und so hoffe ich zu Gottes Barmherzigkeit mein armes Weib ihren Höllenklauen zu entziehen. Nun lebt wohl, Grä-

sinn! rief er, indem er den Säbel umschnallte, den Kalpak aufsetzte, und zwey Pistolen, die sein Kammerdiener indessen geladen, in den Gürtel steckte. Ihr seht mich bald mit Theresen wieder, oder ihr seht mich nie mehr, rief er mit funkelnden Blicken, und stürmte aus dem Zimmer.

Marie sah ihm trübe nach. Solcher Liebe und Treue durfte sie sich nicht mehr erfreuen! Und war sie hier nicht als eine doppelt Schuldige zu betrachten? War der Schlag, der durch einen unglücklichen Kleidertausch jetzt eine Unschuldige aus den Armen ihres Gatten riß, nicht höchstwahrscheinlich ihr zugedacht gewesen, und würde sich die Geschichte nicht aufklären, ihre Schmach ruchbar werden, ihr Bruder, Wattenwyl sie mitschuldig glauben, und sich ganz von ihr abwenden? Diese angstvollen Gedanken, welche sich nun einer nach dem andern in schmerzlicher Kette aus ihrem Innern entwickelten, hielten, so erschöpft sie sich fühlte, allen Schlaf von ihr fern. Wattenwyls Bild erschien mit dem heiligen Zorn der Tugend in den edlen Zügen, es blickte unmuthig, o Gott! es blickte verachtend auf sie. Verzweifelnd sprang sie vom Kanapeh auf, auf das sie sich in ihrem Ballanzuge geworfen hatte. O nur das nicht! rief sie: Nein, deine Verachtung,

Olivier, ertrüge ich nicht. Und ich verdiene sie nicht, rief sie mit halbem Trotze: Ich habe unbesonnen, strafbar gehandelt. Aber ich habe nie Schlechtes gethan, oder auch nur gewollt.

Nun dachte sie an den Augenblick, wo sie ihn in Preßburg zum letztenmahl gesehn. Sie rief sich jede seiner Bewegungen, jeden Blick zurück, und ein sanfteres Gefühl beschlich sie allmählig. Er hatte die Farbe gewechselt. Er hatte tief bewegt geschienen. — Ja, sie war ihm noch nicht gleichgültig, und sie wollte sich wieder herstellen in seiner Meinung. Sie wollte mit ihm sprechen, ihm alles enthüllen, seine Verzeihung erhalten, seine Achtung, vielleicht seine Liebe wieder gewinnen! Wie glücklich war Therese, wie rührend die Liebe dieser Vermählten, wie stolz konnte ein Weib auf diese Angst, diese Gluth, diese tapfere Entschlossenheit ihres Gemahls seyn, der sein Leben daran setzte, sie zu retten! Allmählig beschwichtigten diese freundlichern Vorstellungen ihre aufgereizten Lebensgeister, die Hoffnung, die auf dem lockern Grunde jugendlichen Leichtsinns so schnell emporsproßt, breitete ihre weichen Flügel um sie, und die Morgenkühle kam dazu, die das erhitzte Blut beruhigte. Marie schlummerte auf dem Sopha ein, und

hatte nicht lange geschlafen, als ein lautes Geräusch und Stimmen sie weckte. Therese war gefunden, sie war gerettet. Ein unbekannter Mann in raizischer Kleidung, den Marie nach allem, was sie gehört, sogleich als den tapfern Kolschützky erkennen mußte, und Szapary leiteten die bleiche, halb ohnmächtige Frau herein. Marie flog ihnen entgegen. Alles war wieder gut, alles hatte glücklich geendet, und nur Theresens ungemeine Schwäche ließ noch ängstliche Befürchtungen in ihrer erfreuten Lieben Brust zurück.

Sie wurde sogleich zu Bette gebracht und ein Arzt gerufen. Das Gerücht von dieser Begebenheit hatte sich wie ein Lauffeuer in der Stadt verbreitet: der Hof ward davon unterrichtet. Ein kaiserlicher Leiblaquay erschien bald, um sich nach dem Befinden der Frau von Szapary zu erkundigen, und der kaiserliche Leibarzt folgte ihm in wenigen Minuten. Der ganze Adel schickte aus Neugier oder Theilnahme, die Treppe ward von Bedienten nicht leer, und wer bey der Familie Zutritt zu erhalten hoffen konnte, drängte sich hin, um genauere Erkundigung von der seltsamen Entführungsgeschichte einzuziehn. Auch der Pfalzgraf ließ sich melden. Die bloße Nennung seines Nahmens brachte Theresen, die noch im=

mer den Stifter ihres Unglücks in ihm sah, fast eine Ohnmacht zuwege. Überhaupt war das Geräusch, der Andrang von Menschen ihr und ihrem Gemahle lästig, und da der Arzt die größte Ruhe für die Kranke empfohlen hatte, Theresen überhaupt der Aufenthalt in Wien nur um ihres Mannes willen angenehm gewesen war, so drang sie nun mit krankhafter Ängstlichkeit in ihn, sie von Wien wegzubringen, wo ihr nichts als Unglück drohe. Ungern willigte Szapary ein, er hätte gewünscht, bey der Untersuchung gegenwärtig zu bleiben, die über diesen Kyriaki verhängt wurde, und er fürchtete bey Theresens ungemeiner Schwäche die Folgen einer Reise. Als aber der Arzt selbst erklärte, daß die Verweigerung eines so sehnlichen Wunsches vielleicht schädlicher auf die Kranke wirken könnte, als die Erschütterungen des kurzen Weges, so gab Szapary der dringenden Bitte seiner Frau nach, ließ alle Anstalten zur Abreise treffen, und eilte, sich von dem Kaiser, der ihn huldvoll entließ, und dem Herzoge von Lothringen zu beurlauben. Dieser sagte ihm: Wir trennen uns nicht auf lange, Herr Szapary! Ich rechne viel auf euch, auf euern Freund Bathiany, und auf eure gan=

ze edle tapfere Nation. Vor den Mauern von Buda sehn wir uns wieder.

Vergnügt kehrte Szapary zu den Seinigen zurück, und schon am folgenden Tage brachen sie nach Preßburg auf. Zwar wäre Marie lieber in Wien geblieben, der glänzende Erfolg des letzten Balls hatte sie einigermaßen mit diesem Aufenthalte versöhnt, und wenn jene Entführung wirklich auf sie abgesehen war, wie sie beynahe nicht zweifeln konnte, so war sie, nachdem man in Wien so viel gewagt, in Ungarn noch weniger sicher. Indeß war sie viel zu gutmüthig, um auch nur ein Wort gegen die Reise einzuwenden; vielmehr war sie Szapary mit eben so viel Thätigkeit als Umsicht bey der Pflege der Kranken, wie bey den Vorsichtsmaßregeln auf der Reise behülflich, und dieß Benehmen erwarb ihr die vermehrte Achtung der beyden Gatten, die sie wie eine Schwester, wie einen von Gott gesandten hülfreichen Engel betrachteten. So langten sie denn ohne weitere Gefährde am Abend desselben Tages, wo sie Wien verlassen hatten, in Preßburg an.

Die alte Gräfinn Bathiany war während der vierzehn Tage, so lange nähmlich ihrer Toch=ter Aufenthalt in Wien dauern sollte, bey einer Jugendfreundinn in Preßburg geblieben, um sie hier zu erwarten, und mit ihr entweder nach Neitra, oder wenn die Reise nach dem Wun=sche ihrer Verwandten auf sie gewirkt hätte, nach St. Groth zurückzukehren. Noch waren diese vierzehn Tage lange nicht vorüber, und es war wahrscheinlicher, daß die Abgereiseten in den Zerstreuungen und Freuden der Hauptstadt eher Grund finden würden, ihren Aufenthalt zu ver=längern, als ihn abzukürzen. In dieser zuver=sichtlichen Voraussetzung hatte Wattenwyl, der, seit ihm Bathiany sein Unglück angekündigt, weder Mutter noch Tochter gesprochen hatte, sei=nem tiefen Schmerze die Beruhigung nicht ver=sagen können, die alte Gräfinn, die er trotz des zerrissenen Verhältnisses mit kindlicher Liebe ehr=te, aufzusuchen, und ihr seine Empfindungen wie seinen Entschluß darzulegen.

Sie hatte ihn mit wehmüthiger Freude em=pfangen. Thränen hatten im ersten Augenblick ihre Sprache gehemmt, und auch der Rittmei=ster war zu tief bewegt, um sogleich Worte zu finden. Endlich legten sich die aufgeregten Ge=

fühle, sie waren vermögend, über das, was sich zugetragen, und das, was bevorstand, zu sprechen. Die Art, wie Beyde sich äußerten, vermehrte zwar jedes Achtung für das Andre, aber es trat immer deutlicher die Vermuthung hervor, die bey Wattenwyl längst Überzeugung geworden war, und gegen die nur das Mutterherz sich sträubte, daß jener Riß, der ihre Hoffnungen zertrümmert hatte, wohl unheilbar bleiben werde.

Es ist meine Schuld, gnädige Frau, sagte jetzt Wattenwyl: Ich als der Ältere, Erfahrnere hätte nie diesen schmeichelnden Hoffnungen Raum geben, ich hätte einsehen sollen, daß ein jugendliches Herz von sechzehn Jahren, das sich selbst und seine Zukunft nicht verstand, überhaupt noch nicht reif war zu einem festen unauflöslichen Bande fürs ganze Leben, aber am wenigsten an der Seite eines um volle zwanzig Jahre älteren Mannes.

Ihr klagt euch an, Wattenwyl! und ihr klagt mich und Adam mit Euch an, erwiederte die Gräfinn: Denn haben wir die Verbindung nicht zugegeben? Haben wir nicht den Stolz unsers Hauses, das Glück unserer Marie darin gesehn? Wie könnt Ihr nun die Schuld auf Euch allein nehmen wollen? O Gott! Es war ein

Traum — das begreife ich immer mehr — aber es war ein schöner Traum!

Gnädige Frau! sagte Wattenwyl, tief bewegt von den Erinnerungen, welche diese Worte in ihm weckten, indem er die Hand der Matrone ergriff, und küßte: Ach, daß ich nicht mehr sagen darf: Meine Mutter! Aber glaubt mir, diese Gefühle leben fortan in meiner Brust, und keine Trennung, keine Zeit wird sie vertilgen.

Beyde schwiegen eine Weile, dann sagte der Rittmeister: Erlaubt, gnädige Frau, daß ich Euch meine Ansichten weiter auseinander setze. Marie hat mich nie geliebt — nicht bloß mit der Gluth nicht, mit welcher ich sie umfaßte, sondern überhaupt mit keinem Gefühle, welches diesen Nahmen verdiente. Wie oft habe ich das in trüben Augenblicken geahnet! Wie oft hat meine Vernunft mir das gefährliche dieser Stellung warnend vorgehalten!

„Ihr seyd zu streng gegen Euch selbst. Marie schätzte Euch, und war glücklich, wenn sie Euch sah. Ihr kaum den Kinderjahren entwachsenes Herz war noch nicht fähig, Euren Werth ganz einzusehn, und darum —“

Nein, nein! erwiederte Olivier ernst aber sanft: Daß ihr Herz fähig war, von dem wahren

oder eingebildeten Werthe eines Mannes ergriffen zu werden, das hat ihr leidenschaftliches Betragen gegen jenen Ungläubigen bewiesen. Nun ist ihr Herz erwacht. Jene Triebe, die sich später oder früher entfalten müssen, haben sich entfaltet. Die Blume der Liebe ist aufgeblüht—leider nicht für mich!

„Ihr seht die Sache in einem sonderbaren Lichte.“

In ihrem wahresten, wie ich glaube; denn ich habe diese Überzeugung meinem blutenden Herzen abgerungen. Aber ich habe auch eingesehen, daß Gottes Hand, die nur züchtigt, um zu segnen, väterlich für Marien und für mich gesorgt hat, indem sie jene traurige Entdeckung unserer unauflöslichen Verbindung vorhergehn ließ. Wenn ich denn erfahren sollte, daß Mariens Herz nicht für mich bestimmt war, so erfuhr ich es für ihr Glück und meine Ruhe am besten, so lange wir beyde noch frey und im Stande waren, uns von einander zu trennen.

„So denkt ihr also wirklich diese Verbindung ganz aufzuheben? fragte die Matrone mit einem schweren Seufzer.

Sie ist es ja bereits, erwiederte Wattenwyl: Marie liebt einen Andern.

„Der sie nie besitzen kann, den sie jetzt verabscheut, den sie für ein Blendwerk der Hölle, vielleicht für noch etwas ärgeres hält. Nein, diese Neigung hat einen zu unseligen Gegenstand getroffen, als daß man nicht mit Recht hoffen dürfte, sie müsse in sich selbst vergehn“ —

Und einer andern Platz machen, die Marien und mich neuen Kämpfen, neuen Stürmen preisgeben würde. Nimmermehr! Sie kann mich nicht lieben, das ist ausgemacht. Sind es die Jahre —

„Der Pascha soll kein Jüngling mehr seyn.“

So ist es die Persönlichkeit, und dann noch weniger zu hoffen. Nein, gnädige Frau, glaubt es mir, diese Überzeugung steht zu fest, ist zu theuer erkauft, als daß ich sie aufgeben könnte. Marie und ich dürfen einander nicht angehören.

Er schwieg, die Gräfinn schwieg auch, von der Neuheit und dem höchst Unangenehmen dieser Vorstellung tief ergriffen. Nach einer Weile begann sie: Eure Gründe, die Euch bestimmen, das Band, welches uns einst verbinden sollte, als ganz zerrissen und aufgehoben anzusehen, leuchten mir wohl zum Theile ein; dennoch kann ich, wenigstens bis jetzt, ihre Zulänglichkeit nicht völlig zugeben. Es liegt etwas in meiner Seele, vielleicht ist es nur der heftige Wunsch, welches

mich glauben macht, das Verstörte könne wieder hergestellt, das Getrennte wieder vereinigt werden, und vielleicht dieser Bund, dem Phönix gleich, schöner als vorher aus den prüfenden Flammen der Leiden hervorgehn.

Wattenwyl neigte ungläubig das Haupt, aber er antwortete nicht. Die Matrone fuhr fort: Es ist gar Manches, was als üble Folge dieses Mißverhältnisses verderblich auf unsere, besonders aber auf Mariens Zukunft einzuwirken droht.

Wie so? rief Wattenwyl lebhaft: Ich denke die Zukunft eines so liebenswürdigen, und trotz ihrer Verirrung trefflichen Geschöpfes, werde und müsse sich, wenn nur erst einmahl diese Stürme vorüber sind, gewiß glücklich und ehrenvoll gestalten. Ein Gemahl an Jahren und Sitte passend für sie —

O nein, nein! fiel die Matrone ein: Marie will ins Kloster, und das ist's eben —

Wie die Mutter diese Worte gesprochen hatte, erhub sich ein Geräusch im Vorzimmer. Mehrere Stimmen ließen sich hören, und Wattenwyl fuhr empor von seinem Sitze, den er am Fenster, dem Armsessel der Gräfinn gegenüber, eingenommen hatte, denn er hatte Mariens

Stimme gehört. Verwundert sah ihn die Mutter über diese Bewegung an, da öffnete sich die Thüre und Marie eilte herein. Erfreut, aber auch erschrocken rief die Gräfinn: Marie! mein Kind! Ach es ist doch kein Unglück geschehn?

Jetzt hatte Marie Wattenwyl erblickt, der in der tiefen Fensterblende, den Arm an den Pfeiler gestützt, den Kopf auf den Arm gesenkt, ein Bild der heftigsten Erschütterung, unbeweglich da stand.

Auch sie blieb starr stehn; ihre Blicke hafteten auf ihm, während die seinen den Boden suchten. Sie sah den edlen Anstand seiner Haltung, diese angenehmen Züge von innerer Bewegung, bald mit glühendem Purpur, bald mit Leichenblässe überflogen, den heftigen Kampf in seinen Mienen. — Ihr Herz ward aufs tiefste gerührt, und alle ihre gemachten Vorsätze standen auf einmahl lebhaft vor ihr.

Gottlob! war ihr erstes Wort, daß ich Euch hier finde, Olivier! O, nun darf ich hoffen, daß mich der Himmel noch nicht verworfen hat, weil er mir die Gelegenheit anbeuth, wieder gut zu machen —

Wattenwyl verließ seine Stellung nicht, nur ein scheuer Blick streifte von der Seite das schö-

ne Mädchen und verdoppelte seinen innern Kampf.

Sie trat näher, faltete die Hände bittend, und mit den Worten: Könnt ihr mir verzeihen, Wattenwyl? wollte sie sich auf ein Knie vor ihm niederlassen. Da fuhr er heftig empor, und Marien bey den Armen fassend, hinderte er sie auszuführen, was sie im Sinne hatte. Mein Fräulein! rief er aus: Was wollt ihr? Um Gotteswillen! O nicht diese Stellung! Es ist nichts zu verzeihn. Die Schuld ist mein —

Marie hatte sich aufgerichtet, sie sah ihn zweifelnd, erstaunt an.

Die Schuld ist Euer? wiederhohlte sie langsam: Ich verstehe Euch nicht, aber ich wünsche sehnlich, heftig, ach ich kann sonst keine Ruhe auf Erden, kein Heil in der andern Welt hoffen — daß ihr mir vergebt, daß ihr mir nicht mehr zürnt.

Wie könnt' ich! rief Wattenwyl überwältigt von ihrem Anblick, und dem Sinn ihrer Worte: Marie! O ich habe Euch zu sehr geliebt, um Euch nicht alles zu verzeihen!

Wirklich? Wirklich? rief sie freudig: Ihr habt mir verziehen?

Vollkommen! erwiederte er, und reichte ihr mit abgewandtem Gesichte die Hand.

Und Ihr wendet Euch von mir, entgegnete sie betroffen: Heißt das Vergeben?

Fordert nicht mehr, als was Menschen leisten können! erwiederte er in derselben Stellung mit dumpfen Tönen: Ich habe Euch vergeben. Ich habe Euch nie gezürnt, ich habe Euch — — Laßt uns, unterbrach er sich schnell, eine Unterredung endigen, die keinen Zweck mehr haben kann!

Mein Gott! rief Marie: Was soll das bedeuten? Was beschließt Ihr? —

Er hatte sich gesammelt. Mit festem Tone und ruhiger Miene wandte er sich jetzt zu ihr: Fräulein Marie! Es ist manches zwischen uns vorgefallen, was mir die Augen über meine eigentliche Stellung zu Euch geöffnet hat. Ich sehe die Dinge jetzt in einem andern, aber richtigerem Lichte, und erkenne, daß ich gefehlt habe. Auch ich bedarf der Verzeihung, und erbitte sie hiermit von Euch —

Von mir? entgegnete Marie erbleichend, denn sie glaubte zu verstehen, was Wattenwyl meinte: Mein Gott! Ihr werdet mich doch nicht verlassen?

Er senkte den Kopf und schwieg.

Olivier! rief sie heftig, und ergriff seine Hand: Ihr dürft nicht! Bey Gott! Ihr dürft nicht —

Er schwieg in der heftigsten Erschütterung. Nach einer Weile sagte er, sich gewaltsam sammelnd: Mein Fräulein — unsere Stellung ist eben so sonderbar, als neu. Ich bin nicht im Stande, sie sogleich zu beurtheilen, und diesem Urtheile gemäß mich gegen Euch zu benehmen. Vergönnt mir, daß ich mich entfernen, daß ich in einer einsamen Stunde meine verstörten Gedanken ordnen, und mit mir selbst ins Reine kommen darf!

Nein, nein! rief sie mit der höchsten Angst, und hielt seine Hand fest in ihren beyden: Ich lasse Euch nicht. Ihr dürft nicht fort, dann kommt ihr nie wieder, und dann müßte ich verzweifeln —

Ich komme wieder, versetzte er ruhig, aber ernst.

O ich glaube Euch nicht! schrie sie, und ihre Thränen brachen hervor.

Laß ihn gehn, sagte jetzt die Matrone: Wenn Wattenwyl dir sagt, daß er wieder komme, so kömmt er auch, das weiß ich. Jetzt laß ihn —

O Mutter! Ihr selbst seyd gegen mich? O es verstößt, es haßt mich Alles!

Keine Heftigkeit! Keine ungerechten Klagen, Marie! fiel die Mutter streng ein: Wenn du Unbeliebiges zu dulden hast, so sieh es als die Folge deiner Handlungen an, trage es in Geduld, und opfere diese Geduld dem Himmel zur Sühnung auf!

Nicht so, gnädige Frau! fiel ihr Wattenwyl ins Wort: O kränkt sie nicht mit Strenge, sie hat genug gebüßt.

Diese milde Äußerung strömte Freude über Mariens Herz. Jetzt glaubte sie überwunden zu haben; freudig blickte sie in Oliviers Gesicht, derselbe Ernst, dieselbe düstere Haltung begegneten ihr. Sie erschrack. Schüchtern zog sie seine Hand an ihre Lippen. Diese Äußerung ihres Dankgefühles hoffte sie, würde ihr erlaubt seyn.

Was macht ihr, Fräulein? rief er bestürzt: Ich bitte Euch, ich beschwöre Euch, setzte er heftiger hinzu, wenn ihr je einen Funken Gefühl für mich hattet, so erlaubt, daß ich gehe —

Wohl dann! erwiederte Marie nach einigem Überlegen: Aber Ihr versprecht mir wieder zu kommen? Sie hielt ihm die Hand zum Handschlage hin.

Ich verspreche es Euch, entgegnete er nach einer Pause, und legte seine Rechte in ihre

Hand. Sie drückte sie innig und wollte sich dann aufs neue mit den Lippen darauf neigen —

Ich komme wieder! rief Olivier, riß heftig seine Hand los, und war verschwunden.

Marie blieb noch eine Weile mit ausgebreiteten Armen, gegen die Thüre gewendet, hinter der der verehrte Freund verschwunden war, stehn, dann eilte sie zur Mutter, stürzte vor ihr auf die Kniee, und indem sie ihr Gesicht in den Schooß derselben verbarg, ließ sie ihren heftig strömenden Thränen freyen Lauf.

Was der Herzog von Lothringen beym Abschiede gesagt hatte, bewährte sich bald als das Wort eines entschlossenen Mannes und Feldherrns. Das Heer setzte sich sofort in Bewegung; die hohen Offiziere, die Generalität brachen von Wien auf, um sich an die ihnen angewiesenen Posten zu begeben. Die fremden Volontairs eilten zu den Heeres-Abtheilungen, denen ihre Wahl oder ein höherer Wille sie zugewiesen. Bald war die Hauptstadt eines großen Theils ihrer glänzendsten Bewohner entleert, und die verschiedenen Straßen, welche nach Ungarn führten, mit ziehenden Truppen, Reisenden, Ge-

päck, Munition, Kanonen, Pontons und andern Bedürfnissen des nahen und ernsten Krieges bedeckt. Zuletzt beurlaubten der Churfürst von Bayern und der Herzog von Lothringen sich von ihrem kaiserlichen Schwiegervater und Schwager, und dem gesammten Hofe, um sich jeder an die Spitze der ihnen anvertrauten Truppen zu setzen, und so traten sie denn, der Churfürst am linken, der Herzog am rechten Donau-Ufer ihren Weg nach Ungarn zu Kämpfen und Siegen an. Diesen letzten begleitete, so wie vor drey Jahren bey dem Entsatze von Wien, der fromme Kapuziner Marcus Avianus, der durch die Kraft seines Wortes und frommen Glaubens die Streiter für das Kreuz beseelte, und wie damahls Vieles zum glücklichen Erfolge des von Gott gesegneten Unternehmens beytrug. Doch obwohl Ofens Wiedereroberung stets der Hauptzweck des heurigen Feldzuges bleiben sollte, so fand es der Herzog von Lothringen doch für gut, um seine Plane besser zu decken, dem herabziehenden Heere das Gerücht voraus gehn zu lassen, daß nicht jene Stadt, sondern Stuhlweissenburg, das erste Ziel seines Angriffes seyn werde, und die frühern Debatten mit dem Hofkriegsrathe, der sehr für diesen Operationsplan

war, machten es wahrscheinlich, daß dieser doch zuletzt seine Meinung gegen die des Herzogs durchgesetzt habe. Der Pascha von Stuhlweissenburg wurde auch glücklich durch diese Kriegslist getäuscht, er sammelte seine Streitkräfte, ließ die Vorstädte abbrennen, und rüstete sich der Gewalt mit Gewalt zu begegnen[7].

Aber der Schlag dieses heranziehenden Gewitters war bestimmt wo anders niederzufallen. Stuhlweissenburg blieb zur Seite liegen, und die dunkle Kriegeswolke wälzte sich näher und näher gegen Ofen. Abdurrahman hatte das erwartet, und sich durch jene Gerüchte nicht täuschen lassen. Schon war alles zum Empfange der Feinde bereitet. Die von dem Kampfe vor zwey Jahren beschädigten Festungswerke waren nicht bloß ausgebessert, sondern in weit furchtbarern Stand gesetzt, Mundvorräthe und Munition in solchem Überfluße herbeygeschafft, um eine viel längere Einschließung aushalten zu können, als allen Berechnungen nach der Stadt drohen konnte, die Besatzung stark, vom besten Willen, und was das Wichtigste war, von dem Geiste ihres entschloßnen und umsichtigen Feldherrn beseelt. Dieser, obgleich er in Candia und Pohlen sich bey Kämpfen gegen christliche Heere versucht,

und auch ausgezeichnet hatte, genoß doch jetzt zum erstenmahl der Genugthuung, als alleiniges Haupt und Führer der hochwichtigen Unternehmung gegen die Christen und Österreich aufzutreten, und so den Eingebungen seines bittern Unmuthes gegen einen Glauben und eine Macht folgen zu können, die ihm eigentlich nur darum so verhaßt war, weil er ein unauszutilgendes Unrecht gegen beyde hatte. Denn obgleich in französischem Solde, und von Ludwig dem Vierzehnten dem Kaiser gegen die Türken zu Hülfe geschickt, hatte er doch unter den Befehlen Montecuculi's gefochten, und es war sowohl die Österreichische Sache, als der christliche Glaube, dem er durch Achmet Kiuprili untreu gemacht worden war.

Zu dem alten Haße gesellten sich die neuern Erinnerungen an jenes mißglückte Abentheuer und seine Gefangenschaft bey Mégyer, und nun in den allerletzten Tagen, vor der Ankunft der Kreuzarmee, noch die Nachricht, daß ein Versuch, Marien in seine Hände zu bringen, durch die Ungeschicklichkeit seiner Unterhändler oder ein anderes Mißgeschick vereitelt worden war. Hoch loderte sein Zorn empor, und alle starken und gehässigen Leidenschaften, die in diesem kräftigen

Gemüthe wohnten, wachten mit doppelter Hef-
tigkeit auf, und trieben ihn an, jede Anstren-
gung aufzubiethen, und jede Maßregel zu ergrei-
fen, welche ihm den Sieg, dem verhaßten Chri-
stenheere aber Schmach und Untergang bereiten
konnte.

Hinter seinen festen Mauern mit wilder Freu-
de lauernd, erwartete er das Kreuzheer, und wen-
dete die letzten Tage und Stunden, welche die
unvermuthet schnelle Annäherung der deutschen
Macht an beyden Ufern des Stromes ihm ließen,
an, um sich und die Seinigen in jene entschloß-
ne Verfassung zu setzen, die jedes Schwanken
und jede Unsicherheit von ihnen entfernte. Als
seine Kundschafter ihm die Nachricht brachten[1],
daß ein Theil der christlichen Armee bey Gran
über die Donau gesetzt habe, der andere in schnel-
len Märschen am linken Stromesufer herabzie-
he, da hieß er seine streitbare Mannschaft sich auf
dem Platze der Stadt versammeln. Er selbst kam
zu Pferde, in prächtigem Anzug vom Schloße her-
gesprengt, das blaue Unterkleid reich mit Silber
durchwirkt, darüber den dunkeln Kaftan mit Zo-
bel verbrämt, und den ungeheuren Turban, von
köstlichen indischen Tüchern geschlungen, auf dem
Haupte, unter dem die schwarzen Augen wie

dunkle Sonnen feurig aber verderbend hervorblitzten. Der Säbel funkelte in seiner Hand, die den goldnen mit Edelsteinen besetzten Griff desselben hielt, und die breite Brust both sich halbentblößt jedem Sturme und gewiß auch jeder feindlichen Kugel rücksichtslos dar. So erschien er vor der harrenden Truppe, ritt die Reihen hinab und hinan, und musterte sie mit scharfen treffenden Blicken. Dann, als er alles in Ordnung fand, hielt er vor den Reihen, erhub seine Stimme und ermahnte sie mit wenigen aber feurigen Worten, die Wichtigkeit des Platzes zu bedenken, den der Großherr ihrer Tapferkeit anvertraut; zu bedenken, wie oft schon Ofen, und wie vergeblich es stets belagert worden, so lange es sich in den Händen der rechtgläubigen von Gott beschützten Moslime befinde, und prophezeyte ihnen, daß es auch jetzt nicht anders gehen, und die von Gott verworfenen Christen mit Schimpf und Schande, wie vor zwey Jahren, von den jungfräulich bewahrten Mauern sich entfernen würden. Hierauf ließ er jedem Manne ein Geldgeschenk reichen, bedrohte laut, so, daß jeder Soldat es vernehmen konnte, seinen Schatzmeister mit dem Tode am Pfahle, wenn er Einem Mann den Sold vorenthielte, und vertheil-

te dann die Mannschaft an die Posten, wie jeder sich am besten zu einem oder dem andern schickte. Auch die übrige Einwohnerschaft von Ofen bekam ihre angewiesenen Dienste und Plätze. Diese mußten für Zubereitung der Speisen sorgen, jene Munition auf die Wälle tragen. Ein Theil war zum Feuerlöschen, ein anderer zum Ausbessern und Ergänzen der zerschossenen Mauern bestimmt. Die Reiterey stellte er an das Thor, welches damahls mit stolzem Sinne von den Türken das Thor von Stambul genannt wurde, und welches ungefähr in der Gegend des jetzigen Stuhlweissenburger-Thores lag. Es war bestimmt sich zu öffnen, wenn die dort postirte Reiterey einen Ausfall machen wollte, und selbst den Weibern wurden Bogen und Pfeile vertheilt, um ihrerseits, wie die Gelegenheit sich darböthe, auf die Christen zu schießen [8]).

Indessen, so zweckmäßig und großartig dieß Benehmen, und diese Zuversicht des Pascha erscheinen mochte, so ließ sich doch erkennen, daß der kluge Feldherr auch an die Möglichkeit eines ungünstigen Ausgangs dachte; denn noch an demselben Tage gab er Befehl, die Weiber seines Harems und seine besten Schätze in aller Stille auf einigen Fahrzeugen einzuschiffen, und den

Strom hinab nach Belgrad zu bringen [9]). Am folgenden Morgen sollten sie aufbrechen, und an demselben Tage auch die Besatzung von Erd nach Ofen gezogen werden.

Indem wir diesen Ort nennen, scheint hier die beste Gelegenheit zu seyn, um mit wenigen Worten das Schicksal seiner Bewohner zu berühren, welche wir seit geraumer Zeit aus dem Gesichte verloren haben. Wir verließen Sobeiden im Garten von Erd, nach einem schmerzlichen Abschied, und Hamsabeg, von Rachelust und Vatersorge getrieben, durch die Gänge des Gartens mit Bewaffneten herbeyeilend, um sein Kind zu retten, und seinen Feind zu verderben, wie Anastasia ihm glauben gemacht; denn Niemand als sie war es gewesen, die vom heftigen Verlangen, Sobeiden durch Szapary zum christlichen Glauben gebracht zu sehn, seine Entfernung aus Erd für das größte Unglück hielt, das ihrer Gebietherinn und ihr wiederfahren konnte, und die nun theils aus dieser Rücksicht, theils vielleicht aus Rache gegen Szapary, der ihre Vorschläge verworfen, den verzweifelten Entschluß gefaßt hatte, ihn mit Gewalt in Erd zurückzuhalten. Sie war zu Hamsabeg geeilt, und hatte ihn glauben gemacht, Szapary wolle

seine Tochter entführen. So wenig Wahrscheinlichkeit in diesem Vorhaben lag, so verfehlte es seine Wirkung nicht. Hamsabeg fuhr mit wilder Rachelust aus der dumpfen Wuth empor, die in seinem Innern kochte, seit er sich genöthigt gesehn, Szapary frey zu lassen, und eilte mit Bewaffneten, seine Tochter zu retten, und sich seines Sclavens aufs neue rechtmäßig zu versichern. Er kam zu spät, wie wir wissen. Sobeide erhohlte sich, ihre Angst, die irren Blicke, welche sie um sich warf, konnten eben sowohl den Wunsch bedeuten, ihren Freund in Sicherheit zu wissen, als Zeichen der Furcht seyn, ob auch die Gefahr vorüber wäre. Der Vater nahm sie für das zweyte, und die junge Sclavinn war schlau genug, durch eine schnell erfundene Geschichte den Argwohn des Begs zu bestätigen. Diesem blieb also nichts weiter zu thun, als sich mit Sobeidens Erhohlung zu beschäftigen, und alle kehrten in den Pallast zurück.

Für Sobeiden war mit Szaparys Entfernung die Sonne ihres Lebens untergegangen, und als ihres Vaters ruheloser Zorn ihr bald darauf entdeckte, welchen Antheil Anastasia an dem letzten schreckhaften Auftritte beym Abschied von dem theuern Freunde hatte, da wendete sich ihr

Herz von dieser; bloß die Dankbarkeit, welche sie der Pflegerinn ihrer Kindheit schuldig zu seyn glaubte, vermochte sie, sie um sich zu dulden, und sie fühlte sich ganz vereinzelt und verlassen in dem menschenvollen Pallaste, unter feilen dienstbaren Seelen, wo außer ihrem Vater sie Niemand wahrhaft liebte.

Desto heftiger wandten ihre Gedanken sich zu dem entfernten Freunde zurück, und sie fand ihre einzige wehmüthige Freude darin, daß sie sich sein Bild, seine Worte, seine Blicke hervorrief, und in Träumen von ihm ihre besten Stunden zubrachte. Besonders trat jetzt jene Bitte, jener Wunsch vor ihre Seele, auf den er so oft angespielt, und den er bestimmt in seinem letzten Gespräche mit ihr geäußert hatte. Sie vergegenwärtigte sich den Ausdruck seiner Züge, seiner Blicke, den Ton frommer Rührung und Erhebung, mit dem er diese Worte gesprochen. Sie dachte an seine Standhaftigkeit, seine Ergebung in den Willen der Vorsicht, und sie beschloß, den Glauben, der ihrem Freunde so viele Kraft, und so reine Tugend gegeben hatte, näher kennen zu lernen. Zu diesem Ende wußte sie sich ein Neues Testament in italienischer Sprache, der einzigen

gebildeten Europäischen, die sie wie die meisten Orientalen einigermassen verstand, zu verschaffen, und bald machte die Einfachheit des Vortrags, die Erhabenheit der Lehren tiefen Eindruck auf ihr Herz. Selbst das morgenländische Gewand, die vielen Parabeln und Sprüche näherten es ihrem Geiste, sie fing an es mit dem Koran zu vergleichen, und weder ihr Verstand noch ihr Gefühl konnten der eindringenden Überzeugung widerstehen, um wie viel erhabner diese Lehren, als die des Mohamed seyen.

Jetzt wurde ihr das Bündniß mit Abdurrahman noch verhaßter, und er selbst, der Christ gewesen, und diesem Glauben aus Liebe zum Leben entsagt hatte, verlor unendlich dadurch in ihrer Meinung. Wie ein Donnerschlag traf also sie und ihren Vater die Nachricht, daß die Kreuzarmee schon so nahe sey, daß der Pascha beschlossen habe, Erd als einen unhaltbaren Ort aufzugeben, und die Besatzung nach Ofen zu ziehen. Niedergeschlagenheit und gänzliche Entmuthigung folgten bey Hamsabeg auf seine vorige Wuth gegen die Christen, und seine Offiziere mußten mehr als er selbst die nöthigen Befehle geben, um für den Aufbruch der Besatzung und seines Hauswesens zu sorgen; denn daß seine Tochter,

seine Weiber und Schätze nicht hier bleiben konnten, wo an keine Vertheidigung gedacht wurde, war wohl zu begreifen.

Auch Sobeiden erfüllten diese Anstalten mit Schrecken. Sie sollte die blühenden Gärten von Erd, die theuern Erinnerungen, die hier überall lebten, verlassen, um sich in einer belagerten Feste einschließen zu lassen, und ihrem gefürchteten Bräutigam um so näher zu kommen! Indessen, die Nothwendigkeit geboth, das Beyspiel des standhaften Freundes schwebte ihr vor, mit Ruhe gab sie im Innern des Hauses ihre Befehle. Noch denselben Abend war alles zur Reise bereit, und wie der schöne Sommertag einer milden Nacht wich, setzte sich im Schimmer des Mondes der stattliche Zug von vielen Sänften, worin sich Sobeide und die übrigen Frauen befanden, in Bewegung, und verließ den Pallast von Erd. Hamsabeg ritt an der Spitze, ein Theil seiner Janitscharen deckte die Seiten, Offiziere schlossen ihn. Der übrige Theil der Mannschaft sollte morgen folgen.

Dieser nächste Morgen kam. Wolkenlos und herrlich stieg die Sonne jenseits der weiten Flä-

chen herauf, und von ihrem hellen Strahle erblaßte das Frühroth, und der Thau dampfte von den Gräsern empor. Man freute sich in der Festung des heitern Tages, der den Schiffen des Pascha eine günstige Reise den Strom hinunter verhieß, und die Besatzung von Erd in die Festung führen sollte. Da gewahrten die Wächter weit drüben in der Ebene, dem Laufe der Donau entgegen, eine breite Wolke von Staub. Es blinkte und funkelte in der Staubwolke, sie wälzte sich näher heran. Jetzt wurden Fahnen sichtbar, die im Morgenwind flatterten, jetzt Pferde, jetzt die blinkenden Bajonette über den dunkeln Schaaren, die sich in breiter Masse langsam herwärts bewegten. Ein wilder Ruf der Bestürzung und des Schreckens ertönte von den Wällen von Buda; das Kreuzheer war da, das im Schutze der Nacht eifrig sich der Stadt genahet hatte, und nun im Glanze der Morgensonne weithin furchtbar zu sehen war.

Es waren die Truppen des Churfürsten von Bayern, und die Reiterey unter Graf Palffy's Befehlen, welche hier in der Ebene zuerst sichtbar wurden. Der feurige Jugendmuth des Prinzen trieb ihn an, der Erste zu seyn, der vor den feindlichen Mauern erschien. Carl von Lothrin-

gen ließ ihm willig diesen Vorzug, er folgte etwas langsamer auf dem rechten Donau-Ufer, und der bergigten Straße von Gran her. Bestürzung und Furcht verbreitete sich durch Ofen und Pesth, als der Feind, den man noch meilenweit entfernt glaubte, mit einem Mahle im Angesichte der Stadt erschien. Schnell flogen Abdurrahmans Tatarn hin und her, die letzten dringendsten Befehle zu geben. Aus Pesth flüchteten alle Türken über die Donau hinüber, theils nach Ofen, theils nach andern von ihren Glaubensgenossen besetzten Orten. In dieser Hast wurde zwar die Schiffbrücke, welche die beyden Städte verbindet, von ihnen abgebrochen, aber so unordentlich und unzureichend, daß der in freudiger Eile herannahende Churfürst den Riß unbedeutend und Schiffe genug fand, um die Lücken zu ergänzen. Das geschah denn augenblicklich, und die Reiterey unter Palffy's Befehl setzte über den Strom, um theils bis an die Sarviz vorzudringen, theils in der grasreichen Insel Csepel zu lagern [10]). Das alles sah man aus der Festung; aber es zu hindern, war unmöglich. Abdurrahman dachte mit finsterer Wuth an seine Schiffe, die bereits den Strom hinunter schwammen, und an die Besatzung, die jetzt auf

dem Wege seyn mußte. Aber sein Blick verrieth nichts von dem, was in seiner Brust vorging, und Niemand von der Besatzung, selbst Hamsabeg nicht, der mit den Seinigen seit einigen Stunden glücklich in Buda eingetroffen war, durfte ahnen, was den Feldherrn beunruhigte.

So verging ein Theil des frühsten Morgens, als sich von weitem, links hinüber, und immer näher kommend, kriegerische Musik hören ließ. Das war des Herzogs von Lothringen Armee, der durch die waldigen Hügel und reizenden Thäler von Gran herabzog. Jetzt wandte sich die Straße, auf welcher die Truppen marschirten, um einen Hügel; jetzt wurden an den mit Weingärten bedeckten Bergen die ersten kaiserlichen Fahnen sichtbar, und jetzt erblickten auch die christlichen Streiter von weitem das Ziel ihres Strebens, die hohe Feste, die, auf ihrem Felsen thronend, weit umher das Land beherrschte.

Die Lage von Ofen ist prächtig und anmuthig zugleich. Noch ehe man die Stadt selbst sehen kann, ziehen sich rechts, dem Strome gegenüber, hohe mit Reben von unten bis oben begrünte Hügel hin, auf welchen im Strahle der Morgen- und Mittagssonne jener feurige dunkelglühende Wein wächst, der seinen Nahmen

von der Stadt trägt, und in der ganzen Welt bekannt ist. Das frische Grün dieser Anhöhen begegnet dem Auge wohlthätig, das von dem Ausblick in die weitgedehnte unabsehliche Ebene am andern Ufer ermüdet ist. Zwischen den Rebenbergen und dem Strome, da wo jetzt links Alt-Ofen steht, und rechts die Häuser der Wasserstadt sich am Fuß des Berges hinziehn, war damahls alles öde, so wie jenes bewegte Leben, jener Gewerbfleiß, jene vielen zierlichen Häuser nicht zu sehen waren, welche das Auge jetzt erfreuen, wenn man von dieser Seite nach Pesth hinüberblickt; und wo es jetzt von Menschen wimmelt, wo am Strande täglich neue Gebäude entstehen, war damahls eine wüste Strecke, und Pesth, viel weiter rückwärts gelegen, bestand aus einer ungleich geringern Anzahl von Häusern und ärmlichen Hütten.

Der Herzog von einem Gefolge seiner Offiziere, unter welchen sich der Prinz von Savoyen, Graf Marsigli, und des Herzogs Adjutant, Herr von Wattenwyl, befanden, begleitet, sprengte nun der Truppe voran, bis an einen Platz, wo er die Stadt, die Festung mit ihren Kuppeln, Thürmen und Minarets, und die schön begrünten sie umgebenden Berge sehen konnte, und son-

derbare Gefühle erhoben sich in seiner Brust, als er diese Stadt betrachtete, die, durch ihre Lage auf dem Felsen und durch den mächtigen Strom gleichsam schon von Natur befestigt, jedes Angriffs zu spotten schien. Unzählige Rondels, Thürme, Courtinen, Ravelins, und wie die Erfindungen der Befestigungskunst alle heißen, starrten vom Fuße des Berges bis zu seinem Gipfel von allen Seiten dem Feinde entgegen, und waren den Christen, und den Beschädigungen, die die letzte Belagerung angerichtet, wie zum Trotz, nicht allein vollkommen ausgebessert, sondern zierlich abgeputzt und frisch überweißt [11]). Über die Brüstungen aber blickten die Mündungen der Kanonen heraus, und drohten Tod und Verderben den Nahenden. Man konnte deutlich erkennen, daß ein muthiger und besonnener Geist hier gewaltet, und alles vorgekehrt hatte, was zweckmäßig gefunden werden konnte. Vor zwey Jahren war der Kampf heiß, langwierig und fruchtlos gewesen. Der Herzog hatte sich von den unüberwundenen Mauern zurückziehn müssen. Nun war er das zweyte Mahl da, sein Glück zu versuchen, und fand Anstalten, die einen noch härtern Kampf erwarten ließen. Wie viele Tausende würden geopfert werden müssen,

bis diese Mauern erstiegen, und der Widerstand der Feinde besiegt seyn würde! Wie viel christliches Blut würde hier die Erde färben! Wie mancher edle Streiter hier sein Grab finden!

Diese Gedanken waren es, die beym Anblick der furchtbar gerüsteten Feste, in des Herzogs, und wohl auch in seiner Begleiter Brust aufstiegen. Aber jetzt erhob sein glänzendes Ziel sich strahlend vor seinen Augen, und mit ihm das Andenken seines Ahnherrn, des frommen Gottfried von Bouillon. Wie jener Jerusalem, wollte auch er eine wichtige Stadt den Ungläubigen entreissen, und, wenn er auch das Grab des Erlösers nicht zu befreyen im Stande war, doch das Kreuz dort aufpflanzen, wo durch anderthalb Jahrhunderte der Halbmond geherrscht, und weite Länderstrecken, die der Christenheit entzogen waren, ihrem rechtmäßigen Herrn und dem wahren Glauben wieder zurückgeben. Hell traten jetzt alle die Anstalten und Vorkehrungen, die auch er zur Erreichung seines großen Entwurfs getroffen, vor seinen Geist; seine zahlreiche Armee, die über sechzig tausend Mann zählte, die für jene Zeit ungewöhnliche Anzahl von Geschütz, welches herbeygeschafft worden war, die Vollzähligkeit, ja der Überfluß an allen Bedürfnissen

der Armee, und die tüchtigen Geister, die sein Feldherrnblick erkannt, gewählt, und an ihren rechten Platz gestellt hatte. Alle Zweifel schwanden, fromme Zuversicht auf Gottes unmittelbaren Schutz verbreitete sich in seiner Seele, und mit begeisterter Freude rief er dem Prinzen von Savoyen zu, indem er mit dem Degen nach der Festung hinaufwies: Seht Prinz! Hier ist Ofen, und mit Gotteshülfe wird es bald in unsern Händen seyn! Ein lautes Vivat der nächsten Offiziere, die diese Worte gehört, erscholl um den Herzog, und theilte sich den fernen Schaaren mit. Vivat Leopoldus! Vivat der Herzog von Lothringen! so verbreitete sich der begeisterte Freudenruf von Haufen zu Haufen, erscholl bis übers Wasser, wo ihn die erstaunten Freunde hörten, und zu den Wällen empor, wo er die Türken mit Unmuth und geheimem Grauen erfüllte.

Noch denselben Vormittag ließ der Herzog den Churfürsten und alle seine übrigen Generale und Obersten zum Kriegsrathe entbiethen. Die Angriffsposten, die Arbeiten wurden überlegt und ausgetheilt. Der Churfürst wünschte und forderte den rühmlichsten, das heißt, den gefährlichsten Posten am Gerhardsberge,

der jetzt der Blocksberg heißt, unmittelbar dem Schlosse gegenüber, wo der stärkere Fels, und die stärkeren Werke den Angriff schwieriger, aber auch den Sieg glänzender machten. Carl von Lothringen fügte sich mit der Klugheit und Bescheidenheit, die einen Hauptzug seines Charakters ausmachten, und überließ dem Churfürsten den verlangten Platz. Er selbst beschloß, mit seinen Schaaren sich jenem Puncte gegenüber vor dem Wienerthore zu lagern. Die Brandenburgischen Truppen erhielten ihren Platz links davon weiter gegen die Donau zu, das übrige Heer wurde ringsherum zwischen Ofen und den schönen Bergen vertheilt, in deren grünem Schoosse die Stadt liegt. Die ungarischen Truppen unter ihrem Befehlshaber, dem Palatin Paul Esterhazy, waren mit jenen Schaaren vereinigt, die unter des Churfürsten Maximilian Commando standen, und waren es wohl zufrieden, diesem kühnen feurigen Anführer zu gehorchen. Sie hatten sich unter seinen Truppen, denen allen ein schwerer Kampf bevorstand, den allerschwersten, den Kampf am Fuße des steilen Felsen erwählt, wo gerade aufwärts zu stürmen und die Mauern, die über ihren Häuptern drohten, zu ersteigen, ihr gewünschtes und ehrenvolles Ziel war.

Noch waren die Heerführer beysammen, als man dem Generale der Reiterey, Grafen Palffy, unter dessen unmittelbarem Befehle, sich Bathiany und Szapary mit ihren Schaaren befanden, zu melden kam, seine Reiter, die sich bereits jenseits Ofen auszubreiten begonnen hätten, seyen durch Überläufer benachrichtigt worden, daß ein bedeutender Haufe Türken zu Fuß und Roß von Erd heraufziehe, um sich nach Ofen zu werfen, und zugleich habe man in einer kleinen Bucht der Insel Csepel hinter Gebüsch und Bäumen mehrere türkische Fahrzeuge entdeckt, die sich dort verbergen zu wollen geschienen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wären es dieselben, welche nach Aussage der Überläufer mit dem Harem und den Schätzen des Pascha beladen, nach Belgrad gerettet zu werden bestimmt waren.

Palffy's Augen leuchteten von kriegerischer Freude, als er dieß vernahm, er stattete sogleich dem Herzoge Bericht ab, und dieser trug ihm auf, die Absichten der Feinde mit jener Besatzung von Erd, so wie mit diesen Schätzen so schnell als möglich zu vereiteln. Hierauf trennte sich alsbald der Kriegsrath. Jeder eilte mit froher Zuversicht an seinen ihm anvertrauten Po-

sten. Graf Palffy ließ sogleich die Freunde Bathiany und Szapary rufen, und übertrug ihnen das Geschäft; Jenem die feindliche Truppe anzugreifen, und an Erreichung der Festung zu hindern, Diesem, aus Rücksicht auf seine noch nicht hergestellte Gesundheit, das mühelosere, sich der Schiffe zu bemächtigen. Die Freunde wollten sich mit Dank für das in sie gesetzte Vertrauen entfernen, da blieb Szapary plötzlich stehn, wie von einem gähen Gedanken getroffen, und eine innere Bewegung leuchtete aus seinen Augen. Bathiany sah ihn fragend an, da verschwand die Bewegung aus Szapary's Zügen, sein Auge sank ruhig zu Boden, er wandte sich zu seinem Freunde, und indem er seine Hand zutraulich faßte, sagte er: Bruder! Ich habe eine große Bitte an dich. Überlaß mir deinen Auftrag und übernimm den meinen bey den Schiffen!

Warum das? erwiederte Bathiany etwas verstimmt: Jener Auftrag ist bey weitem der gefährlichere, und er reizt mich eben deßwegen.

Ich wünschte, entgegnete Szapary sanft, dir den ganzen Ruhm desselben überlassen zu können. Glaube mir, es ist nicht darum.

Und warum denn? Der General kennt Deinen Muth wie den meinen. Er wollte Dich scho-

nen, weil er weiß, daß Du noch nicht ganz von den schlechtgeheilten Wunden hergestellt bist. Und nun sollte ich, dein Freund einwilligen —

Diese Unternehmung, fiel Szapary ein, wird hoffentlich weder die letzte noch die halsbrechendste seyn, der ich mich während der Belagerung zu unterziehen denke. Ich danke Graf Palffy für seinen freundlichen Willen, aber ich bitte Dich, sprich mit ihm, und laß uns tauschen!

Es ist mir unbegreiflich, was Dich bewegen kann, so sehr auf diesen Tausch zu dringen, der mir, ich sage es unverhohlen, nicht ganz angenehm ist.

Nun so höre denn die wahre Ursache, sprach Szapary heftiger, und ich bin überzeugt, du erfüllst dann meinen Wunsch. Auf jenen Schiffen sind die Schätze des Pascha, aber auch seine Frauen. Unter ihnen befindet sich wahrscheinlicher Weise die Tochter des Hamsabeg, meine Wohlthäterinn, meine Erretterinn! denn schon damahls, als ich sie öfters sprach, war die Rede von dieser Verbindung, vor der Sobeide schauderte. Ich kann und will ihr auf Erden nicht mehr begegnen; das habe ich mir selbst gelobt, als ich von ihr schied. Fielen nun die Schiffe in meine Hand, nennte ein Zufall ihr den Nah-

men des Offiziers, so könnte ich ein Zusammentreffen nicht vermeiden, das mir auf jeden Fall — peinlich wäre. Und deßwegen wollte ich dich bitten —

Bathiany hatte seinem Freunde mit steigender Aufmerksamkeit zugehört, und ihn mit leuchtenden Blicken betrachtet; jetzt schlug er, ihn rasch unterbrechend, in Szapary's bittend dargestreckte Hand ein: Topp, Bruder! Ich nehme die Schiffe. Verzeih, daß ich einen Augenblick so engherzig seyn konnte, meine Eitelkeit deinem gerechten Wunsche vorzuziehn! Ich danke dir vielmehr für deinen Vorsatz. Mit diesen Worten schüttelte er herzlich seines Freundes Hand, eilte zum General zurück, und hatte den Umtausch der Commando, der jenem gleichgültig war, schnell bewirkt. Nun machten beyde Freunde ihre Anstalten, brachen eilig mit ihren Leuten auf, ritten eine kleine Strecke noch miteinander längst des Donau-Ufers hinab, und dann trennten sie sich. Bathiany wandte sich nach dem Wasser, Szapary sprengte mit seiner Schaar tiefer ins Land, und der Wege und Gegend wohl kundig, hatte er bald die türkische Truppe, die von Erd herauf marschirte, umgangen, und griff sie im Rücken an. Eines solchen Angriffs nicht ge-

wärtig, warfen sich die Türken schnell in die Flucht, und hofften Ofen zu erreichen; aber hier kamen ihnen die Bayern entgegen, und von rückwärts durch Szapary und seine Reiter gedrängt, der von der ungewissen Hoffnung, den Beg unter ihnen zu finden, angetrieben, wüthend auf sie einhaute; vorn von den Bayern angegriffen, faßten sie den Entschluß, sich durch diese mit dem Säbel in der Hand durchzuschlagen. Aber auch hier vereitelten der kräftige Widerstand, und stets neu anrückende Schaaren, indem der Churfürst eben jetzt den Gerhardsberg von allen Seiten besetzen ließ, jeden Rettungsversuch. Zwischen zwey Feuern gedrängt, kämpfte der nicht sehr zahlreiche Haufe mit dem Muth der Verzweiflung, und alle fielen, bis auf drey, deren Einer Mittel fand, während des Gefechts zu entkommen, und die Nachricht von dieser unerfreulichen Begebenheit dem Beg und dem Pascha nach Ofen zu bringen [12]).

Als der Kampf zu Ende war, und Szapary nun nicht ohne geheimes Grauen das mit den Leichen seiner Feinde, und manchen der Seinigen bedeckte Schlachtfeld überschaute, überzeugte ihn der Augenschein von dem, was er früher schon geahnet, daß nähmlich Hamsabeg nicht der

Führer dieser Truppe gewesen, und es war ihm sehr wahrscheinlich, daß er sich schon früher nach Ofen begeben habe. Was aus seiner Tochter geworden, ob sie des Pascha Gemahlinn, und auf den Schiffen sey, beunruhigte ihn wohl noch immer; aber er wußte ihr Geschick in Bathiany's Händen wie in den seinigen geborgen, und so kämpfte er jene unfreywilligen Regungen nieder, und führte seine Schaaren mit erheitertem Blick ins Lager zurück, wo kurz darauf Bathiany mit unermeßlicher Beute, und den gefangenen Frauen des Pascha eintraf. Er hatte, wie wir wissen, Sobeiden nicht unter ihnen gefunden, und nicht finden können, sie aber alle mit ritterlichem Edelmuthe behandelt, und leicht vom Herzoge von Lothringen erhalten, wofür er sich den armen zagenden Geschöpfen in ihrer Angst während des Gefechts und bey seinem Siege verbürgt hatte, sie sicher und mit nöthiger Rücksicht an einen schicklichen Aufenthaltsort zu bringen, wo sie bis zur Übergabe der Festung bleiben, und dann ihrem Gebiether zurückgestellt werden sollten.

Mit raschem Muth, durch jene beyden glücklichen Erfolge belebt, begannen nun die Arbeiten der Belagerer, und wurden mit großem Eifer betrieben und fortgesetzt. Eben so umsichtig

und thätig zeigte sich auch die Vertheidigung. Wohl hatten die Unglücksbothschaften von dem Verluste seiner Schiffe und der Vernichtung der Besatzung von Erd, die zur Verstärkung der Besatzung von Buda sehr nothwendig gewesen wäre, des Pascha Zorn aufs höchste entflammt, indem sie zugleich ein düsteres Vorgefühl in ihm erregten. Doch auch hier vergaß er sich keinen Augenblick. Die Bothen wurden sogleich, damit ihre Nachricht sich nicht verbreite, und den Muth der Besatzung schwäche, in den Kerker geworfen, und denen, welche sie zu bewachen hatten, ohne ihr Verbrechen zu kennen, befohlen, sie nur durch Stumme pflegen zu lassen. Er selbst aber war überall, wo es Noth that; er feuerte die Arbeiter auf den Wällen an, und ging den Kämpfern mit seinem Beyspiele vor. Sein Geschütz spielte unaufhörlich; Minen, damahls eine Hauptwaffe der Türken, auf die sie sich wohl verstanden, und sie häufig anwendeten, flogen unter den Füßen der Belagerer auf, verschütteten oder tödteten Viele und mancher Deutsche und Ungar fiel auf diese Art, und erlebte nicht den schönen Tag des Sieges. Indessen hatte auch das Geschütz der Belagerer nicht gerastet, ihre Bomben und ihre Gegenminen hatten endlich

nach fünf Tagen eine solche Bresche in den Mauern der Wasserstadt geöffnet, daß der Herzog von Lothringen am St. Johannistag dem General Susa auftragen konnte, diese anzugreifen, und die Türken daraus zu vertreiben. Abdurrahman sah die Gefahr, und eilte, die Bedrohten durch seinen Befehl, seine Gegenwart zu ermuthigen. Der Kampf war hartnäckig und mörderisch, die Christen mußten jeden Fußbreit Erde mit Blut erkaufen. Endlich rückte der Deutschmeister Prinz von Neuburg mit seinen Schaaren den Stürmenden zu Hilfe. Bey dem Anblick dieser frischen Truppe verließ die Türken der Muth, sie wandten sich zu unordentlicher Flucht, und wichen auf allen Seiten. Selbst des Pascha Zuruf und Beyspiel vermochte sie nicht zu halten, sie rissen ihn endlich mit sich fort, die Christen besetzten die Wasserstadt, und nun galt es den Kampf um die eigentliche Festung [13].

An dem Johannistage, an welchem den Türken nach langem Kampfe die Wasserstadt entrissen worden war, hatte fast den ganzen Morgen das Geschütz in und um Ofen gespielt, und der

frische Ostwind hatte den dumpfen Donner desselben bis nach Gran getragen, wo jetzt, seit die christliche Armee im Lager stand, die nächsten Angehörigen Szapary's und Bathiany's sich aufhielten. Sie hatten sich nicht entschließen können, sich weit vom Kriegsschauplatze zu entfernen, und da Megyer ein unhaltbarer Ort war, der bey einem möglichen Wechsel des Kriegsglückes keine Sicherheit both, so wurde Gran erwählt, das beyde Vortheile, der Nähe und Sicherheit, vereinigte. Beynahe täglich konnten die Frauen hier Kunde vom Ofen erhalten, jeden wichtigen Vorfall sogleich erfahren, in ruhigen Zwischenräumen sogar den einen oder andern der Geliebten zu sehn hoffen, und bey Unglücksfällen, die ja doch vom Laufe des Kriegs unzertrennlich sind, denselbem ihre Pflege und Wartung angedeihen lassen. So hatten sich mit Zustimmung ihrer Männer die Gräfinn Bathiany und Frau von Szapary hier eingerichtet, und diese letzte sogar ihre Kinder von Muray Szombath kommen lassen, von denen sie nicht länger mehr getrennt seyn wollte, nachdem der Wiener-Aufenthalt sie ihr schon eine ziemliche Zeit entzogen hatte.

Es war ihnen bekannt, welcher Kampf an

diesem Tage vorging, und obwohl sie wußten, daß dießmahl die Truppen, welche unter des Churfürsten Befehl standen, nicht eigentlich in Anspruch genommen werden, und der Kampf auf der andern Seite der Festung beginnen würde, so daß mit Wahrscheinlichkeit für Bathiany und Szapary nichts zu fürchten war, so hielt doch die Ungewißheit über den Gang der Unternehmung, und die Möglichkeit einer Gefahr für die geliebten Freunde, die Frauen den ganzen Tag über in der aufgeregtesten Spannung. Besonders fühlte sich Therese, deren Gesundheit solchen Stürmen am wenigsten gewachsen war, durch die innern Erschütterungen des Tages so erschöpft, daß sie, als gegen Abend das Schießen aufhörte, und nun geschehen war, was an diesem furchtbaren Tage geschehen hatte können, sich eine Weile auf ihr Ruhebette niederlegen mußte. Auch Marie war in heftiger Unruhe, und theils um Theresen Stille zu gewähren, theils um die Tochter zu zerstreuen, schlug die alte Gräfinn ihr vor, sich jetzt an dem schönen milden Abend, der auf einen so angstvollen Tag folgte, auf die Garten-Terasse vor dem Hause zu setzen, und in der Stille der ermüdeten Natur, und dem freundlichen Schimmer des Abends

auch ihre beunruhigten Herzen sich stillen zu lassen.

Wie schön der Abend ist, fing sie an, nachdem sie sich gesetzt, und eine Weile an dem Anblick der lieblichen Gegend erfreut hatte: Kein Lüftchen beweget die Blätter der Bäume um uns; die Sonne, die so furchtbaren Auftritten geleuchtet, sinkt in ungetrübtem Schimmer hinter das Gebirg. Alles ist Ruhe, alles Frieden hier — und die Donau fließt so ruhig, und klar dahin, als sollten ihre Wasser nicht bey der Stadt vorbeyrinnen, wo sie sich mit Christenblut färben müssen!

O Mutter! schrie Marie auf: Wer weiß, welches Blut! Ich sage es Euch, es ist gewiß ein Unglück für uns geschehn, mein Herz klopft so unruhig.

Das thut es immer, und gar zu leicht, erwiederte die Matrone, als daß ich es eben jetzt für eine Vorbedeutung halten könnte. Nein, Marie, dießmahl haben wir und Therese vielen Grund uns zu beruhigen. Die Unsrigen sind nicht dabey. Nach dem, was Szapary gestern, schrieb, sollte der Angriff auf die Wasserstadt durch die kaiserlichen Truppen geschehen, und das Corps des Churfürsten, bey dem er und

Dein Bruder steht, würde gar nicht ins Gefecht kommen.

„Das kann man nicht so gewiß im voraus wissen, der Kampf kann sich verschiedentlich wenden, und endlich, habt ihr denn ganz vergessen, daß Wattenwyl dort kämpft, wo der Herzog steht, und daß dieser den heutigen Angriff kommandirt. Könnt Ihr nun sagen, daß Niemand der Unsrigen dabey sey?

Marie! entgegnete die Mutter: Ich begreife Dich nicht. Du weißt, wie sich der Rittmeister bey seiner letzten Unterredung mit Dir, die Du ihm gleichsam abgetrotzt, über Euer Verhältniß ausgesprochen hat. Nach dieser Erklärung ist er nicht mehr zu den Unsrigen zu zählen.

Er hat sich losgerissen, rief Marie heftig, weil er mein Herz nicht kennt; aber dieß Herz wird ihn ewig nicht lassen!

Marie! Was sollen diese leidenschaftlichen Äußerungen! Euer Bündniß ist gelöset, Du hast den Rittmeister einem andern aufgeopfert —

Den ich nicht kannte, der mich verblendete, fiel sie rasch ein: O Mutter! zwingt mich nicht die furchtbaren Geister wieder heraufzubeschwören, die ich durch Gebeth, Reue und Thränen seit einiger Zeit zur Ruhe gesprochen habe. Je-

nes Wesen mag denn ein wirklicher Mensch und derjenige seyn, für den ihr Alle es haltet, so war er doch ein Ungläubiger, ein Abtrünniger, ein Kind der Hölle — sie schauderte bey diesen Worten — und ich stand auf den Punct seine Beute zu werden, und noch erst jetzt in Wien hat er seine Krallen nach mir ausgestreckt, und Therese wurde statt mir sein Opfer.

Du hast auch hierin eine ganz andere Ansicht, als Szapary.

Ich weiß, sie halten diesen Kyriaki für einen Emissär des Hamsabeg, der seine Rache an ihnen kühlen wollte. Aber mich hat ein einziges Wort, das dem Husaren entfiel, und der es von dem Kaffehwirth Kolschützky gehört, einen tiefern Blick in die Sache thun lassen. O ich bitte Euch, sprecht nicht mehr von diesem Gegenstande, wenn ich meine klare Besinnung erhalten soll!

Die Gräfinn schwieg, und Marie fuhr nach einer kleinen Pause fort: Ich sah meine ganze Gefahr und Strafbarkeit schon in der entsetzlichen Nacht zu Megyer ein. Im Kloster erleuchtete mich Gott vollends, und erregte den Wunsch in mir, durch das Klostergelübde mich vor den

Nachstellungen des Erzfeindes zu sichern, und zugleich für meine Sünden zu büssen.

Und dennoch hast Du den Entschluß wieder aufgegeben?

O nein, das nicht! Wie ein letzter Anker in der höchsten Noth, wie ein düsterer Hafen der Ruhe, wenn die Stürme mein ganzes Glück zertrümmert haben, liegt er noch im Hintergrunde meiner Seele. Aber Mutter, ich liebe noch. Ein irdisches Wesen ist mir unaussprechlich theuer, so lange ich noch einen Schatten der Hoffnung auf Oliviers Besitz —

Ich muß über diese Äußerungen billig erstaunen. Dein verlorner Freund ist Dir unaussprechlich theuer, du hoffst auf seinen Besitz? Und ich habe selbst in jener Zeit, wo Du Dich als seine Braut betrachten konntest, nichts anders in deinem Benehmen gegen ihn gesehn, als Achtung und Wohlwollen.

Weil ich eine Thörinn war, ein schwachsinniges Kind, weil ich mich selbst nicht verstand. Jetzt ist alles ganz anders. Ja, Mutter, ich sage es Euch, es ist eine seltsame Veränderung mit mir vorgegangen, und ich kann sie nur als eine Wirkung der göttlichen Gnade ansehn. Von dem Augenblicke an, wo wir Wattenwyl in Preß-

burg vor der Kirche begegneten, sind mir die Augen geöffnet worden, ich sehe ihn und mich nun in ganz anderm und im wahren Lichte. O Mutter, was ist das für ein Mann! Dieser Edelmuth der Gesinnung, diese Gewalt über sich selbst — denn, setzte sie hinzu, indem ein wehmüthiges Lächeln um ihre Lippen spielte, gleichgültig bin ich ihm doch nicht, das habe ich wohl bemerkt. Und auf diese Bemerkung gründet sich auch die einzige Hoffnung, die ich nähre, der einzige Faden, der mich am Leben hält.

Das sind lauter Übertreibungen. Du und das Leben, ihr haltet noch fest zusammen.

Nein, Mutter, es ist keine Übertreibung. Ich erkenne alles klar, was ich will, und mein Entschluß steht fest. Sollte ich mich über Wattenwyls Gesinnungen irren, sollte er wirklich alle seine Liebe für mich verloren haben — Aber nein! nein! das kann nicht seyn!

Ich will es nicht geradezu behaupten, entgegnete die Gräfinn ernst: Aber das weiß ich sicher, wenn noch ein Rest derselben in seiner Brust wohnen sollte, so bekämpft er ihn, und wird nicht zugeben, daß seine Schwäche ihn verrathe, und ihn einen Schritt thun lasse, den seine Vernunft mißbilligen muß.

Ich verstehe Euch, entgegnete Marie sehr gereizt: Ihr meint die Verbindung mit mir. Wohlan! Dann ist auch mein Entschluß gefaßt, und das Kloster bleibt der Zufluchtsort, in welchem ich mein Unglück und meine Schmach begraben will.

Du springst immer von einem Äußersten zum andern über. Das Kloster oder die Heirath! Die Heirath oder das Kloster! Marie! Das ist kein Beruf, der Gott gefällig seyn und dich selig machen kann, so wenig als du mit diesen stürmischen Empfindungen einen würdigen Mann glücklich machen kannst. Das wird Wattenwyl, der eben so verständig als zartfühlend ist, auch eingesehn, und hauptsächlich darum einer nähern Verbindung mit Dir entsagt haben.

Diese Worte trafen Mariens Seele wie ein Blitz; sie fühlte deren Wahrheit und ihre Schuld. Starr und bestürzt sah sie ihre Mutter an, und war keines Wortes mächtig. Endlich kehrte sie ihre Augen von der Mutter ab, schlug sie mit dem Gefühle der Beschämung zu Boden, senkte das Haupt, legte beyde Hände kreuzweis über die Brust, und blieb so eine Weile sitzen. Dann richtete sie sich auf, sah der Mutter fest ins Gesicht, und sagte: Mutter! Ich will mich bessern,

ich will an mir arbeiten, ich will Wattenwyl's werth werden; jetzt bin ich es noch nicht, das erkenne ich —

Sie wollte weiter reden, da trat Therese mit freudestrahlenden Augen und einem Gesichte, das schon von weitem Gutes ankündigte, aus dem Hause, und nahte sich ihnen, einen offnen mit Bleyfeder geschriebenen Zettel in der Hand. Sie leben! Sie sind gesund! Es ist Keinem von ihnen etwas geschehn! rief sie ihnen zu. Da les't, Mutter, (so nannte sie die alte Gräfinn) Szapary hat mir geschrieben. Er war doch bey dem Sturm, der Böse! als Volontair, wie viele Offiziere, die sich die Erlaubniß dazu vom Churfürsten ausgebethen. Aber Graf Adams Schaaren waren gar nicht im Feuer. Gleich nach der Affaire, wie er in sein Zelt zurückkam, fertigte er Paul an mich ab.

Marie hatte alles angehört ohne sich zu regen. Als Therese fertig war, fragte sie schüchtern: Hat er nichts von Wattenwyl geschrieben?

Nichts, erwiederte Therese: Aber ich vermuthe, daß es ihm wohl geht, sonst hätte mein Mann es gemeldet.

Das kann seyn, und kann auch nicht seyn! sagte Marie mit einem tiefen Seufzer, versank

in ihre vorige Stellung, und stille Thränen fingen an aus ihren Augen in ihren Schooß zu tröpfeln.

Paul hat mir noch etwas erzählt, begann Therese von Neuem: Szapary hat Briefe aus Wien erhalten. Jener gottlose Grieche, der Helfershelfer Hamsabegs, hat Mittel gefunden, aus seinem Gefängnisse zu entwischen.

Und ist man ihm nicht auf der Spur? fragte die alte Gräfinn: Hat man ihm nicht nachgesetzt?

Es muß gar ein listiger Mensch seyn, entgegnete Therese: Er war zu keinem Geständnisse zu bringen, und soll auch seine Flucht sehr geschickt angestellt haben. Indessen hat man die Vermuthung, daß er sich nach Ungarn gewendet. Alle Nachweisungen deuten dahin.

Marie schauderte, die Gefahr schien ihr auf's Neue nahe zu treten. Niemand war da, sie zu schützen, und derjenige, dessen rettende Hand sie so gern ergriffen hätte, stieß sie von sich. Sie brach in heftiges Weinen aus, und ohne ein Wort über Theresens Nachricht zu sprechen, stand sie auf und ging in's Haus zurück.

Der Abend, welcher in Gran den drey einsamen Frauen so beruhigende Nachrichten gebracht, hatte auch über das von Feinden umstürmte Ofen seinen Frieden gebreitet, die Gräuelscenen mit seiner Dämmerung bedeckt, den erhitzten Kämpfern Kühlung, den armen Verwundeten Erquickung, den Gefallenen endlich Ruhe unter der Decke der mütterlichen Erde gebracht. Allmählig vertieften sich seine Schatten, die Nacht schlich leise heran und deckte die weite Gegend mit ihrem braunen Schleyer, und der Vollmond stieg jenseits des Stromes immer heller und strahlender über den weiten Flächen empor, die sich der Feste gegenüber unabsehbar ausbreiteten. Aber mit diesen Schatten und dieser Stille nahm auch die Kühle empfindlich zu, und schon loderten hier und dort im christlichen Lager, wie es sich im Halbkreise rings um die Rückseite der Festung zog, und vorn zu beyden Seiten an den Fluß grenzte, die Wachfeuer empor, um welche Offiziere und Soldaten sich lagerten, um sich gegen die Nachtkälte zu schützen.

Auf der Spitze des Gerhardsberges, wo jetzt ein niedriger aber fester Bau dem erhabensten Streben des Menschengeistes, der Erforschung des Himmels und der Kunde der Gestirne ge-

weiht ist, sah es damahls nicht so friedlich aus. Der Churfürst hatte dort ein Blockhaus errichten lassen, um von dieser unzugänglichsten und schrofesten Seite des Berges recht das Herz der Festung anzugreifen, und von diesem Hause trägt der Berg noch jetzt seinen veränderten Nahmen: Blocksberg, der an den berüchtigten Hexenberg im Harzgebirge erinnert. In der Nacht, welche auf den Sturm der Wasserstadt folgte, entbrannte auch dort ein helles lustiges Feuer, wozu die nächsten Waldungen das Holz leicht und bequem lieferten, und um dasselbe herum waren mehrere Offiziere von des Churfürsten Corps gelagert.

Sie selbst hatten nicht Theil an dem Sturme genommen, der auf der entgegengesetzten Seite der Festung statt gehabt, und zu welchem andere Regimenter commandirt waren; aber sie hatten von ihrem hohen Standpuncte aus alles wohl sehen können, und es machte jetzt den Inhalt ihrer Gespräche aus, besonders seit Szapary, der als Freywilliger daran Antheil genommen, zu ihnen zurückgekommen war, und als Augenzeuge die Vorfälle genau beschreiben konnte. Noch waren sie in diesen Gegenstand vertieft, als die Erscheinung zweyer andern Offi-

ziere, welche ein Auftrag des Herzogs zum Churfürsten geführt hatte, die Unterhaltung für einen Augenblick unterbrach. Es waren der Oberste Prinz Eugen von Savoyen und der Oberstlieutenant Graf Marsigli, der das Mineur-Corps commandirte, und heut bey dem Angriffe auf die Wasserstadt neue Proben seiner Kenntnisse und seiner Geschicklichkeit in diesem Fache abgelegt hatte. Die beyden Staabsoffiziere kamen jetzt aus dem Zelte des Churfürsten, und wollten am Wachfeuer unter den Offizieren ein Bischen ruhen, ehe sie, von den Strapazen des Tages und dem Ersteigen des Berges ermüdet, den Rückweg antraten. Man machte ihnen mit großer Achtung Platz; die einzelnen Ereignisse des Gefechts wurden noch eine Weile besprochen, und Szapary schloß sich mit Vergnügen an die beyden Fremden, in deren Wesen er mehr Anklang für seine Gesinnungen fand, als in dem der übrigen Offiziere, und so entspann sich bald eine abgesonderte Unterhaltung zwischen diesen drey Männern, die nur manchmahl durch den Lärmen und das Geschwätz der Andern gestört wurde, welche, der Langeweile zu wehren, zu allerley Possen und Scherzen ihre Zuflucht nahmen. Einer zog jetzt ein kleines Damenbrett aus

dem Sacke, und both seinem Nachbar eine Partie an, Andere schafften Karten und Spielmarken herbey; dieser brachte den Becher mit den verhängnißvollen Würfeln. Getränk und Speise wurde ans Wachfeuer beordert, und eine Scene wie in einem Markedenter-Zelte oder Kaffehhause bildete sich an dem Platze aus. Da stand der Prinz auf: Ist es Euch gefällig, Herr von Szapary! Da ich glaube, Ihr werdet keine Parthie annehmen, so setzen wir uns dort ein wenig seitwärts. Die Gesellschaft ist so belebt, daß man Mühe hat, sich zu verstehn. Kommt, Graf Marsigli!

Beyde folgten der Einladung des Prinzen, und wählten einen Platz, wo hingelegte Baumstämme und Balken, die bey der Errichtung des Blockhauses übrig geblieben waren, trockne und bequem erhöhte Sitze bothen. Hier nahmen sie Platz, ferne von dem Getöse; und von dem schönen Anblicke ergriffen, welchen die Gegend um sie her im hellen Mondlichte both, saßen sie alle Drey eine Weile schweigend. Ofen hat, von dieser Seite des Gerhards- oder Blocksberges gesehen, eine überaus mahlerische und schöne Lage. Ihnen zur Linken, durch eine nicht bedeutende Schlucht getrennt, erhob sich die Stadt

und Festung Ofen mit ihren Kuppeln und Thürmen auf einem ziemlich steilen Felsen, der gegen den Strom zu sich jäh hinabsenkt und mit Mauern und Werken beynahe unersteiglich gemacht war. Wenn sie die Blicke rückwärts wandten, so both sich ihnen ein lieblicher Halbkreis von bewaldeten Bergen dar, der näher oder ferner die Stadt umkränzte, und wo in diesem Augenblicke zahllose Wachfeuer zwischen den Zeltgassen des christlichen Heeres, das in verschiedenen Abtheilungen sich von der Stadt bis an die Hügel ausbreitete, loderten, und hier und da wunderbare Lichteffecte im Contraste mit der hellen Mondbeleuchtung bildeten, bis, wo endlich die Lager und die Feuer aufhörten, die Schönheit der Vollmondnacht auf den waldichten Bergen ihr Recht behauptete, und die Natur in feyerlicher Stille und friedlicher Einsamkeit das laute Getöse des Lagers und seine blutgierigen Zwecke vergessen zu haben schien. War dieser Anblick erhebend und schön, so war es der vor ihnen über den Strom hinüber fast noch mehr. Breit und glänzend zog die mächtige Fluth der Donau unter ihnen hin, und erweiterte sich, wie sie abwärts strömte, noch mehr, um die waldige Insel Csepel in ihre Arme zu fassen. Ihnen ge-

genüber, jenseits der Donau, lagen die Häuser von Pesth, jetzt theils von ihren Bewohnern verlassen, theils von den Türken zerstört, und hinter ihnen schweifte der Blick über die unabsehbare Ebene hin, auf welcher kaum hier und dort ein Busch oder Baum zu sehen war. Über das Wasser herüber aber loderte, wie eine Brücke von Glanz, das verlängerte Bild des Mondes, das sich in den Wellen spiegelte. Schweigen und Ruhe lag auf der Gegend / und wurde um so sichtbarer, als noch vor wenigen Stunden der Krieg mit allen seinen Schrecken um diese Mauern getobt hatte, an welchen sich jetzt der Mondesstrahl brach, und nur der Ruf der Wachen, die sich von Zeit zu Zeit hören ließen, die wohlthätige Stille unterbrach.

Eine Weile betrachtete der Prinz, dessen Gemüth für jeden schönen und erhabnen Eindruck empfänglich war, schweigend das Gemählde, welches sich vor ihm ausbreitete, dann sagte er:

Fürwahr, Herr von Szapary, Euer Vaterland ist schön, und Sünde und Schande wäre es, es in den Händen dieser Türken zu lassen. Sie haben nun lange genug ihr bleyernes Scepter, unter welchem alle Cultur erstirbt, darüber ausgebreitet.

Jetzt, gnädiger Herr! erwiederte Szapary, dürfen wir Ungarn doch wieder hoffen, die schönsten Theile des Reichs von ihnen befreyt zu sehn, viel ist schon geschehen —

Und mehr wird noch gethan werden, fiel der Prinz ein: Ich fühle eine unüberwindliche Lust, mich mit diesen Barbaren zu messen. Ich hasse sie schon darum, weil die ganze griechische Kunst und Literatur durch sie in jenen schönen Ländern zu Grunde gegangen ist.

Dennoch, fiel Marsigli ein, hat eben dieser Druck für das übrige Europa segensreich gewirkt. Die Griechen, welche vor dem Schwerte der Türken flohen, haben den westlichen Ländern ihre Künste und Wissenschaften gebracht.

So weiß die Vorsicht, sagte Szapary, auch aus den scheinbaren Übeln Nutzen zu ziehn, und in ihren großen, alle Welten umfassenden Planen geht keine Wirkung verloren, verschwindet keine Kraft, wie kein Atom.

Das ist wahr, unterbrach ihn Marsigli, aber wir dürfen dennoch diesen Glauben, so erhebend er in manchen Stimmungen des Gemüthes seyn mag, nicht eigentlich ins Leben einführen, und zur Richtschnur unsrer Handlungen machen —

Und warum nicht? fragte Szapary.

Weil er gar zu nahe an den Fatalismus streift, und uns leicht dahin bringen könnte, die Hände in den Schooß zu legen, und die Sorge für Alles dem lieben Gott zu überlassen.

Das ist bey Männern, die diesen Nahmen mit Recht führen, entgegnete der Prinz, wohl nicht zu besorgen.

Doch, doch! entgegnete Marsigli, dieses willenlose Unterordnen, dieser Glaube an eine stete Führung unserer Angelegenheiten, muß uns weich und zu passiv machen. Nein, ich lobe mir den Spruch, daß jeder seines Glückes Schmied ist!

Das ist er auch, erwiederte Szapary, wenn er gleich glaubt, daß eine höhere Hand die Faden seines Geschickes in heiligen Finsternissen leitet, und alles, was geschieht, ob gut oder böse gemeint, dazu dienen muß, die Plane einer väterlich waltenden Vorsehung zu verwirklichen. Mich hat dieser Glaube, und nur er ganz allein, im größten Unglück aufrecht erhalten.

Daß dieser Glaube, selbst wenn er in Fatalismus ausartet, sagte der Prinz, nicht an Selbstthätigkeit hindert, das beweisen uns die Eroberungen der Türken.

Dennoch sind sie jetzt sehr entmuthigt, erwiederte Marsigli und sehen alles Unglück, das

sie seit dem Verluste von Wien getroffen, für göttliche Strafe an.

Die Vertheidigung von Ofen widerlegt diese Behauptung. Sie ist so kräftig und so besonnen, daß man keine Spur von Niedergeschlagenheit darin entdecken kann, entgegnete Szapary.

Das macht, weil ein Mann an ihrer Spitze steht, antwortete Marsigli, der als Renegat und kluger Kopf nicht von diesem Schwindel befangen ist. Glaubt mir, gnädiger Herr, ich kenne dieß Volk zu genau. Habe ich doch als freyer Diplomate und als unglückseliger Sclave lange genug unter ihnen gelebt.

Ihr waret auch in türkischer Sclaverey? rief Szapary lebhaft aus, indem er Marsigli die Hand reichte: Unglücksbruder! Ich grüße Euch aus vollem Herzen, und freue mich doppelt eurer Erlösung. Marsigli schlug in die dargebothene Rechte ein, und schüttelte sie kräftig. Ihr wißt was das sagen will, Herr von Szapary, erwiederte er, und habt das noch im frischen Andenken. Bey mir sind es schon über drey Jahre.

Ihr wart ja hier in der Nähe gefangen? sagte der Prinz zu Szapary: Wo war es?

Ihr könnt den Ort von hier sehen, gnädi-

ger Herr, antwortete Szapary, wenn ihr ein Paar Schritte seitwärts machen wollt.

Zeigt ihn uns! rief Eugen lebhaft, faßte Szapary's Hand mit warmer Theilnahme, und stand auf. Alle gingen nun an den Platz. Vor ihnen breitete sich die majestätische Fluth der Donau wie ein Landsee aus, vom Schimmer des Vollmondes erhellt, und rechts hinab erschienen auf einem Vorlande, das in den Fluß hinaus trat, in schwachen Umrissen, kaum unterscheidbar, die Gebäude von Erd.

Dort war es also? sagte Eugen: Ich habe vom Kaiser selbst gehört, wie viel und wie standhaft Ihr gelitten, und ich habe Euch achten gelernt, ehe es mir so gut ward, Euch zum Waffengefährten zu haben.

Mein König hat gnädigen Antheil an meinem Unglück genommen, und wenn mein Unglück mir seine Huld und die Wohlmeinung solcher Männer, wie ihr, mein Prinz, erworben hat, so muß ich es segnen, erwiederte Szapary sich verneigend: Aber, Graf Marsigli, wie war es mit Euch? Bey welcher Gelegenheit wurdet Ihr gefangen?

Es war im Jahre 1682, erwiederte Marsigli, als ich mit wichtigen Depeschen an den General

Budiani geschickt wurde. Ich ritt längst eines Morastes hin, und war von einigen Dragonern begleitet, die mir zur Escorte dienten. Da gewahrten wir von weitem einen Haufen streifender Tartarn. Sie hatten uns nicht sobald erblickt, als sie auf uns zusprengten. Ans Entrinnen war nicht zu denken, so warf ich denn die Depeschen ins Wasser, und setzte mich mit meinen Leuten zur Wehr. Aber was sollten fünf gegen fünfzehn oder sechzehn Feinde ausrichten? Ein Paar von den Dragonern waren bald getödtet, ich selbst schwer verwundet und gefangen, und nun — doch Ihr kennt die Art dieser Menschen, Herr von Szapary, ich brauche Euch kein näheres Detail von allen den Leiden, Mißhandlungen und Ausbrüchen der Verachtung zu machen, die ein Christensclave sich von diesen Barbaren gefallen lassen muß. Ihr habt das selbst erfahren. Das bey weitem schmerzlichste war mir aber das, daß ich das folgende Jahr von meinem grausamen Herrn mitgeschleppt wurde, als er mit der Armee vor Wien zog [14].

Wie? rief der Prinz: Ihr waret im türkischen Lager?

Und als türkischer Knecht! rief Marsigli: O, Eure Hoheit, das war eine Lage, um wahnsin-

nig zu werden! Da lag Wien, die Hauptstadt meines Kaisers, der Aufenthalt so mancher Freunde und Bekannten. Ich konnte die Thürme zählen, ich konnte in die Fenster mancher Häuser sehn. Ein einziger günstiger Augenblick konnte mich aus meinem Elend befreyen —

Und machtet Ihr keinen Versuch zu entkommen? fragte Szapary.

Mehr als einen. Jeder mißglückte durch die Wachsamkeit der türkischen Vorposten, und zog mir ärgere Mißhandlungen zu. Ja, gnädiger Herr! damahls war ich mehr als Ein Mahl der Verzweiflung nahe. Und dennoch, so elend mein Loos war — was thut die Liebe zum Leben nicht! Als es den Türken übel vor Wien ging, als die Nachrichten kamen, daß Hussain Pascha und Tököly von dem Herzoge von Lothringen geschlagen seyen, und es hieß, der grausame Mustapha werde nächstens den Befehl geben, alle Christensclaven, die unmittelbar ihm oder eigentlich dem Großherrn gehörten, zu ermorden, damit die Armee erleichtert werde, da erschrack ich doch auf's tödtlichste, und suchte einen gutmüthigen Bosniaken durch das Versprechen eines großen Lösegeldes, das meine Familie für mich zahlen würde, dahin zu bewegen, daß er mich von mei-

nem damahligen Herrn, einem Diener des Veziers, kaufte. Mit ihm verließ ich dann voll ungeheuern Schmerzens Wien wieder, als die türkische Armee vor dem Entsatze floh; aber es gingen noch Monathe hin, bis ich nach Bologna schreiben, den Meinigen mein Unglück zu wissen machen, und durch einen ragusanischen Kaufmann endlich meine Ranzion erhalten konnte.

So habt Ihr viel länger gelitten als ich, begann Szapary.

Ich war gegen achtzehn Monathe in ihrer Gefangenschaft, erwiederte Marsigli.

Und dennoch, fiel der Prinz lächelnd ein zu Szapary gewendet, war er kaum nach Bologna, kaum zu den Seinigen zurückgekehrt, und nur nothdürftig wieder von seinen Wunden hergestellt, als er schon wieder an den Kaiser schrieb, und ihn um seinen vorigen Platz in der Armee und in seiner Compagnie bath, um wieder gegen die Türken zu dienen [15]).

Je nu! erwiederte Marsigli lachend: An diese Orientalen ist einmahl mein Schicksal im Guten und Bösen gebunden, und ich fühle mich eben so berufen, sie zu studieren, als zu bekämpfen.

Ihr waret ja bey der Venetianischen Gesand-

schaft in Constantinopel, wie ich gehört habe? sagte Szapary.

Freylich, erwiederte dieser: Ich erhielt die Stelle auf mein Bitten vom Senate, und diente ihnen gut als Dollmetsch, denn ich spreche ziemlich geläufig Türkisch und Arabisch. Mich trieb Wißbegierde, und ein gewisser unwiderstehlicher Drang nach dem Morgenlande. Ich wollte ihre Sitten, ihre Cultur, ihre Literatur kennen lernen — ich wollte endlich —

An dieser Literatur wird wohl so viel Erhebliches nicht seyn — nichts, was sich mit den Classikern messen könnte, entgegnete der Prinz.

Das wohl nicht in gewissem Sinne; doch glaubt mir, Eure Hoheit, es liegen Schätze von Poesie, von Lebensweisheit, von Erhabenheit der Darstellung in ihren Schriften, besonders in der Arabischen und Persischen Sprache, die, ans Tageslicht unserer Literatur zu fördern, und die Abendländische mit den kostbaren Perlen des Morgenlandes zu bereichern, schon der Mühe des Suchens und Übersetzens lohnen würde.

Ihr drückt Euch schon ganz in diesem Geschmacke aus, antwortete Eugen, und habt Ihr schon einige dieser Perlen aus dem trüben Meere des Bombastes und der Hyperbeln, in wel-

chem alles, was ich von dieser Poesie kenne, schwimmt, herausgefischt?

Einiges bereits, Eurer Hoheit aufzuwarten; aber mehreres hoffe ich von der Eroberung dieser Stadt.

Von Ofen? fragte Szapary: Vermuthet Ihr hier solche Schätze? Da denke ich doch, Ihr irrt. Hier hat Unwissenheit und Rohheit recht ihren Sitz aufgeschlagen, und diese Türken denken wohl nicht ans Büchersammeln.

Ihr habt Recht, wenn Ihr von dem gegenwärtigen Geschlechte sprecht, Herr von Szapary, sagte Marsigli: Aber immer muß es nicht also gewesen seyn; denn ich habe in Constantinopel selbst zuverläßige Nachrichten erhalten, daß hier bey zwey Kirchen, welche die Türken seit ihrer Besitznahme in Moscheen verwandelt haben, und neben deren jeder ein Scheick wohnet, in der Behausung dieser Männer und ihrer Verwahrung sich ein Schatz von orientalischen Manuscripten befinden soll, welchen diese Barbaren hüthen, ohne ihn zu begreifen, oder anzurühren, wie die Drachen das goldne Vließ [16]).

Ja, und dann glauben wir Ungarn, daß sich im Pallaste unserer alten Könige, erwiederte Szapary, noch die Bibliothek des großen Ma-

thias Corvinus befinden sollte, wenn die Türken in ihrer Unwissenheit und ihrem Aberglauben nicht damit verfahren sind, wie mit der zu Alexandrien.

Das steht sehr zu befürchten, Herr von Szapary, indeß weiß ich, daß man in Wien dasselbe glaubt, und unsers Kaisers gelehrter Lambeccius hofft eine reiche Ausbeute, entgegnete der Prinz.

Die will ich ihm gern überlassen, sagte Marsigli: Finde ich es nur mit meinen orientalischen Büchern, so wie man mir es gesagt hat, dann soll mich keine Gefahr und keine Mühe reuen.

Das ist ein löblicher Eifer, erwiederte Eugen: Aber nur so geschieht Großes, und Ihr seyd ein wahrer Zögling Minervens, der ihre Lanze führt, und mit ihrer Eule wacht und studiert. Indessen ist es doch eine nicht sehr gewöhnliche Richtung des Geistes, die Euch, einem Italienischen Cavalier und kaiserlichen Offizier, zu einem solchen Verehrer der orientalischen Literatur gemacht hat.

Es waren wohl allerley zufällige Umstände hier thätig, Eure Hoheit, entgegnete der Graf: Frühe Gelegenheit solche Schriften zu lesen, ein Lehrer, den ich hatte, und der lange Zeit in sei=

ner Jugend in Handelsgeschäften sich in der Levante herumgetrieben, Palästina, sogar die Ruinen von Palmyra, und einen Theil von Yemen gesehn hatte, das alles weckte mir den Sinn für Orientalismus; und endlich hatte ich ja an diesen Barbaren einerseits eine That zu rächen, die unsere Familie vor langen Jahren in tiefe Betrübniß versetzt, und andererseits ein mir sehr theures Glied derselben wo möglich unter ihnen zu suchen.

Unter den Türken? Ein Glied eures Hauses? fragte der Prinz erstaunt.

So ist es, gnädiger Herr! antwortete Marsigli lachend, und noch dazu meine Braut. — Ihr scherzt, erwiederte der Prinz.

Ich scherze nicht, sagte der Graf: Was ich Euch jetzt erzähle, ist wahrer Ernst. Mein Vater hatte einen Bruder, den er sehr liebte, und dieser Bruder ein Töchterchen, ein sehr schönes Kind. Die Väter wünschten ihre Familien recht eng zu verbinden, und verlobten uns miteinander. Ich war damahls ein kleiner Junge, wohl noch nicht fähig einzusehn, was das heiße, eine Braut zu haben; aber ich liebte meine kleine Cousine Tomasina herzlich, und war es wohl zufrieden, sie Braut nennen, und als mein künftiges Eigen-

thum betrachten zu können. Wir wohnten aber damahls alle auf einem Schloße, das mein Großvater auf der Küste von Ancona hatte, und wo wir die heißen Monathe zubrachten — die ganze Familie zusammen, wie bey uns der Gebrauch ist. Die Wärterinn der kleinen Tomasina pflegte diese öfters zur Ebbezeit ans Meeresufer zu führen, und die hübschen Muscheln auflesen zu lassen, die die zurückziehende Fluth am Sande liegen läßt. Eines Tages spazierte sie mit dem bildschönen Kinde auch wieder sorglos dahin, obwohl man es ihr im Schloße untersagt hatte, weil ein türkischer Corsar gesehen worden war, der schon einige Tage auf der Höhe kreuzte.

Ein türkischer Corsar? rief Szapary, der die letztern Reden Marsigli's mit lebhafter Spannung angehört hatte.

Ja, ein Türke, fuhr Marsigli fort: An jenem Nachmittag geschah dann das Unglück. Die Türken, die sich in einem Gebüsche versteckt hatten, sprangen plötzlich hervor, ergriffen das Kind und die Wärterinn, und schleppten sie in ihr Boot, das sogleich dem größern Schiffe zufuhr.

Aber wie wußte man das, wenn die Wärterinn sammt dem Kinde verschwunden war? fragte der Prinz. Wer konnte es erzählen?

Der Zweifel ist ganz richtig, gnädigster Herr, erwiederte Marsigli: Leute, die nicht weit davon auf einer Anhöhe in einem Weinberge arbeiteten, sahen die That, und da sie es nicht wagen konnten, oder nicht wagen wollten, den Türken ihren Raub abzujagen, begnügten sie sich damit, ins Schloß zu eilen, und Lärmen zu machen. Es wurden schnell alle Vorkehrungen getroffen, Fahrzeuge ausgerüstet, nach Venedig berichtet, an die benachbarten Häfen geschrieben. Ich selbst stellte späterhin in Constantinopel, in Genua, überall, wo ich es vermochte, Nachforschungen an. Vergebens. Meine Braut war und blieb verloren.

Und wie lange ist das schon? fragte Szapary eifrig.

Marsigli sah ihn etwas verwundert an, und sagte dann: An dreyßig Jahr vielleicht —

Und wie alt war Eure Cousine? entgegnete der Erste.

Etwa sechs bis sieben Jahre mochte sie haben, war die Antwort.

Es trifft alles zu. Herr Graf! fuhr er fort, indem seine Augen vom freudigen Feuer leuchteten, und eine lebhafte Bewegung sich in seinem Gesichte mahlte, so daß selbst der Prinz ihn

aufmerksam betrachtete: Ich glaube Euch einige Nachricht über Eure verlorne Verwandte geben zu können.

Ihr? fragte Marsigli im höchsten Erstaunen.

Ja, ich! erwiederte Szapary: Und glücklich wollte ich mich schätzen, wenn ich ein Werkzeug in der Hand der Vorsicht seyn sollte, um meine Wohlthäterinn, deren Mitleid ich das Leben und die Rückkehr zu den Meinigen danke, diese Güte mit dem besten Geschenke zu vergelten, das ein Mensch dem andern geben kann; wenn ich ihr einen eben so natürlichen als pflichtmäßigen Weg zeigen könnte, um wieder in den Schooß der heiligen Kirche, der ihre Mutter entrissen wurde, zurückzukehren.

Auch Prinz Eugens Augen verklärten sich bey diesen Worten, die Szapary mit Begeisterung sprach, und er sagte: Das lohne Euch Gott, Herr von Szapary, und segne Eure Bestrebungen! Etwas kühler fiel Marsigli mit zweifelhaftem Lächeln ein: Ja, aber wie denn? Kennt Ihr meine Cousine? Wo ist sie?

Sie lebt nicht mehr, entgegnete Szapary, wenn anders meine Muthmaßungen mich nicht betrügen; aber es lebt ein Kind von ihr, Sobeide, die Tochter des Hamsabeg, bey welchem

ich gefangen lag, und die sich meiner so großmüthig angenommen.

So, so! lächelte Marsigli: Und die Tochter ist wohl auch schön, wenn sie der Mutter gleicht, und der junge Gefangene hat ihr auch gefallen?

Keinen Scherz, Herr von Marsigli! entgegnete Szapary sehr ernst: Mir ist diese Sache, und der Dank, den ich Sobeiden schuldig bin, und den ich ihr, wie gern! entrichten möchte, viel zu heilig, um mir einen Scherz zu erlauben.

Schweigend nickte der Prinz Szapary seinen Beyfall zu, und dieser fuhr nun fort, dem Grafen alles auseinander zu setzen, was er von Anastasien über Sobeidens Mutter vernommen hatte.

Es war nicht viel, und nicht viel Bestimmtes. Indessen trafen doch viele Umstände zusammen, die Szapary's Vermuthung, daß jenes an der Anconitanischen Küste geraubte Christenkind, Sobeidens Mutter, und des Grafen Cousine sey, bestätigten, und diesem ein Fingerzeig seyn konnten, weitere Nachforschungen über sie anzustellen. Und wo ist diese Tochter des Hamsabeg nun? fragte Marsigli zuletzt.

In Ofen, war Szapary's Antwort, und noch wahrscheinlicher im Harem des Pascha.

Als sein Weib? fuhr Marsigli heftig auf.

Szapary zuckte die Achseln. Es war die Rede von einer Verbindung zwischen ihnen, als ich noch in Erd war. So viel ist gewiß, daß Sobeide sich nicht unter den Frauen des Pascha befand, welche er nebst seinen Schätzen auf jenen Schiffen fortsenden wollte, und die in unsere Hände fielen. Das weiß ich durch meinen Freund Bathiany, der jene Expedition kommandirte.

So ist sie wohl noch nicht seine Frau? versetzte der Prinz.

Oder sie ist ihrem Gemahle so theuer geworden, erwiederte Szapary, daß er sich nicht von ihr trennen konnte, wie von den übrigen Sclavinnen, welche er, seinen Schätzen gleich, als fahrende Habe betrachtet.

Ja, ja! fiel der Prinz lächelnd ein: Die Römer hielten ja ihre Sclaven auch für Res, nicht für Personas.

Ich traue diesem Pascha kein so feines Gefühl zu, sagte Marsigli: Ist meine präsumtive Nichte — denn als das könnte ich die Tochter meiner Cousine betrachten, wenn Eure Vermuthungen wahr sind, Herr von Szapary! — nicht unter jenen Weibern gewesen, so ist sie wohl noch

unvermählt, und ich kann, wenn wir die Stadt haben, meine Rechte auf sie geltend machen.

Ihr vergeßt, Herr Graf, erwiederte Szapary, daß Abdurrahman ein Christ und ein französischer Offizier war. Der könnte doch leicht noch so viele Begriffe aus seiner vorigen Natur mit in seine Apostasie hinüber genommen haben, um sich von einer liebenswürdigen Lebensgefährtinn nicht so leicht trennen zu können, und Sobeidens Eigenschaften rechtfertigen diese Vorliebe wohl.

Ey, ey! scherzte Marsigli: Eure Wohlthäterinn hat großen Eindruck auf Euch gemacht, wie es scheint.

Ihr danke ich alles, was ich jetzt bin und habe, erwiederte Szapary ernst: Ohne ihr Mitleid, das mir das Leben, und die Kraft es zu ertragen, erhielt, würde selbst meines Freundes Bathiany Heldenmuth vergebens für mich thätig gewesen seyn, denn er hätte mich nicht mehr am Leben gefunden. Ich hatte zu viel ausgestanden.

Ja, ja, ich kenne die Behandlungsart dieser Barbaren, sagte Marsigli: Aber beschreibt mir einmahl Sobeidens Gestalt, damit ich sie mit der ihrer wahrscheinlichen Mutter vergleichen könne.

Ihr wißt, entgegnete Szapary, daß die Mohamedanischen Frauen nie unverschleyert gehn.

Ach geht! sagte Marsigli lachend: Macht mich nicht glauben, daß ein Mädchen, die so viel herzlichen Antheil an einem jungen hübschen Sclaven ihres Vaters nimmt, der Eitelkeit widerstanden haben würde, seine Dankbarkeit mit unverschleyertem Gesichte einzukassiren. Habt Ihr sie nicht gesehn, so ist sie auch garstig; und wenn sie wirklich meine Nichte ist, so muß sich viel von dem theuern Herrn Papa in ihre Züge gemischt und sie verdorben haben.

Eine Ordonanz, die den Prinzen und Marsigli zum Churfürsten berief, der ihnen noch Befehle zu ertheilen hatte, unterbrach hier das Gespräch. Man trennte sich, jene folgten dem Bothen, Szapary aber, der sich jetzt weniger als sonst aufgelegt fühlte, an der lauten Gesellschaft am Wachfeuer Theil zu nehmen, kehrte ins Lager zurück, und beschäftigte sich, während er im schönsten Lichte des Vollmonds den Berg hinabstieg, mit den Gedanken, welche Marsigli's Erzählung in ihm geweckt hatte, mit Nachsinnen über die wunderbaren Fügungen des Himmels, wenn diese verlorne Verwandte desselben wirklich Sobeidens Mutter gewesen, und er, den

sie von Tod und Schmach gerettet, das Werkzeug seyn sollte, diese Entdeckung zu machen. Er verlor sich mit Vergnügen in dieß Labyrinth von Möglichkeiten und wunderbaren Fügungen, und war von diesem Augenblicke an sehr ernstlich darauf bedacht, wie er es anfangen sollte, ohne sich Sobeiden unmittelbar zu nähern, hier einige Gewißheit zu erhalten.

Sobeide, für deren besseres Glück der Freund jetzt angelegentlich besorgt war, ahnete nichts von diesem Antheile, der an ihrem Schicksal genommen wurde, und noch weniger von den unbekannten Verhältnissen, welche sich um sie zu schlingen bereit waren. Eingeschlossen in einer belagerten Stadt, von Scenen des Schreckens, des Jammers, des Todes umringt, sehr oft bey den heftigen Angriffen der Belagerer durch die Bomben und Granaten, die brennend und zerschmetternd auf die Dächer der Häuser flogen, aus ihren Gemächern in die unterirdischen Gewölbe getrieben, verlebte sie eine angstvolle traurige Zeit. Ihres Vaters Gemüthsart, der, stets von einem Äußersten zum andern übergehend, jetzt voll Haß und Übermuth gegen die Christen alle unglücklichen Gefangenen, die in seine Hän-

de fielen, grausam martern und tödten ließ, und dann wieder, wenn das Kreuzheer einen bedeutenden Vortheil errang, sich der gänzlichsten Muthlosigkeit und Verzweiflung ergab, trug nicht bey, ihre Lage zu erheitern; vielmehr mußte sie es seyn, die bald den Verzweifelnden aufrichtete, bald dem Wüthenden mit sanfter Bitte oder geschicktem Vorwande Einhalt that. Aber tiefer noch, als diese beyden Sorgen, lag eine dritte in ihrem Herzen, die sie Niemand vertraute. Wenn das Geschütz von den Wällen donnerte, wenn das Wuthgeschrey der Kämpfenden in ihr Ohr drang, und von den Erschütterungen geborstner Minen der Boden ihres Zimmers erbebte, der laute Knall sie fast betäubte, und Rauchwolken die Luft um sie verfinsterten, dann zitterte sie für ein theures Leben. Sie kannte den Ort, wo die Ungarn stürmten, und Szapary mit ihnen kämpfte. Sie konnte die Gefahr der Angriffe an diesem steilen Abhange ermessen, sie wußte, welche kräftigen und grausamen Mittel angewendet wurden, um diese Angriffe zurückzutreiben; ja das härteste, das schmerzlichste für sie konnte bereits geschehen seyn, ohne daß sie Kunde davon hatte, und nur Ergebung in Gottes Willen, und jene Grundsätze, die sie

oft von ihrem Freunde bekennen und ausüben gesehen hatte, gaben ihr die Kraft, ihren Kummer standhaft zu tragen.

Von ihrer bevorstehenden Vermählung mit dem Verlobten, dem sie jetzt so nahe war, war in den ersten Tagen ihres Aufenthalts in Ofen, wo die Neuheit und der Drang der Umstände ihren Vater anderwärts beschäftigten, nicht die Rede gewesen. Allmählig, wie Hamsabeg sich an seine neue Lage etwas gewohnt hatte, suchte er diesen Lieblingsplan wieder hervor, und betrieb ihn mit großem Eifer. Auch Abdurrahman fand sich dazu geneigt, und wollte nur den Zeitpunct einiger Ruhe abwarten, um, den Christen zum Hohne, und als ein Zeichen völliger Nichtachtung der Gefahr, die Vermählung mit Glanz feyern zu können, indeß Sobeide mit Angst und Beben diesem Tage entgegen sah, und nur darauf sann, ihn so lange als möglich unter schicklichem Vorwande zu verzögern. Die Vorsicht, welche ihren Freund durch so dunkle Pfade, zu so unerwartet freudigem Ausgange geführt, würde auch ihr beystehn, wie sie hoffte, und sie wollte ihren Muth nicht verlieren, so lange noch Rettung möglich war.

Viele Tage waren seit dem ersten Sturm,

der dem Kreuzheere den Besitz der Wasserstadt versichert hatte, vergangen, ohne daß ein zweyter gewagt worden wäre. Doch spielte das Geschütz der Belagerer unaufhörlich. Don Antonio Gonzales, und der geschickte Franziskaner Mönch, den die Ungarn deßwegen den feurigen Gabriel (Tuzes Gabor) nannten, wußten ihre Feuerschlünde mit gutem Erfolge zu gebrauchen. Sie zündeten an vielen Orten der Stadt, thaten den Mauern bedeutenden Schaden, und hielten die Besatzung und die Einwohner in steter Thätigkeit, um durch Feuerlöschen und Ergänzen der beschädigten Wälle größerem Unheil vorzubeugen [17].

Man hatte im christlichen Heere durch Überläufer gute Kundschaft von der innern Einrichtung der Festung, und den Orten, wo die Türken ihren Vorrath verwahret hielten; dem zu Folge wurde das Geschütz gerichtet, und so fiel eines Morgens eine Bombe in das große Magazin, in welchem, nebst einer bedeutenden Menge Pulvers, auch Kugeln und andere Munition lag. Mit einem furchtbaren Knall entzündete sich jenes, und sprengte das Gebäude, in welchem es sich befand, hoch in die Luft. Der Knall, die Erschütterung betäubte die Stadt

und die Umgegend. Schwarze Rauchwolken ver-
finsterten den Tag und vermehrten die Schre-
cken des Ereignisses, indem sie es unmöglich
machten, seinen Ursprung und Umfang zu er-
kennen. Ein Hagelregen von Steinen und Ku-
geln fiel aus der dicken Finsterniß, die nur hier
und dort auflodernde Flammen durchzuckten, auf
die Stadt, auf die Wälle, ja bis ins christliche
Lager und zur Donau hinab. Manche trug die
Gewalt der Explosion bis jenseits des Wassers
und auf die benachbarten Hügel, wo man sie
in der Folge mit Erstaunen fand. Geheul und
Jammergeschrey erscholl aus der Stadt; die Er-
de bebte in einem Umkreise von einer Stunde,
die Fluthen der Donau empörten sich und deck-
ten weithin die Ufer, und Bestürzung, Grauen
und Ungewißheit hielt im christlichen Lager noch
lange der Freude über dieß Ereigniß, das dem
Feinde großen Schaden zugefügt haben mußte,
das Gleichgewicht [18]).

Abdurrahman hatte, sobald die Betäubung
der ersten Augenblicke vorüber war, sich so fort
an den Ort der Verwüstung begeben wollen. Das
Wehgeheul der Seinigen scholl ihm entgegen,
verstümmelte Leichname, Blut, Schutt und
Trümmer bezeichneten schon von fern den Platz

des Unglücks. Als er näher kam, warfen sich ihm seine Leute flehend zu Füssen, und beschworen ihn von diesem Vorhaben abzustehen, weil man nicht wissen könne, was sich unter jenem Gräuel der Zerstörung verberge. Ihre Bitten hielten ihn nicht ab, aber rauchende Trümmer, Pulverdampf mit Sand und Steinen untermischt, machten jedes Nahen gefährlich, und jede Untersuchung unmöglich. Knirschend vor Zorn, mußte er sich dieser Verzögerung unterwerfen, bis endlich ein günstiger Windstoß die Rauchwolke hinwegtrieb, und nun erst konnte die ganze Größe der Verwüstung erkannt werden. Eine lange Strecke der äußeren Festungsmauer war eingestürzt, die Stadt weithin schutzlos und offen. Alle Munition, die dieß Hauptmagazin enthalten hatte, war vernichtet, die meisten benachbarten Gebäude zerstört oder unbewohnbar, und was an Menschen zu Grunde gegangen war, wurde nach und nach erst kund, wie der Schutt allmählig weggeräumt werden konnte. Über tausend Personen hatten das Leben verloren, und Abdurrahman erkannte wohl aus dem Jammer und der Verzweiflung seiner Leute, daß dieser Schlag nicht bloß seinen Pulvervorrath und die Stadtmauer zerstört, sondern auch den Muth

seiner Soldaten gebrochen hatte. Diesen wieder herzustellen, schien ihm das Wichtigste und Nothwendigste, und er dachte alles Ernstes daran, fest entschlossen, jedes Mittel zu ergreifen, welches zu diesem Zwecke führen konnte.

Auch den Belagerern wurde es, nachdem der Rauch sich verzogen hatte, möglich zu erkennen, was durch ihr Geschütz bewirkt worden war. Zwar sahen sie jetzt die weite Bresche, welche dadurch entstanden, aber da sie sich gerade an der unzugänglichsten Seite des Berges befand, konnte nicht daran gedacht werden, sie durch Sturmlaufen zu benützen. Indeß war zu vermuthen, daß der Verlust an Menschen und Munition, die Zerstörung der Mauer, endlich selbst der Schrecken die Türken zu mildern Gesinnungen stimmen, und bereit machen möchten, annehmlichern Bedingungen Gehör zu geben. Der Herzog schickte also einen seiner Offiziere, Grafen Königsegg, gleich nach dem furchtbarem Ereigniß mit einem Tambour und Dollmetsch nach der Festung, um mit dem Pascha zu unterhandeln. Die Trommel gab das gewöhnliche Zeichen, das Thor öffnete sich, einige Türken erschienen, nahmen dem Offizier die Depesche ab und überbrachten sie dem Pascha.

Dieser war schnell bedacht, sich dieser erwünschten Gelegenheit zu bedienen, um den Muth seiner Besatzung zu erheben. Er erlaubte dem feindlichen Offiziere gar nicht, die Festung zu betreten, er ließ seine Offiziere zusammen berufen, entwickelte ihnen die Vertheidigungsmittel, die Hülfsquellen, die ihnen trotz des heutigen Unfalls noch durch seine kräftigen frühern Maßregeln zu Gebothe stünden, machte sie darauf aufmerksam, daß der Mauerbruch ihnen keine Gefahr bringen werde, weil ihn die Christen nicht zum Sturmlaufen benützen könnten, und wußte sie mit wenigen feurigen Worten dorthin zu bringen, wohin er sie haben wollte, des Herzogs Vorschläge zu verwerfen. Er selbst beantwortete das Schreiben desselben Französisch, und sagte ihm mit stolzen Worten: daß der Herzog ihn und seine Krieger genugsam als tapfere und entschloßne Männer kennen müsse, um zu wissen, daß ein gesprungenes Pulvermagazin sie nicht erschrecken könne. Er möchte also keinen zweyten Versuch dieser Art wagen, von Übergabe sey gar nicht zu sprechen, und jeder seiner Streiter entschlossen, sein Leben für die Erhaltung der Stadt zu opfern. Dieß Schreiben, in Scharlachtuch gewickelt, wurde dem Grafen

Königsegg vor dem Stadtthore übergeben, und der Krieg begann nun wieder mit verdoppelter Heftigkeit auf beyden Seiten [19]).

Aber Abdurrahman trieb seine Verachtung der Gefahr noch weiter, und sobald der Parlamentär abgefertigt war, begab er sich zu Hamsabeg, und trug diesem, den der Schrecken des heutigen Morgens ganz betäubt hatte, seinen Entschluß vor, da aus dem heutigen Betragen der Christen auf ihre Muthlosigkeit, vielleicht auf wichtige Unfälle, die sich unter ihnen ereignet hätten, zu schließen sey, jetzt die Vermählung mit seiner Tochter, die er längst sehnlich gewünscht, zu vollziehen.

Starr vor Verwunderung vernahm Hamsabeg diesen Antrag, in diesem Augenblicke; doch bald riß ihn sein geschmeichelter Stolz und seine Freude, sein Kind vermählt zu wissen, über jede Bedenklichkeit seiner Angst hinweg. Er ging schnell zur ausgelassensten Fröhlichkeit über, umarmte den Pascha, überhäufte ihn mit Lobsprüchen, und die Christen mit Schmähungen, und eilte, sobald sich dieser entfernt hatte, zu Sobeiden, um ihr das zu verkünden, was er für ihr Glück hielt. Hier wurde seine Freude mächtig gedämpft. Er fand sie von dem Schre-

cken dieses Morgens, von einigen erschütternden Scenen, deren Zeuginn sie gewesen, von der Pflege, die sie an mehreren beschädigten Weibern des Hauses selbst geübt hatte, so entkräftet auf ihren Polstern liegen, daß er kaum daran denken konnte, ihr den Wunsch ihres Bräutigams vorzutragen, und als er es, von seiner Ungeduld getrieben, dennoch that, brachte sie diese Zumuthung einer Ohnmacht nahe. Der Vater erschrack, ein Arzt wurde gerufen, Anastasia erwies sich sehr geschäftig, ihn mit der Lage der Kranken bekannt zu machen, und er erklärte dem bestürzten Vater, daß Ruhe vor allen Dingen zur Wiederherstellung der Kräfte nöthig sey, und an die Gemüthsbewegungen und Geschäfte, welche eine so wichtige Feyerlichkeit mit sich bringe, sobald nicht zu denken sey. Indessen verbreitete sich das Gerücht, daß der Pascha seine Vermählung feyern werde, in der Stadt, und erreichte seinen Zweck, die Gemüther zu beruhigen, da sie die Unbesorgtheit ihres Feldherrn daraus zu erkennen glaubten.

Die stolze Antwort des Pascha entflammte die Kriegslust der Belagerer um so höher. Täg=

lich geschahen einzelne Angriffe. Das Geschütz tobte gegen die Mauern; Minen und Gegenminen flogen auf, zerstörten die wechselseitigen Arbeiten, und begruben Unzählige unter ihrem Schutte. Abdurrahman blieb, trotz seiner gerühmten Ruhe, keine Zeit, an den Vermählungstag zu denken. Die Gefahr drang immer näher, und er konnte sich's nicht verhehlen, daß seine Lage sich mit jedem Tage verschlimmerte. Doch schwebte ihm noch stets eine glänzende Hoffnung vor; er wußte, daß der Großvezier mit einem Heere von sechzig tausend Mann im Anzuge sey, und er rechnete mit Zuversicht auf Entsatz, oder wenigstens auf bedeutende Verstärkung. Truppen in die Stadt zu ziehn, und die sehr geschmolzene Besatzung zu ergänzen, schien ihm das Wichtigste; er wußte auch zu diesem Zwecke, unterhalb Pesth, einige Bothen übers Wasser zu bringen, die dem Großvezier entgegeneilen, und ihm von der bedrängten Lage der Stadt Kunde geben sollten.

Aber der Herzog von Lothringen, der ebenfalls von dieser Annäherung der türkischen Armee unterrichtet war, wollte noch vor ihrer Ankunft sein Ziel erreichen, oder ihm doch beträchtlich näher rücken. Sein Geschütz hatte die Mauern

überall erschüttert, starke Breschen waren gemacht, die aller Eifer der Bewohner nicht schnell genug ergänzen konnte, da eben die feindlichen Kugeln, welche die Wälle zerschmetterten, auch den Arbeitern Tod und Verderben brachten. Es ward daher Kriegsrath gehalten und ein allgemeiner Sturm beschlossen, der denn auch mit außerordentlichem Muthe begonnen, und mit eben so vieler Standhaftigkeit von der Besatzung ausgehalten wurde. Der Churfürst und die Ungarn stürmten auf der einen, die Brandenburger und der Herzog auf der andern Seite. Schon hatten die Kaiserlichen einerseits die Mauern erstiegen, schon wollten sie ihre Fahnen aufpflanzen, als die Erde sich mit furchtbarem Donner unter ihren Füßen bewegte, eine der größten Minen, welche Abdurrahman dort, wo er die größte Gefahr vermuthete, hatte anlegen lassen, aufflog, und einen Theil der Stürmenden in die Luft schleuderte, indeß zugleich eine Menge Janitscharen aus der Bresche hervorbrach, um die Übrigen zurückzudrängen. Bald wären die Früchte der ungeheuren Anstrengung verloren gewesen; da warf der Herzog mit gezogenem Degen, Pater Avianus mit dem Cruzifixe sich den Weichenden entgegen, Ehre und

Glauben in ihnen zum muthigen Widerstand entflammend. Zugleich ließ der Herzog die Freywilligen aufrufen, sie eilten freudig herbey, der Kampf erneuerte sich mit doppelter Wuth. Endlich bemächtigten sich die Christen der innern Mauer, faßten Stand darauf, und behaupteten sich in ihrer schweren Eroberung. Eben so hartnäckig, eben so mörderisch war der Kampf auf der Seite, wo der Churfürst und mit ihm die Ungarn stritten. Auch hier ermattete die Kraft an dem ungeheuren Widerstande; da drängten der Prinz von Savoyen, und Ludwig von Baaden sich in die vordersten Reihen der Deutschen. Ihr heldenmäßiges Beyspiel ermuthigte die schon wankenden Schaaren, und sie folgten nach [20]). Die Ungarn stürmten an der steilsten Seite des Berges. Dort, wo jetzt blühende Anlagen, und Gewächse fremder Zonen mit ihren prächtigen Blumen über Trümmern ehemahliger Werke grünen, wo eine freundliche Naturscene sich über Schutt und Gräbern ausbreitet, floß vor hundert vierzig Jahren das Blut manches tapfern Sohnes dieser Erde, und eine große Anzahl derselben fand hier ihr Grab. Szapary war mit in ihren vordersten Reihen, ihn begeisterte nicht bloß der allgemeine Eifer aller Christen

und seiner Nation insbesondere, ihn trieb der persönliche Haß gegen diese Barbaren, und immer hoffte er seinem Peiniger Hamsabeg hier unter den Kämpfenden zu begegnen. Jetzt hatten auch diese Schaaren sich der innersten Mauer genähert; Szapary's und seiner Gefährten Zuruf und Beyspiel begeisterte die Nachfolgenden. Die Türken kämpften wüthend um diese letzte Schutzwehr ihrer Stadt; aber Szapary schwang sich der Erste mit der Fahne in der Hand hinauf, und pflanzte sie auf den eroberten Wall. Nun wehte das christliche Panier, wo das Kreuz auf festen Bergen steht, zum erstenmahl wieder auf den lang entweihten Mauern, und ein lautes Freudengeschrey der christlichen Streiter begrüßte das Zeichen ihres Heils an diesem ehrenvollen Orte [21]). In dem gleichen Zeitpuncte hatten auch die Bayern ihrerseits dieselbe Mauer erreicht, und auch sie behaupteten sie, und so war die ganze äußere Stadt in der Gewalt der Christen, und Abdurrahman auf die eigentliche innere Festung eingeschränkt.

Der Gewinn war groß, aber auch die Anstrengung und der Verlust ungeheuer. So viele der Freywilligen, die der schöne Eifer für den Glauben hierhergeführt, hatten den Martertod,

dem ihr frommer Wunsch sie weihte, in diesem Sturme gefunden. Hier wurde der Herzog von Vecha, der in Spanien Ehrenstellen und Reichthümer verlassen hatte, als er einer der Ersten die Mauer vorm Wienerthore erstieg, tödtlich verwundet, und verschied, von den Seinigen in des Herzogs von Lothringen Zelt zurückgebracht, mit der Versicherung, daß er freudig für seinen Glauben sterbe. Hier fanden, wie er, die Fürsten von Piccolomini und Valdenz, die Grafen Doria und Herbenstein, viele französische und englische Ritter den Tod, und noch mehrere waren verwundet. Hier endlich liegen unter dem Schutte der eingestürzten Mauern und Minen die Meisten jener sechzig Catalonier, deren bereits in diesen Blättern erwähnt worden, und welche der Kaiser dem Starhemberg'schen Regimente einverleibt hatte. Nebst diesen allen belief sich der Verlust des christlichen Heeres auf mehr als dreytausend Mann [22].

Ermüdet von dem heißen Tage und dem noch heißern Kampfe, waren die Übrigen in ihre Lager zurückgekehrt; die Dämmerung breitete ihre wohlthätigen Schatten über die Gräuelscenen der vorigen Stunden, die Krieger athmeten freyer, und mit festerer Zuversicht sah Jeder=

mann im ganzen Heere der Erreichung des glänzenden Zieles entgegen. So stand es innerhalb den Mauern der Festung nicht. Mit finsterm Unmuth wußte Abdurrahman die Christen im Besitze des größten Theils der ihm anvertrauten Stadt. Von dem Großvezier kam keine Nachricht. Die Besatzung hatte durch den mörderischen Kampf ungemein gelitten, und wenn er schon berechnen konnte, daß auch der Verlust seiner Feinde groß gewesen seyn müsse, so war doch seine Lage in jedem Falle die mißlichere. Eine düstere Vorahnung künftigen Unheils berührte ihn, und verdrängte, wenigstens zeitweise, den trotzigen Stolz, mit dem er dem sichern Gelingen seines Unternehmens entgegen gesehn hatte. Als daher am Morgen ein Trompeter vor dem Thore der Festung erschien, und sie zur Übergabe aufforderte, wies der Pascha die Unterhandlung nicht mehr übermüthig ab. Er forderte Waffenstillstand, um die Todten zu begraben, und da dieser verweigert wurde, both er zwey Aga's als Geiseln, und dafür sollte ein Offizier des christlichen Heeres gesandt werden, mit dem der Pascha sich über die Bedingungen einer möglichen Übergabe unterreden könne.

Diese Nachricht verbreitete sich bald im christ-

lichen Lager, und man schöpfte beruhigende Hoffnungen; denn sie schienen deutlich zu zeigen, daß die Feinde die Gefahr ihrer Lage einzusehn begannen, und daß nun vielleicht auf anständige Bedingungen von ihrer Seite zu hoffen wäre. Der Herzog war es auch wohl zufrieden, er, der, so entschlossen er zum Äußersten war, doch sehr wünschte, des Christenblutes und überhaupt des Menschenblutes zu schonen, und er wählte einen Offizier, Baron Creitz, zu diesem Geschäfte, von dessen Mässigung und Klugheit er sich guten Erfolg versprach.

Noch denselben Nachmittag sollte seine Absendung statt haben, und es wurden indeß seine Verhaltungsbefehle und Depeschen aufgesetzt.

Graf Marsigli erfuhr es; er hatte auch durch einen Überläufer vernommen, daß der Pascha im Begriff stehe, seine Vermählung mit der Tochter des Hamsabeg zu vollziehn. Also war Sobeide noch nicht vermählt, und wenn Szapary's Vermuthungen nicht trogen, so war es vielleicht nur jetzt noch möglich, sie von ihrer wahren Herkunft zu unterrichten, und von einem Schritte abzuhalten, der sie unwiederbringlich in die Hände dieser Ungläubigen lieferte! Er eilte

hinüber ins ungrische Lager, suchte Szapary auf, und eröffnete ihm die Ursache seines Besuchs.

Gott sey Dank! sagte Szapary, daß sie noch nicht vermählt ist! Sie mag nun die Ehre haben, Eurer Familie anzugehören oder nicht, so liegt doch darin, daß sie sich bis jetzt diesem ihr verhaßten Ehebande zu entziehen wußte, eine beruhigende Hoffnung, daß sie ihm auch länger, vielleicht für immer wird zu entgehn wissen.

Das reicht aber für meine Zwecke nicht hin, erwiederte Marsigli: Laßt uns vor allen Dingen auf Mittel denken, sie von unsern Vermuthungen, und von der wahrscheinlichen Nähe ihres Verwandten zu unterrichten!

„Das wird schwer halten.“

Ihr könntet ihr ja schreiben. Ihr versteht Türkisch, ich weiß es —

„Verzeiht, das geht nicht an. Ich kann und will auf keine Weise hier unmittelbar einwirken.“

Sonderbar! Welche Bedenklichkeiten können Euch abhalten, wenn es darauf ankommt, ein Christenkind seinem wahren Glauben, eine verlorne Verwandte ihrer Familie wieder zu geben?

Keine in der Welt, erwiederte Szapary lebhaft, sobald ich weiß, daß die Person, von welcher die Rede ist, wirklich eure Verwandte, und

geneigt ist, den Glauben ihrer Voraltern wieder anzunehmen. Dann, Herr Graf, wäre mir kein Opfer, selbst das meines Lebens, nicht zu theuer! Aber wir vermuthen bloß, und auf's Ungewisse hin verbiethet mir meine Überzeugung unmittelbar einzuschreiten. Indessen will ich Euch einen Rath geben, der Euch doch vielleicht eurem Ziele näher bringt.

Laßt hören!

Die Tochter des Hamsabeg ist von einer christlichen Sclavinn erzogen worden, die ihr schon frühe einige Kenntniß ihres angestammten Glaubens beygebracht, und sie geneigt gemacht hat, von den Christen besser zu denken, als ihre Landsleute im Allgemeinen.

Das hat sich an Eurem Beyspiele bewährt! fiel ihm Marsigli lächelnd in die Rede.

Könntet Ihr nun, fuhr Szapary fort, eine Bothschaft an diese Frau Anastasia gelangen lassen, die, wie viele älteren Frauen der türkischen Harems, einer größeren Freyheit genießt, und zu Gängen außer dem Hause, zu Einkäufen u. s. w. gebraucht wird, so wäre es vielleicht möglich, unsere Vermuthungen zu berichtigen.

Diese Anastasia weiß also um Sobeidens Herkunft?

Von ihr allein rührt alles her, was ich davon kenne, und ich zweifle nicht, daß sie jede Nachfrage nach einem ihr so wichtigen Geheimniß mit Freude aufnehmen wird.

Das läßt sich hören. Aber welchen Einfluß wird diese Alte auf Sobeiden haben? Glaubt Ihr, daß sie sie vermögen würde, sich zu irgend etwas zu entschließen?

Vielleicht doch, erwiederte Szapary: Sobeidens Gemüth ist edel und stark. Ist sie einmahl von unseren Vermuthungen, daß ein ihriger Verwandter, ein Christ, hier in ihrer Nähe lebt, daß sie einem christlichen Hause jetzt noch angehört, unterrichtet, so wird dieß gewiß mächtig an ihr Herz sprechen. Und dann hoffe ich Alles von Gottes unmittelbarer Einwirkung. Es kann ja in einer günstigen Stunde die Wahrheit siegreich vor ihr erscheinen, und die Nacht des Irrthums von diesem reinen Geiste sinken lassen.

Um Marsigli's Lippen spielte ein spöttisches Lächeln, das halb Szapary's Lobe der jungen Türkinn, halb seinem zuversichtlichen Glauben galt, und nach einem kleinen Nachdenken sagte er: Hierauf möchte ich eben nicht allzuviel bauen, Herr von Szapary! Indessen, möglich ist alles,

und hat uns erst ein wunderlicher Zufall zur Entdeckung meiner Nichte gebracht, so wird uns derselbe Zufall, und ein kluges Benehmen auch weiter helfen. Und somit nehmt meinen Dank für Eure Nachweisungen, und lebt wohl!

Die Depeschen waren ausgefertigt. Baron Creitz hatte seine Vorschriften erhalten, und machte sich auf den Weg, von einem Dollmetsch und einem kleinen Gefolge begleitet, unter welches Marsigli seinen Jäger zu bringen gewußt hatte, einen treuen und gewandten alten Mann, der ihm und seiner Familie seit langer Zeit gedient, und selbst von jenem Kinderraube Kunde hatte, indem er sich damahls als ein ganz junger Bursche auf jener Villa des alten Grafen befunden. Am Thore der Festung wurden sie höflich empfangen, allen ohne Ausnahme die Augen verbunden, und sie dann durch mancherley Umwege in den Pallast des Pascha geführt. Hier blieb das Gefolge zurück, und Baron Creitz, von dem Dollmetsch begleitet, trat in den Saal ein, wo Abdurrahman seiner wartete. Er empfing ihn höflich, und redete ihn sogleich Französisch

an, wodurch der Dollmetsch überflüssig wurde. Baron Creitz überreichte das Schreiben des Herzogs, der Pascha las, die Unterhandlungen begannen. Ofen, erklärte dieser endlich, werde er unter keiner Bedingung übergeben; aber er erbiethe sich, wenn der Herzog sich zum schleunigen Abzuge entschlösse, ihm jede andere ungrische Festung zu räumen, welche es dem Herzog nur belieben würde zu fordern. Hierzu hatte Creitz keine Vollmacht, denn nur Ofen allein war der Preis, um den es sich hier handelte. Da nun jener fest auf seiner Weigerung bestand, zerschlug sich die Unterhandlung, aber Abdurrahman verlor seine ruhige Heiterkeit nicht, er erbath sich des Offiziers Gesellschaft bey Tische, bewirthete ihn fürstlich, und ließ ihn nach der Tafel sammt seinem Gefolge mit unverhüllten Augen durch die Straßen bis zum Thore führen, die von türkischen Soldaten wimmelten [23]).

Diese Aussicht zu einem gütlichen Ausgang der Feindseligkeiten war also für den Herzog verschwunden. Indessen rückte der Großvezier näher, und es kamen Nachrichten, daß er bey

Essegg bereits über die Donau gesetzt, und fünf- zehntausend Mann Reiterey unter Saytan Pa- scha voraus gesendet habe. Auch Marsigli erhielt Briefe von seinen alten Bekannten aus Constan- tinopel. Dort herrschte wegen der Gefahr, in wel- cher Ofen schwebte, die größte Bestürzung. Bu- da, und nur Buda allein, beschäftigte alle Gei- ster, und alles, was der Pforte von Pohlen und Venedig, mit welchen beyden Mächten sie eben- falls im Kriege war, drohte, trat jetzt vor je- nem größern Verlust in Schatten zurück. Die Fortschritte der Venetianer, die Annäherung der Pohlen, welche nur zwölf Tagemärsche von Stambul standen, schienen gering gegen die Ge- fahr, Ofen, und mit ihm das Bollwerk der Is- lams zu verlieren [24]). Marsigli theilte dem Feld- herrn diesen Brief mit, und dieser erkannte dar- aus wohl, daß hier von gütlichen Vorschlägen wenig zu hoffen stehe, und alles auf die Schärfe des Schwertes ankommen werde. Er versuchte also sein Glück noch ferner gegen diese gewalti- gen Wälle, und jeder Tag brachte ihm einige kleine, wenn auch mitunter theuer erkaufte Vor- theile; täglich wurde gekämpft, unaufhörlich don- nerten die Feuerschlünde, und wenn auch die Feste noch stand, so waren doch die Wälle rings-

umher gewaltsam erschüttert, und auf den mißlichen Zustand der Besatzung mit Sicherheit zu rechnen.

Indessen zeigte der anbrechende Morgen den ausgestellten christlichen Wachen nun auch das anrückende Heer des Großveziers. Es nahte in langsamer feyerlicher Bewegung von unten herauf, dem Laufe der Donau entgegen, und breitete dann seine Zeltgassen auf der weiten Ebene aus, dort wo die Gegend jetzt Promontorium heißt. Der Herzog ließ Kriegsrath halten. Viele seiner Generale, vor allem der junge feurige Churfürst, waren sehr dafür, die Belagerung von Ofen diesen Augenblick aufzugeben, und dem Großvezier eine Schlacht zu liefern. Aber besonnen und ruhig, wie sein Ahnherr Goffredo, stand der Herzog diesem stürmischen Andringen seines Rinaldo entgegen, und blieb unerschütterlich bey dem Entschlusse, die Eroberung einer Stadt, welche bereits so viele Anstrengungen, so viel theures Blut gekostet, nicht auf die zweifelhafte Spitze des Schlachtenglücks zu setzen.

So ging denn der Kampf um Ofen seinen Gang fort, und es schien, als brächte die Anwesenheit eines mächtigen feindlichen Heeres, welches in der Entfernung von wenig Stunden sich

aufgestellt hatte, nur geringe Veränderungen in diesem Gange hervor. Suleiman — dieß war der Nahme des Großvezierş — schien bloß von dem Gedanken beseelt, Ofen zu erhalten, und daher nur darauf bedacht, Verstärkung in die Stadt zu werfen, und nicht die Christen in einer Schlacht zu überwinden. Diese Versuche wurden in den nächstfolgenden Tagen sehr oft, jedoch meist mit wenigem Glücke wiederhohlt. Bald auf weiten Umwegen durch die Waldungen und über die Berge, bald durch das St. Pauls Thal, rückten größere oder kleinere Haufen, von zweytausend, fünftausend, bis neuntausend Janitscharen gegen die Festung; aber ihre Unternehmungen scheiterten jederzeit an der Wachsamkeit der dort aufgestellten Scharen, und der entschloßnen Tapferkeit, womit die Deutschen und Ungarn diese herannahenden Haufen bekämpften, und in glücklichen Gefechten so vollkommen überwanden, daß nur immer eine sehr geringe Anzahl dieser dem Tode geweihten Kühnen, und auch diese meist alle verwundet, die Festung erreichen, und dem Pascha unzulängliche Hülfe bringen konnte. Mit immer steigendem Unmuth, ja mit einer Art von Verzweiflung sah Abdurrahman seine Hoffnungen eine um die andere wie nichtige Nebel vor

seinen Blicken verschwinden. Selbst einige Ausfälle, die er mit unglaublicher Tapferkeit wagte, und bey denen er, wären sie von Suleiman gehörig unterstützt worden, wichtige Vortheile über das christliche Heer hätte erringen, und seine aufs äußerste geschwächte Besatzung verstärken können, schlugen fehl. Der Großvezier versäumte aus unerklärlichen Ursachen diese günstigen Gelegenheiten, und die Noth der Festung stieg mit jedem Tage [25]).

Carl von Lothringen, sowohl durch alle diese Vorfälle, als durch Überläufer, die sich mit jedem Tage mehrten, wie die Bedrängniß der Stadt sich mehrte, genau von dem Zustande im Innern derselben unterrichtet, beschloß noch einen Vorschlag zur Güte zu machen. Jene Unterhandlung mit Baron Creitz hatte sich zwar zerschlagen, indessen war die Sprache des Pascha, in Vergleichung mit dem Tone, der in seinen frühern Äußerungen geherrscht hatte, schon viel milder geworden, und eine Hoffnung zu freundlicherer Annäherung ließ sich aus dem ganzen Stande der Dinge schöpfen. Doch hatte eben jene Unterredung auch gezeigt, daß der Pascha sich gern

und leicht seiner Muttersprache bediene, und vielleicht hatte die wenige Übung, die eben jener frühere Parlamentär zufälliger Weise im Französischen gehabt hatte, der Unterhandlung selbst einigermassen geschadet. Der Herzog entschloß sich daher, dießmahl einen Offizier zu wählen, welcher dieser Sprache vollkommen kundig, und dadurch zu jeder Erörterung und Erklärung geschickt wäre. Seine Wahl fiel ohne langes Zögern auf seinen ersten Adjutanten Wattenwyl, auf dessen Redlichkeit, wie auf seine Geschicklichkeit er unbedingt vertrauen konnte. Er ließ ihn rufen, und kündigte ihm selbst an, daß er sich bereit halten solle, in die Stadt zu gehn, und mit dem Pascha zu unterhandeln. Wattenwyl fühlte vollkommen das Ehrende, welches in diesem Auftrage seines Feldherrn lag, aber dennoch ging eine leichte Erschütterung durch sein Inneres, als er den Befehl vernahm, der ihn zwang, sich dem Manne freundlich zu nähern, und mit ihm zu reden, den er als den Räuber seines Erdenglückes betrachten konnte. Im nächsten Augenblicke jedoch war diese unfreywillige Regung bezwungen, der Rittmeister dankte für die Auszeichnung, welche ihm durch diesen Auftrag zu Theil werde, und erklärte sich bereit, diesen

und jeden Dienst, den sein Feldherr von ihm fordern könnte, mit Freude zu übernehmen.

Nachdem also die nöthigen Formalitäten beobachtet, ein Tambour vor die Festung geschickt, der Antrag zur Unterhandlung gemacht, und Geiseln für die Sicherheit des kaiserlichen Offiziers gefordert worden waren, erklärte sich Abdurrahman bereit, den Parlamentär zu empfangen, und sandte abermahls zwey Agas, die indessen im christlichen Lager verweilen sollten, bis der Offizier wieder zurück wäre.

Wattenwyl erschien mit einem kleinen Gefolge vor dem Thore der Festung. Das Fallgitter öffnete sich, ihm wurden die Augen verbunden, und er, eben so wie Baron Creitz, von zwey Türken durch mancherley Umwege, wo er aus dem Schalle der Tritte, bald auf eingeschloßne Orte, bald auf freye Plätze schließen konnte, endlich in den Pallast des Pascha geführt, wo ihm die Binde von den Augen genommen ward.

Fürstliche Pracht umgab ihn hier von allen Seiten. Die Menge der Vergoldungen, die goldnen und silbernen Geräthe, die hier überall zu sehen waren, die reichen Seidenstoffe, die theils als weiche Polster die Wände ringsumher schmückten, theils als Vorhänge die Ein-

gänge der Gemächer verhüllten, alles dieß schien dem Begriffe einer hartbedrängten Lage zu widersprechen, und des Jammers gleichsam zu spotten, der doch gewiß in diesen Mauern mit eingeschlossen war. So ging der Weg durch viele Gemächer, deren immer eines kostbarer als das andere schien, bis endlich sich die reichen Vorhänge noch einmahl rauschend theilten, welche gleichsam das Allerheiligste, den Saal verschlossen, in welchem er den Fürsten finden sollte. Zwey schwarze Sclaven hielten vor demselben, zwey hinter demselben mit gezogenem Säbel zu beyden Seiten Wache, und nun erblickte Wattenwyl auch den Pascha, eine schlanke Gestalt, von etwas mehr als mittlerer Größe, im bequemen Unterkleide von Goldbrocat ohne Kaftan, um die Mitte mit dem kostbar verzierten Säbel gegürtet, einen mächtigen Turban von blendend weissem Musselin auf dem Haupte, unter welchem die dunklen Augen voll Geist und Feuer hervorblitzten. So saß oder lag er vielmehr auf reichen Polstern, die im Hintergrunde des Zimmers eine kleine Erhöhung bedeckten, und sog aus einer langen kostbaren Pfeife den wohlriechenden Tabak, dessen blaue Wölkchen zwischen dem dunklen Barte, der seinen Mund im dichten

Gekräusel umschattete, hervorquollen, während einige seiner Offiziere, in ehrerbiethiger Stellung, theils hinter, theils neben ihm standen, und er sich mit ihnen zu unterhalten schien.

Ohne sich umzusehn, hatte er dem eintretenden Offiziere, der sich verneigte, einen französischen Willkommen zugerufen, und wandte sich dann erst, um seinen Parlamentär anzusehn. Der erste Blick auf Wattenwyl heftete sein Auge auf die Gestalt des Offiziers, bey dem zweyten überflog ein glühendes Roth des Pascha dunkles Gesicht. Erstaunen, Zweifel, Freude, mahlte sich in den bedeutenden Mienen und verlor sich zuletzt in einen Ausdruck unverkennbarer Rührung, indem er die Pfeife aus dem Munde zog, seine Augen starr auf Wattenwyl heftete, und eine Weile bedurfte, bis er die plötzliche und heftige Regung, welche sein Inneres bewegte, beherrscht und bekämpft zu haben schien.

Wie heißt Ihr, mein Herr? Und wer seyd Ihr? fragte er nun ruhig auf Französisch.

Ich bin Rittmeister im kaiserlichen Dragonerregimente Ludwig von Baden, und mein Nahme ist Jean Olivier von Wattenwyl.

Jean Olivier! wiederhohlte der Pascha mit ausbrechender Freude, und es war etwas in dem

Tone, womit er diesen Nahmen rief, was auch Oliviers Herz, er wußte selbst nicht warum, dunkel anregte. Doch gleich darauf wieder ruhig fuhr der Pascha fort: Und was ist Euer Geschäft hier, was bittet ihr von mir?

Zu bitten habe ich nichts, wohl aber im Nahmen Seiner Hoheit des Herzogs von Lothringen, Feldmarschalls Seiner kaiserlichen Majestät, bey dem übeln Zustande, in welchem Eure Stadt sich befindet, Euch, gnädiger Herr, einen letzten Vorschlag zur Güte zu machen, den Ihr, wenn Ihr ihn wohl erwäget, ungezweifelt anzunehmen für gut befinden werdet.

Ein spöttisches Lächeln schwebte um des Pascha's Mund, und er erwiederte: Von dem übeln Zustande der Stadt weiß ich nichts, wohl aber, daß der letzte Sturm euch eure beste Mannschaft gekostet hat, und ihr gern eines zweyten solchen Versuchs überhoben wäret. Aber laßt hören, was hat Euer General mir anzubiethen?

Olivier setzte nun die Bedingungen auseinander, unter welchen der Herzog die Übergabe des Platzes forderte. Der Pascha verwarf sie alle. Die Nähe des Großveziers schien den Muth des Commandirenden erhöht, seine Forderungen gesteigert zu haben. Nach langem hin und her Bie-

then erklärte er zuletzt, wenn er sich entschließen könnte, die Festung zu übergeben, so könnte es nur unter der Bedingung seyn, daß damit sogleich der Anfang des Friedensschlusses gemacht würde. Hierzu hatte Wattenwyl keine Vollmacht, auch erklärte er sogleich, daß weder der Herzog noch vielweniger der Kaiser sich mitten im Laufe eines siegreichen Feldzugs anders, als zu sehr guten Bedingungen bequemen würden, den Türken Frieden zu gewähren. Der Pascha fuhr wild auf über diese Äußerung. Olivier verharrte gelassen bey seiner Behauptung, und als er endlich sah, daß seine Vorschläge fruchtlos seyen, verneigte er sich mit den Worten: Ich sehe, es ist überflüßig, Euch, gnädiger Herr, länger mit einem Wortwechsel aufzuhalten, der zu keinem befriedigenden Resultate führen kann, und bitte daher um meine Entlassung [26]).

Wohl, sagte der Pascha: Mit dem kaiserlichen Parlamentär habe ich nichts mehr zu reden, aber mit Jean Olivier, dem Edelmanne aus der Waadt, wünschte ich noch ein abgesondertes Gespräch.

Wattenwyl sah den Pascha bey dieser Erwähnung seines Vaterlandes befremdet an, aber

er verneigte sich höflich und sagte: Ich stehe zu Befehl.

Laß deine Leute abtreten, entgegnete Abdurrahman, indem er von seinem Polster mit lebhafter Bewegung aufsprang: ich schicke die meinigen auch weg, und habe mit Dir allein zu reden.

Dieses Verlangen, das vertrauliche Du, noch mehr aber ein dunkles Gefühl, alte Erinnerungen, die auf einmahl in Oliviers Brust erwachten, ohne daß er sie zu deuten wußte, fingen nun an, auch seine Seele aufzuregen, und sehr gespannt auf das, was kommen könnte, befahl er seinen Leuten sich zu entfernen, und seiner draußen zu warten — ein Geboth, dem die Unteroffiziere nur zögernd und mit mißtrauischen Blicken auf die Türken gehorchten. Jetzt winkte auch der Pascha, seine Offiziere verließen das Gemach, und als der letzte hinter den Vorhängen verschwunden war, auf denen des Pascha ungeduldige Blicke hafteten, sprang er auf Olivier zu, und rief:

Und kennst Du mich nicht, Olivier? Hast Du deinen Coigny ganz vergessen?

Coigny! rief Olivier heftig erschüttert aus: Ist's möglich! Du lebst? Du wärst es? Er blick-

te den Pascha zweifelnd, forschend an. Aber dieser breitete die Arme aus, und den lange entbehrten Jugendfreund mit Ungestüm an seine hochklopfende Brust drückend, überzeugte endlich nicht das Auge, aber das in des Geliebten Nähe überwallende Herz den Rittmeister, daß er wirklich in Coigny's Armen liege. Sie hatten sich wieder, die treuen Freunde, die Jugendgefährten! und eine Trennung von zwanzig Jahren, und die widersprechendsten Schicksale schienen machtlos über die Stärke ihrer Liebe hinweggegangen zu seyn. Lange Zeit war keiner eines Wortes mächtig, und selbst einige Thränen, die aus ihren männlichen Augen flossen, bezeugten die Stärke der Gefühle, welche in diesem heiligen Momente die verwandten Seelen tief bewegten [27]). Endlich richtete Olivier sich zuerst aus Coigny's Armen auf, ein sehr schmerzlicher Gedanke zerstreute den seligen Rausch, in welchem das Wiederfinden des Jugendfreundes ihn gewiegt hatte, und er sagte: Und so muß ich Dich wiederfinden? Als einen Abtrünnigen? Als einen Feind meines Volkes und meines Gottes?

Abdurrahmans Auge verfinsterte sich bey diesem Vorwurf, er trat einen Schritt zurück, und

sah den Rittmeister düster und scharf an; dann aber, als schmölze beym Anblick der geliebten Züge jede zornige Regung in seinem Herzen, verbreitete sich ein Lächeln um seine Lippen, und er sagte: Laß das jetzt, Olivier! Das sind verdrießliche Nebensachen, die wir ein andermahl besprechen wollen. Jetzt laß uns des unverhofften Wiederfindens uns freuen, und unser Glück genießen. Bey diesen Worten umschloß er ihn von neuem, und ergötzte sich dann, in des Freundes männlichem Antlitz, und seiner ausgebildeten Gestalt das Bild des fünfzehnjährigen Jugendgespielen aufzusuchen; so wie auch Olivier nach und nach, obgleich mit mehr Mühe, die Züge des Schulmeister-Sohnes aus der Waadt in dem sonnenverbrannten bärtigen Angesichte, und in der orientalischen Kleidung des mächtigen Pascha von Ofen wieder fand. Diese Tracht und der starke Bart, den Abdurrahman trug, vielleicht auch der Glaube an Coigny's frühen Tod, der jedes Wiedersehn unmöglich zu machen schien, war die Ursache gewesen, daß Olivier während der ganzen Verhandlung um Ofen keine Ahnung davon hatte, mit wem er sprach, da hingegen Coigny in dem kaiserlichen Offiziere sogleich den Jugendfreund erkannte.

Ein Paar selige Stunden waren den Wiedervereinigten wie eben so viele Augenblicke verschwunden. Was hatten sie sich nicht zu erzählen, zu fragen, bis die ganze Vergangenheit von zwanzig Jahren durchgesprochen war, und nun die Gegenwart sie zuerst wieder mit feindseligen Beziehungen aus ihren schönen Träumen erweckte! Plötzlich fuhr Abdurrahman empor. Halt, was ist das? rief er: Du hast ja deinen Nahmen geändert? Man nennt Dich Wattenwyl, und Du hast Dich, glaube ich, selbst so genannt?

Ganz recht, ein Bruder meiner Mutter, der keine Kinder hatte, hat mich an Sohnes Statt angenommen, mit der Bedingung, daß ich seinen Nahmen führen sollte.

So bist Du Bräutigam? fuhr der Pascha fort, indem er einen durchdringenden Blick auf Wattenwyl heftete.

Ich war es, antwortete dieser finster.

Ich will nicht hoffen, rief der Pascha, daß dieß Band um eines thörichten Abentheuers willen zerrissen worden seyn wird —

Es ist zerrissen, antwortete Wattenwyl wie vorher.

Wattenwyl! rief Abdurrahman: indem er

diesen an seine Brust zog: Kannst Du mir verzeihen? Beym Allah! hätte ich ahnden können, wer des Mädchens Bräutigam war, sie wäre mir heilig gewesen, wie die Schwester des Propheten.

Die Braut jedes Mannes hätte Dir heilig seyn sollen, entgegnete Wattenwyl mit sanftem Ernste: Aber ich sage jetzt, wie Du vorher: Lassen wir das! das sind Nebensachen, und sie sollen die Freude des Wiedersehens nicht stören.

Wie Du willst, antwortete der Pascha; Schön ist diese Bathiany, das muß ich bekennen, und Dein Geschmack ist gut. Ich habe ihrentwegen eine große Thorheit begangen.

Ich weiß, entgegnete Wattenwyl sehr ernst: Aber noch einmahl lassen wir das! Meine Zeit ist gemessen, und ich hätte Dir viel Wichtigeres und Nöthigeres ans Herz zu legen.

Noch Wichtigeres, als was wir schon verhandelt? Das sollte mich wundern.

Ja Coigny, noch wichtigeres; wie das Leben unseres Geistes wichtiger ist, als das Leben des Körpers, die Ewigkeit wichtiger als die Zeit. Daß ich Dich liebe, wirst Du glauben, wie ich es von Dir überzeugt bin —

Allerdings — aber wozu der feyerliche Eingang?

Um Dich zu bitten, zu beschwören: Verlaß den Irrthum, in welchem Du jetzt befangen bist! Kehre um zu dem Glauben, aus dem ich meinen Trost und meine Stärke in den widrigsten Zufällen gezogen habe! Entsage dem Bündniß mit diesen Türken, übergib die christliche Stadt in christliche Hände!

Und werde ein Meineidiger, an Deiner Ehre, an Deinem Sultan, an Deinen Glaubensgenossen, die Dir vertrauen, die auf Dich bauen! fuhr der Pascha wild auf: Nein, Olivier, laß mich niemahls wieder solche Worte hören, wenn die neu angeknüpfte Freundschaft nicht auf ewig zerrissen werden soll.

Eben damit sie es nicht werde, entgegnete Olivier mit sanftem Ernste, bitte ich Dich, überlege, was Du verlassen, und was Du gewählt hast! Du warst im christlichen Glauben erzogen, Du hieltest unsere heiligen Lehrsätze für wahr. Unmöglich kann ich glauben, daß Du aus Überzeugung dem Islam gehuldigt hättest, weil seine Lehren Dir glaubwürdiger als unsere geschienen.

Ich habe Dir meine Geschichte erzählt, Du

weißt, was mich bestimmte, was mich unausweichbar zwang, erwiederte Abdurrahman mit einer Art von Trotz.

Fern sey es von mir, einen Tadel über Dein Verfahren auszusprechen! Vor Dir lag ein ruhmvolles Leben in der Blüthe der Jahre, und die Märtererkrone — Könnte ich mit Dir rechten, daß Du sie nicht ergriffen? Darf ich denn hoffen, daß mein Schöpfer mir die Gnade geben würde, hier zu stehen, wo mein starker, edler Coigny wankte? Nein, mein Freund! Ich tadle Dich nicht; aber jetzt, wo Du Deine Pflicht gegen Deine neuen Glaubensgenossen redlich erfüllt, dem Sultan durch lange Jahre treu gedient, und auf dem Punct bist, Dein Leben für seinen Dienst zu opfern, jetzt höre auch, was Dein himmlischer Herr, den wir ja alle verehren, ob Du ihn Allah oder wir Jehovah nennen, zu Dir spricht, und von Dir fordert! Deine Dir anvertraute Feste steht auf dem Puncte, von dem Kreuzheere gewonnen zu werden —

Das ist nicht so! rief Abdurrahman heftig: Durch die Nähe der Armee, und die mächtige Hülfe, die uns dadurch zu Gebothe steht, ist unsere Lage nichts weniger als schlimm. — Und wenn auch! fuhr Olivier fort, indem er seines Freun-

des Hand ergriff und innig drückte: Fällt es Dir nicht auf, dünkt es Dich nicht eine wunderbare Fügung des Himmels, ja ein wirkliches Wunder, was uns beyde hier zusammenführt? Sollte sich hier kein Fingerzeig des ewigen Vaters erkennen lassen, der Dich, den verlornen geliebten Sohn, nach langen Jahren aus der Irre wieder zurückruft durch den Freund der Kindheit?

Abdurrahman wandte sich ab, und schaute finster zu Boden.

Mein Coigny, mein Bruder! fuhr Olivier fort: O laß den Vater nicht vergeblich an das Herz seines Kindes gerührt, es durch ein Wunder mit süßer Stimme zur Rückkehr gerufen haben! Coigny! Stoß mich, der Dir fleht, stoß den Allmächtigen, der Dich väterlich ruft, nicht zurück! Kehr um! Verlaß den Islam!

Nimmermehr! rief Abdurrahman nach einer Pause, in welcher ein heftiger Kampf der Gefühle sich in seinen Zügen mahlte: Nimmermehr! Das Leben ist nichts, aber die Ehre alles!

Auch mehr als Deine Seligkeit?

Man kann in jedem Glauben ein rechtlicher Mann seyn, und somit in jedem Glauben selig werden —

Gesetzt, ich gäbe Dir das zu, glaubst Du denn, Coigny, was der Prophet von Mekka gelehrt hat?

Abdurrahman schwieg wieder.

O mein Freund! rief Olivier, indem er den Pascha in seine Arme schloß und an seine Brust drückte: O laß Dich erbitten, habe Mitleid mit mir, reiß Dich nicht auf ewig von mir los! Er senkte den Kopf auf Coignys Schulter, und blieb eine Weile in schmerzlichen Gefühlen darauf ruhen.

Und was würde mir werden, begann Coigny nach einer Weile, wenn ich schändlich genug wäre, eure Anträge anzunehmen, die Festung zu übergeben, und Dir ins christliche Lager zu folgen?

Coigny! rief Olivier, von dieser Rede hingerissen: Coigny! Wenn Du Dich entschließen könntest! — Nenne diese Handlung nicht schändlich, Du thust nur deine Pflicht damit; denn behaupten kannst Du Ofen nicht. Unterbrich mich nicht! Du hast mir bereits alles gesagt, was darüber zu sagen ist, und meine Überzeugung nicht erschüttert. Aber Coigny! Was Dir werden würde? Ich getraue mich für meinen Herzog, und selbst für den Kaiser gut zu sagen — Ehre, Aus-

zeichnung und Gewissenruhe, innerer Friede und das Heil deiner Seele!

Abdurrahman schüttelte das Haupt. Nein, nein, sagte er: Da müßte ich erst mäckeln und unterhandeln mit diesen Deutschen, wie hoch sie mir mein Schelmstück bezahlen wollten. Ein Paschalik, wie das von Ofen, die unumschränkte Macht über Tausende, welche jetzt mein ist, bekomme ich sicher nicht.

Aber auch keine seidne Schnur, wenn Du mißfällst, oder zu reich wirst, fiel Olivier rasch ein.

Ist möglich! Doch das sind Extremitäten, die in der Regel nicht zu fürchten sind, und der kluge Mann niemahls fürchten darf. Was ich aber hier aufgeben müßte, ist klar, und einem Kinde begreiflich. Nein, Olivier! Ich kehre nicht wieder um. Es geht mir hier zu gut, und Du kennst das Sprichwort: Chi sta bene, non si muove.

Olivier schwieg. Der Pascha fuhr nun fort, ihm alle Gründe, theils wahre, theils falsche, mit großer Beredsamkeit auseinander zu setzen, die ihn bewogen, seines Freundes Erbiethen nicht anzunehmen. Olivier wandte noch Einiges ein, aber er fand den Freund unerschütterlich in dem Systeme von Ehre und Pflichtgefühl, das er sich

nun einmahl seit seinem Übertritte zum Islam entworfen hatte.

Eine Weile stritten sie noch, endlich trat ein Offizier des Pascha ein, und meldete in größter Ehrfurcht, daß es an der Zeit sey, den Parlamentär zu entlassen, indem schon ein Trompeter vor dem Thore der Festung erschienen wäre, der seine Rückkehr gefordert.

Diese Deutschen sind sehr ängstlich, oder sehr mißtrauisch, fuhr der Pascha auf: Wenn ich nun den Offizier hier behalten will, was können sie dagegen haben? Fort! rief er dem Offiziere zu: Sie sollen sich gedulden.

Deiner Aga's Leben steht in Gefahr —

Hm! Deßhalb würde ich deinem längern Besitze nicht entsagen.

„Coigny! Das Leben zweyer schuldloser Menschen!"

Woher weißt Du, daß sie schuldlos sind? Und wenn sie im nächsten Sturme fielen? Ich will sie so ansehen, als Opfer des Krieges.

„Coigny!"

Dein Herzog wird auch nicht sogleich zuschlagen. Er soll ein guter Mann und nicht gar zu rasch seyn, wenn er nicht zu viel getrunken hat, entgegnete Abdurrahman spottend.

„Du spottest, erwiederte Olivier, weil Du den Herzog nicht kennst, und verlästerst eine Tugend, auf die Du doch sündigen willst."

Sey dem, wie ihm wolle, rief der Pascha: Ich lasse Dich nicht fort. Weißt Du was, Olivier? Du hast mir so viel zugeredet, ich will es nun auch thun. Bleib bey mir, verlaß diese Christen, die dein Verdienst so schlecht anerkennen! Was bist Du denn in der ganzen Zeit, seit wir uns trennten, geworden? Rittmeister! Das ist es Alles! Und was habe ich dagegen errungen? Ich bin ein Fürst, einer der Ersten des Reiches. Ich verspreche Dir sogleich den Rang eines Aga, und ehe fünf Jahre um sind, ein Paschalik. Bleib bey mir, verlaß mich nicht wieder, Olivier! Er schlug den Arm um ihn, und drückte ihn zärtlich an sein Herz. Olivier machte sich sanft los: Coigny! Du weißt nicht, wie sehr ich Dich liebe. Dein Verlust hat lange mein jugendliches Leben verbittert, und einen trüben Schleyer über meinen Geist gebreitet. Ich habe Dich wahrlich heiß und unnachlassend geliebt, ich bin bereit, mein Leben zu opfern, um Dich zu beglücken, aber meinem Gott kann ich für Dich nicht entsagen.

Deinem Gott! Habe ich einen andern als

Du? Doch wie Du willst, Du sollst Christ bleiben, aber lebe mit mir! O welche Zukunft lächelt mir zu — an deiner Seite, Olivier, in deinem steten Umgange! Olivier, mein Bruder!

Und mein Eid, den ich an der Fahne schwur? Und meine Pflicht gegen meinen Monarchen? Nein, Coigny, ich darf nicht bleiben.

Nun so versprich mir, wenn der Feldzug glücklich geendet ist, daß Du dann deinen Abschied fordern, und zu mir ziehen willst.

„Du hast sehr stolze Hoffnungen."

Ich gebe die Festung nicht, wenn sie nicht die Grundlage eines vortheilhaften Friedens wird.

„Nun so wird man sie nehmen. Du wirst das Gebäude deines Glückes zusammenstürzen sehn. Der Großherr wird Dir den Fall von Buda so wenig verzeihn, als er dem Kara Mustapha den Verlust von Wien verziehen hat. Noch einmahl, Freund! reiß Dich los von diesen Ungläubigen, kehre zu uns zurück!"

Abdurrahman schüttelte langsam und schweigend das Haupt.

Olivier betrachtete ihn mit Trauer eine Weile, dann wandte er seine Augen von ihm, und sann finster nach. Endlich, als wäre ein schnel=

ler Gedanke in ihm entstanden, ergriff er des Pascha Hand, und sagte: Du hast Marien geliebt?

Betroffen sah ihn der Pascha an. Deine Braut? fragte er.

„Ja, dieselbe.“

Ich gestehe, sie hat mir sehr wohl gefallen; ihrentwegen habe ich gethan, was ich besser unterlassen hätte. Aber wozu das?

Zu nichts, antwortete Olivier ablenkend und kurz: Leb wohl, ich muß fort.

Bist Du denn gar nicht zu halten? Vermag die Freundschaft so wenig über Dich?

Alles über mein Herz, rief Olivier mit schmerzlichem Tone, nichts über meine Pflicht! Leb wohl! Coigny, wir sehn uns noch, bevor Buda fällt. Sie umarmten sich heiß und lange, dann riß sich Olivier los, ließ sein Gefolge zusammenrufen und verließ mit ihm die Festung.

Im Lager angekommen, stattete er dem Herzoge sogleich seinen Bericht ab, der mißmuthig diese abermahlige Weigerung der Übergabe hörte, aber die zweyte Bedingung wegen Abschließung des Friedens sogleich verwarf; denn er

kannte eben so gut, und besser als Wattenwyl die Gesinnungen des Kaisers, und den Stand der Angelegenheiten im Allgemeinen. Nachdem aber der Rittmeister das, was Geschäft war, beendigt hatte, erbath er sich geheimes Gehör bey dem Herzog, und entdeckte diesem nun, wen er in dem Befehlshaber von Buda gefunden, und welche Versuche er gemacht habe, den Abtrünnigen zu seiner Pflicht zurückzuführen. Lebhaft ergriffen hörte ihm der Herzog zu, und verhieß ihm mit warmem Antheil seine freudige und kräftige Mitwirkung zu diesem Vorhaben, so wie seine beste Verwendung bey seinem Schwager, dem Kaiser. Doch gestand er, daß er wenig Hoffnung hege, einen Mann, der seine Schritte, wie es aus allem schien, mit gutem Vorbedacht thue, zu einer solchen Sinnesänderung zu bringen, und so entließ er seinen Adjutanten mit herzlichen Wünschen, aber weniger Erwartung.

Auch Olivier fing nach und nach an, wie die erste heftige Bewegung seines Innern nachgelassen hatte, immer mehr einzusehn, daß seine Hoffnungen auf sehr lockerem Grunde beruhten. Er konnte sichs mit tiefem Schmerze nicht verhehlen, er hatte im Verlaufe jener Unterredung, Ansichten, Äußerungen und Grundsätze

von seinem Freunde vernommen, welche ihm zeigten, daß zwanzig Jahre, wunderbare Schicksale, und das Leben unter Menschen von ganz anderm Glauben und andern Sitten, aus dem von Natur leidenschaftlichen und kühnen Charakter seines Freundes eine Persönlichkeit gebildet hatten, welche von der, die Olivier in den heimischen Bergen an seinem Coigny geliebt, so wie von seiner eigenen himmelweit verschieden war. Doch die alte Freundschaft lebte noch in diesem Herzen. Die Treue war nicht erstorben, die Liebe selbst hatte ihre Rechte nicht ganz verloren. Wenigstens sollte alles versucht werden, was in Oliviers Macht stand, um hier eine Sinnesänderung zu bewirken, und so entschloß er sich noch zu einem der schwersten Unternehmen. Es kostete ihn einen schmerzlichen Kampf, aber eben deßwegen war er dazu entschlossen; denn er wollte sich zu seiner Beruhigung sagen können, daß er alles, auch das Schwerste gethan, um an sein Ziel zu gelangen. Er wollte nach Gran, zwar nicht mit Marien selbst, aber mit ihrer Mutter sprechen. Abdurrahman hatte sie geliebt, und seine Leidenschaft mußte heftig gewesen seyn, da sie ihn der Klugheit vergessen machte. Daß Marie diese Gluth erwiedert hat-

te, wußte Wattenwyl nur zu gut, so wie er auch Abdurrahmans Gefühle für sie sehr wohl begriff. Wenn es möglich wäre, durch diese Gefühle auch jetzt noch auf sein Herz zu wirken, wenn die Hoffnung auf Ehre und Auszeichnung von Seite des kaiserlichen Hofs, wenn die Aussicht auf Mariens rechtmäßigen Besitz sich mit den Überredungen der Freundschaft, mit der innern Stimme des Gewissens verbände, die er bey seinem Jugendfreunde nicht für ganz verstummt halten konnte — sollten alle diese Beweggründe nicht den falschen Ruhm und die Lockungen barbarischer Größe überwinden können? Und wenn er dann den Freund durch alle diese heiligen Bande wieder zu sich und der Wahrheit herüber gezogen, wenn er dessen besseres Selbst gerettet, und die Geliebte durch ihn beglückt hätte, dann war dieser Zweck mit dem tiefsten Schmerz und mit dem Opfer seines Lebensglückes nicht zu theuer erkauft.

So überlegte Wattenwyl bey sich selbst, und wartete nur auf einen Tag, wo einige Ruhe bey den Arbeiten und Kämpfen ihm erlauben würde, seinen Feldherrn um die Vergünstigung eines Abschieds von zwölf bis vierzehn Stunden zu bitten, während welchen er nach Gran eilen,

sein Vorhaben ausführen, und wieder an seinen Posten und bey seiner Pflicht zurück seyn wollte. Aber diese Gelegenheit kam lange nicht, und viele Tage, wie schon gesagt worden, waren bereits verstrichen, ehe es Wattenwyl möglich wurde, sich von Ofen, wenn auch nur auf so kurze Zeit zu entfernen. Endlich aber both sich ihm doch diese Möglichkeit dar, er ergriff sie hastig, der Herzog, der ihm wohl wollte, bewilligte gern den kurzen Urlaub, und Olivier flog mit Hülfe unterlegter Pferde in wenig Stunden nach Gran. Marie saß am Fenster und sah ihn kommen. Ihr Herz schlug hoch und freudig. Sie hatte ihn wieder gesehn, sie sollte ihn nun auch sprechen. Er kam von selbst — so hatte sich vielleicht sein Sinn gewendet, und ihn verlangte eben so sehr nach ihr, wie ihr Herz in Sehnsucht nach ihm bangte. Alle Augenblicke glaubte sie ihn eintreten zu sehn, seine Tritte im Vorgemach zu hören. Er kam nicht, wohl aber erfuhr sie von der Kammerfrau auf ihr Befragen, daß der Rittmeister bey ihrer Mutter sey. Das schlug schon mächtig ihre stolzen Hoffnungen nieder, und der Wunsch, den Geliebten nach so langer Entbehrung zu sehn, die Ungeduld, ihn hier im Hause zu wissen, ohne ihn zu sprechen, trieb

sie gewaltsam an, ohne weiters zur Mutter hinüber zu eilen. Aber sie hemmte den schon begonnenen Schritt, sie strafte sich um dieser Übereilung willen. Ich will seiner werth werden, sagte sie sich: Ich will mich selbst bezähmen lernen, er soll nicht mehr in meiner Heftigkeit einen triftigen Grund finden, mich von sich zu weisen. So sagte sie, und mit Thränen, die aus recht schmerzlichem Gefühle ihrer Verlassenheit quollen, kehrte sie wieder auf ihren Sitz zurück, und ließ ihren düstern Gedanken freyen Lauf, doch nicht ohne stets mit ängstlicher Spannung auf jedes Geräusch zu horchen, und in jedem Laute seine Ankunft zu vermuthen.

Er war indeß bey ihrer Mutter, der er jenes unvermuthete Zusammentreffen mit seinem Freunde erzählte, und ihr die Plane mittheilte, die er in Ansehung seiner Wiedergewinnung entworfen hatte, was er mit dem Herzoge deßhalb gesprochen, und wie die Hoffnung, seinen Jugendfreund zum christlichen Glauben zurückzuführen, auch Marien's bisher unglücklicher Leidenschaft ein glückliches und pflichtmäßiges Ziel biethen würde. Endlich schloß er damit, daß er darum hier sey, um mit der Mutter zu sprechen, und sie zu bitten, ihre Tochter darauf

vorzubereiten, indem die Aussicht auf diese Verbindung, die wohl im Stillen noch stets Coigny's Wunsch sey, viel zu seinem günstigen Entschlusse beytragen könnte. Mit lebhafter Theilnahme hatte die Matrone den Anfang von Wattenwyls Erzählung angehört. Als er aber jetzt des Antheils erwähnte, den Marie an des Paschas Sinnesänderung haben sollte, als er mit einer innern Erschütterung, welche die äußerlich angenommene Ruhe seines Benehmens nur zum Theile verbarg, von der Mutter verlangte, daß sie mit Marien darüber sprechen sollte, da erfüllte sie die Kraft seiner Selbstverläugnung mit Achtung; aber sie sah die Unzulänglichkeit dieses Vorschlags, an dem die Schwärmerey der Freundschaft den größten Antheil hatte, klar ein. Ein anderer Gedanke, eine ganz widersprechende Hoffnung erhob sich in ihrem Geiste. Er sollte Marien selbst sprechen, und sich von dem Eindrucke überzeugen, den sein Vorschlag auf ihr Gemüth machen würde. Sie erklärte ihm also bestimmt, daß sie sich seinem Auftrage nicht unterziehen könne, und er sein Geschäft selbst bey Marien anbringen sollte.

Hiervor entsetzte er sich im ersten Augenblicke, und bath und beschwor die Gräfinn, ihn

mit einer solchen Prüfung zu verschonen; als die Matrone aber fest auf ihrer Meinung beharrte, und ihm sagte, daß Marie entweder gar nicht, oder durch ihn selbst von seinem Plane unterrichtet werden sollte, da gab endlich der Gedanke, sein schweres Opfer vollständig zu machen, und dem Freunde zu lieb, auch das Schmerzlichste über sich zu nehmen, ihm die Kraft einzuwilligen, und Marie wurde gehohlt.

Sie eilte auf Flügeln der Liebe und Freude in das Zimmer der Mutter; ein Blick auf den düstern Ernst in Oliviers Zügen, mit dem er, ihr einige Schritte entgegengehend, sie begrüßte, schlug ihre Freude nieder. Keines redete, und die Mutter fand es nothwendig das Gespräch einzuleiten, indem sie beyde Platz nehmen hieß, und nun den Anfang der Eröffnung machte. Aber sie hatte nicht sobald des Pascha Nahmen genannt, als Marie heftig aufsprang, und mit ängstlicher Miene und bittend erhobenen Händen, sich zu beyden wendend, sie beschwor, dieses Menschen in ihrer Gegenwart nicht mehr zu erwähnen.

Es ist mir leid, mein Kind, daß ich Dir diese Erwähnung, die Dich so erschüttert, nicht er-

sparen kann, sagte die Gräfinn: aber Du mußt anhören, was Wattenwyl Dir zu sagen hat.

Marie faßte sich sogleich wieder, die gefalteten Hände sanken in den Schooß, sie setzte sich, und indem sie einen Blick voll Liebe und Ergebung auf Wattenwyl richtete, der diesen überraschte und verwirrte, sagte sie: Was Olivier will, ist mir recht. Ich bitte Euch, fahrt fort!

Der Rittmeister begann nun seine Erzählung. Die Kunde, daß jener von ihm beweinte Coigny und Abdurrahman eine und dieselbe Person sey, ergriff Marien gewaltsam, sie unterbrach ihn öfters mit Ausrufungen und Fragen, die indessen weit mehr dem Erzähler, als dem, von dem er sprach, galten, und hörte ihm mit der innigsten Theilnahme zu. Als er aber nach und nach dem Puncte näher kam, auf den er eigentlich zielte, als sie ahnete, was er von ihr verlange, und die innere Bewegung, die sich in seinen Zügen mahlte, ihr zeigte, welchen Kampf ihn sein Anerbiethen koste, da drang Achtung für den edlen Freund, Freude, daß sie ihm nicht gleichgültig sey, und Abscheu vor dem zugemutheten Bündniß plötzlich und so widersprechend aufs Herz ein, daß sie in heftiges

Weinen ausbrach, und eine Weile nicht im Stande war, zu antworten.

Olivier betrachtete sie mit höchster Spannung. Was bedeuteten diese Thränen? Wem galt diese heftige Erschütterung? Sollte er vor dem Mißlingen seines Vorschlags zittern, oder darauf hoffen?

Endlich faßte sie sich gewaltsam, kämpfte die heftige Bewegung nieder, und sagte, so gelassen als sie es vermochte: Ihr habt mir entsagt, Herr von Wattenwyl, das weiß ich. Ich murre auch nicht dagegen; denn ich sehe ein, daß ich meine Ansprüche auf Eure Liebe und Achtung verwirkt habe.

Nicht so! mein Fräulein! nicht so! fiel er ihr hastig in die Rede: Meine Achtung für Euch —

Lassen wir das! unterbrach sie ihn ebenfalls. Es ist mein fester Vorsatz, mich in Eurer guten Meinung von mir wieder herzustellen, und wenn es mir auch nur zum Theile gelingen sollte, so werde ich mich nicht ganz unglücklich fühlen. Aber das war es nicht, was ich sagen wollte. Ihr habt mich aufgegeben, und eben dadurch bin ich wieder Herr meiner Hand und meines Schicksals geworden, und so erkläre ich denn hiermit feyerlich, daß weder jener Unbekannte, in dem

ihr einen Jugendfreund gefunden, noch irgend ein anderer Mann jemahls diese Hand und dieses Herz erhalten wird. Es war Euer Eigenthum, und nach Euch soll es Niemand sein nennen.

Aber, mein Fräulein! wandte Olivier mit unsicherm Tone ein, in dem Rührung und Erstaunen sich mischten: Bey eurer Gestalt, bey euren Jahren läßt so ein Entschluß sich nicht fassen, denn er läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten.

Doch, erwiederte sie fest: wenn heilige Gelübde und undurchdringliche Mauern uns vor jeder Schwäche schützen, und jede Rückkehr unmöglich machen.

Wie, mein Fräulein? rief Olivier erschrocken: Ihr wolltet —

Ins Kloster gehn, antwortete sie ruhig: Es war schon in Neitra mein Vorsatz. Seitdem, setzte sie mit niedergeschlagenen Augen hinzu, indem eine hohe Röthe ihre Züge überflog — seitdem hatte ein Schimmer von Hoffnung meine Nacht erhellt, und jener Plan trat in den Hintergrund. Sie schwieg. Olivier schwieg ebenfalls, aber er betrachtete sie mit brennenden Blicken.

Nach einer Weile erhob sie die Augen wieder, die lebhafte Röthe war verschwunden, und

hatte jener Blässe Platz gemacht, welche seit der Umwandlung ihres Geschickes ihre Züge bedeckte. Sie richtete ihre feuchten, schmerzlichen Blicke auf Olivier, und sagte: Jetzt habe ich aus Eurem Munde die völlige Bestimmung meines Loses erhalten. Ihr möchtet meine Hand verschenken, sie sollte Euch zur Erreichung der Zwecke Eurer Freundschaft dienen; das, Herr Rittmeister ist doch zu viel Härte gegen mich! —

Ums Himmels Willen, unterbrach sie dieser: Welche Vorstellungen! Welche gehässige Auslegung! Ich muß ja vermuthen, daß Coigny Eurem Herzen sehr werth ist. Ich wünschte sein Glück und das Eurige zu gründen. Ich wollte den Zweck, den Gehalt meines Lebens in dieser Beglückung zweyer mir so unaussprechlich theurer Personen —

Wattenwyl! rief Marie jetzt ausbrechend, indem sie auf ihn zugehend seine Hand ergriff: Wenn das wahr ist, wenn ich Euch theuer bin —

Marie! erwiederte er, zog ihre Hand an seine Lippen und ruhte lange darauf: Ob Du mir theuer bist? Ach warum kann ich mein Leben nicht für Dich hingeben!

Sie erhob das Haupt, sie sah ihn an, die reinste innigste Liebe sprach aus seinen Zügen. —

Ja, rief sie mit Entzücken aus: Ja, Ihr seyd mir noch gut, Olivier, und ich darf nicht verzweifeln. Ach oft glaubte ich schon, Ihr hättet mich ganz vergessen, ganz verworfen.

„Wie könntet Ihr das jemahls glauben?“

Also keinen solchen Vorschlag mehr! rief sie rasch: Ihr habt mich oft für leidenschaftlich, für übereilt gehalten —

Ich gestehe, daß Euer Benehmen —

Euch dazu berechtigte? Ihr habt Recht. Glaubt mir aber, und fragt die Mutter, wie sehr ich es bereut, und ob ich mich bemüht, mich zu bessern.

Ich kann ihr mit frohem Gefühle das Zeugniß geben, versetzte diese, daß sie sich zu beherrschen und ihre Heftigkeit zu unterdrücken strebt.

Seht, Wattenwyl! das thue ich um Euretwillen, und nun hört meinen Entschluß! Das, was ich längst von Euch wußte, das, was ich heut wieder erfahren, hat mir gezeigt, welch ein edles Herz ich besessen und verloren. Ich will streben, es wieder zu gewinnen, ich will an mir arbeiten, um Eurer würdig zu werden.

Marie! rief Olivier heftig, breitete die Arme aus und wollte sie an sein Herz drücken.

Sie aber wich zurück. Nicht also, mein Freund! sagte sie: An Eurer Brust darf ich noch nicht ruhen, aber ich habe Kraft und guten Willen. Gelingt dieß Bestreben, kann die Mutter mir nach Verlauf eines halben Jahres noch dasselbe gute Zeugniß geben, wie jetzt, dann will ich Euch fragen, ob Ihr mir verziehen habt? Habt Ihr nicht — dann wird das Kloster — Olivier ließ sie nicht vollenden, und ihrer Weigerung ungehindert schlang er seine Arme um sie, drückte sie innig an seine Brust, und überhäufte sie mit den zärtlichsten Benennungen. Eine Weile schwelgte sie in dieser ihr so neuen, von ihr bereits aufgegebenen Seligkeit, und die Mutter sah mit Freuden auf die wiedervereinigten Kinder, deren Bündniß den Lieblingswunsch ihres Herzens verwirklichte. Dann aber richtete sich Marie aus Oliviers Armen auf. Nun laß uns besonnen seyn! sagte sie: Ich muß mein Glück erst verdienen. — Sie zog bey diesen Worten ihren Stuhl zu dem Oliviers herüber, bedeutete ihn, sich zu setzen, setzte sich dann an seine Seite, und indem sie seine Hand in ihre beyden faßte, bath sie ihn nun fortzufahren, und ihr zu erzählen, was er für weitere Entwürfe für seinen

Freund habe, und wie er es anzufangen denke, ihn zum christlichen Glauben zurückzuführen.

Olivier sah sie zweifelhaft an. Wünscht Ihr selbst von ihm zu sprechen? fragte er, und eine gewisse Unruhe drückte sich in seinen Mienen aus.

Er ist Euer Freund, und hört dadurch auf, das Schreckbild meiner Phantasie zu seyn, erwiederte sie ruhig: Ich bekenne, daß meine Angst kindisch war, und bin bereit, sie zu überwinden und Euch anzuhören.

Nein, Marie! entgegnete Olivier: Laß uns die ersten seligen Augenblicke der Wiedervereinigung nicht durch diesen störenden Gegenstand trüben! Es wird eine Zeit kommen, wo wir beyde ruhiger davon sprechen können. Ich war so lange unglücklich, und will des seltnen Sonnenblicks froh genießen.

Das Gespräch wandte sich nun auf andere Dinge, aber immer kehrte es nach einigen Abschweifungen wieder auf ihre gegenseitigen Gefühle, und ihr gegenwärtiges Glück, bis die Zeit, die Olivier in Gran zubringen durfte, verstrichen war. Mit Thränen, mit tausend süßen Worten, mit heißen Wünschen für seine Erhaltung, entließ ihn Marie; die Mutter gab ihm ihren besten Segen mit auf den Weg, und

so kehrte er denn, nachdem er mit so schwerem Herzen zu seinen Freundinnen gekommen war, durch den unvermutheten Ausgang, den die beabsichtigte Unterredung genommen, selig ins Lager vor Ofen zurück.

Der Jäger des Grafen Marsigli hatte sich seines Auftrags klug und geschickt entledigt; er hatte Anastasien aufgefunden, und seine Fragen besonnen an sie gestellt. Im ersten Augenblicke war sie erschrocken, im nächsten, als ihr beyfiel, daß der Fremde, der sie geheimnißvoll um die Herkunft von Sobeidens Mutter befragte, aus dem christlichen Lager käme, daß dort nur Einer darum wissen konnte, Szapary, dem sie selbst vor einiger Zeit diese Kunde mitgetheilt, als sie endlich den Nahmen Marsigli hörte, welcher halb verwischte Erinnerungen in ihr erweckte, da brach sie in Freudenthränen aus, und sagte dem Bothen, sie könne ihm zwar keine völlige Gewißheit geben, ob jenes Kind des Hauses Marsigli, welches an der Anconitanischen Küste geraubt worden, dasselbe sey, welches im Hause ihres Gebiethers auferzogen, und endlich zu seiner Gemahlinn gemacht worden, aber es trä-

sen zu viele Umstände zusammen, selbst der Nahme, den sie sich dunkel erinnerte, von ihrer verstorbenen Gebietherinn nennen gehört zu haben, um nicht daran zu glauben. Überdieß aber befände sich ein Pfand in ihren Händen, das gewiß die verlangten Aufschlüsse geben würde; diejenigen also, die ihn abgesandt, und denen an glaubwürdigen Nachrichten gelegen sey, möchten, wenn es ihnen möglich wäre, in einiger Zeit sich wieder anfragen, wo sie dann bestimmte Auskunft würde geben können. Der Jäger war mit dem, was er erfahren, zufrieden, und wollte sich schon von Anastasien beurlauben, als diese ihn mit der Frage zurückhielt: Ob ein Herr von Szapary sich im christlichen Lager bey ihnen befände, und ob er dem Grafen Marsigli bekannt sey?

Ja wohl! erwiederte der Mann: Allerdings kennt ihn mein Herr Graf; sie besuchen sich öfters, und es kennt ihn die ganze Armee. Er war es ja, der bey dem letzten Sturm der Erste auf der Wasserseite die Stadtmauer erstiegen, und seine Fahne mit dem ungarischen Wappen darauf gepflanzt hat.

Herr von Szapary? rief Anastasia erfreut und erstaunt: Nun das ist eine Nachricht, wo-

mit ich Jemand, den ich wohl kenne, eine große Freude machen werde. Und er ist also wohl?

Frisch und gesund, wie Ihr und ich. Und von dem, was er bey euch gelitten, sieht man ihm kaum eine Spur mehr an, antwortete der Jäger.

Nun das freut mich, freut mich sehr, rief Anastasia: Seyd schönstens bedankt, lieber Herr, für eure Nachrichten, und kommt bald wieder, um die meinigen zu hohlen. Gott segne Euch!

Mit diesen Worten beurlaubte Anastasia den Jäger, und eilte voll Freuden, das Käßchen, jenes ihr von Sobeidens Mutter anvertraute Pfand zu hohlen, und sich dann bey Sobeiden melden zu lassen.

Seit jenen Vorfällen in Erd hatte sich das Verhältniß Anastasiens zu ihrer Gebietherinn mächtig verändert, und jene erschien nie mehr ungerufen oder unangemeldet vor ihr. Obwohl Sobeide sich darüber gegen Niemand, und so auch nicht gegen Anastasien erklärt hatte, wußte sich diese den Unwillen ihres Pflegekindes wohl zu deuten. Er schmerzte sie tief, sie nannte ihn Undank, denn ihre Meinung sollte gut gewesen seyn; aber auch sie wagte es nicht zu klagen, da

außer dem ungehinderten Zutritt zu Sobeiden, ihre Lage im Harem sich in nichts verschlimmert hatte. Doppelt freudig ergriff sie also diese höchst willkommne Gelegenheit, in der sie nicht allein befriedigende Aufschlüsse über Sobeidens Familie, sondern auch ein Mittel zu finden hoffte, die verlorne Gunst der, trotz aller Mißverständnisse geliebten, Herrinn wieder zu erhalten.

Sie fand, als sie vorgelassen wurde, Sobeiden, wie immer seit der letzten Zeit, nachdenkend und ernst auf ihren Polstern mit einer zierlichen Arbeit beschäftigt, die aber, das konnte Anastasia aus frühern Besuchen beurtheilen, wenig Fortschritte unter den Händen des düster sinnenden Mädchens machte.

Was willst Du, Anastasia? sagte sie jetzt aufblickend: Man hat mir gemeldet, Du hättest mir etwas zu eröffnen.

So ist es, gnädigste Frau, und zwar etwas von ungemeiner Wichtigkeit. Seht dieß Kästchen! Sie zog bey diesen Worten eine kleine, von Elfenbein niedlich gemachte Chatoulle unter dem Schleyer hervor. Dieß ist ein kostbares Andenken von Eurer verstorbenen Frau Mutter.

Von meiner Mutter? rief Sobeide aufsprin-
gend: O gib, gib geschwinde!

Verzeiht, gnädige Frau! Ich muß mich vor-
her erst erklären —

Aber wie kommts, daß Du mir die Chatoul-
le erst jetzt bringst; meine arme Mutter ist schon
so lange todt.

Habt die Gnade, mich geduldig anzuhören,
gnädigste Frau, so wird sich alles von selbst er-
klären.

Nun so sprich! sagte Sobeide, und setzte
sich wieder auf ihr Kissen, indeß ihr Blick un-
verwandt auf dem Angedenken der Mutter haftete.
Anastasia eröffnete ihr nun, was wir schon wis-
sen, und was auch Sobeiden zum Theil bekannt
war, die Geschichte ihrer Mutter, ihre gewalt-
same Entführung, und endlich ihren Befehl, dieß
Kästchen der Tochter an ihrem Vermählungs-
tage zu übergeben.

Sobeide erschrack tödtlich. Allah steh mir bey!
rief sie: Soll denn heut dieser entsetzliche Tag
seyn?

Gott bewahre! gnädigste Frau, nahm Ana-
stasia mit beruhigendem Tone das Wort: Von
einer Vermählung mit einem Mohamedaner wird,

wie ich hoffe, weder heut noch künftig mehr die Rede seyn, wenn das in Erfüllung geht, was ich zu glauben alle Ursache habe.

Du sprichst in Räthseln. Erkläre Dich!

Euer Vermählungstag mit dem Pascha ist nicht heute, aber Euer Vermählungstag mit dem Lande, dem Hause, dem Glauben, dem Ihr eigentlich angehört, könnte heute seyn, wenn alle meine Hoffnungen mich nicht täuschen; und so ist der wahre Zeitpunct gekommen, an welchem ich mit gutem Gewissen, und ohne dem Befehle meiner verstorbenen Gebietherinn zuwiderzuhandeln, Euch diese Zeugnisse Eurer Herkunft überreichen kann. An der Sackuhr, welche Ihr von Eurer Mutter besitzt, und die sie während ihres Lebens im Busen zu tragen pflegte, muß sich der kleine Schlüssel befinden, der das Kästchen öffnet. Nehmt ihn und seht selbst, was es enthält.

Ja, aber wie kommst Du dazu, mir dieß gerade heute zuzumuthen? Was veranlaßt Dich dazu?

Anastasia berichtete nun, daß ein Offizier von der christlichen Armee in die Festung gekommen sey, um mit dem Pascha zu unterhandeln.

Und kennst Du den Offizier? Hast Du ihn gesehn? rief Sobeide, indem eine ängstliche frohe Vermuthung ihr Gesicht mit schnellem Purpur übergoß.

Nein, gnädige Frau! Es ist ein Adjutant des Herzogs, und sein Nahme Baron Creitz. Aber in seinem Gefolge ist ein alter Mann, ein Büchsenspanner, der mich rufen ließ und mir seltsame Fragen vorlegte, die Euch und Eurer Frau Mutter Familie betreffen. Es ist ein Graf Marsigli im feindlichen Lager —

Marsigli? rief Sobeide: Den Nahmen habe ich, wenn ich nicht irre, in meiner Kindheit gehört.

Richtig, antwortete Anastasia: Auch mir klang er sogleich bekannt. Dieser Graf nun glaubt ein Verwandter Eurer Mutter zu seyn. Alles, was mir der Mann, ein alter Diener des Hauses Marsigli, heut erzählt hat, alle Umstände der Entführung jenes Kindes, die er selbst mit erlebt, alles trifft zusammen, und stimmt sowohl mit dem, was ich so oft aus Eurer Frau Mutter eignem Munde vernommen, daß beynahe kein Zweifel übrig bleibt —.

Großer Gott! rief Sobeide heftig erschüttert aus; So soll ich jetzt, jetzt die Verwandten

meiner Mutter finden! Wunderbare Fügung! Sie versank in Nachdenken. Plötzlich fuhr sie empor, eine glühende Röthe überdeckte ihre Züge, ihre Augen flammten. Aber woher weiß dieser Graf Marsigli? rief sie: Hast Du? — Hat Jemand anderes? — Sie vollendete nicht, aber Anastasia errieth den Gang ihrer Gedanken. Die Hände über der Brust kreuzend, und sich auf ihre Kniee niederlassend, sagte sie: Gnädige Frau! Wenn ich gefehlt habe, so mag meine gute Meinung mich entschuldigen. Kann sie das nicht, so straft mich, wie Ihr glaubt, daß ich es verdiene. Es war von jeher mein heißester, mein einziger Wunsch, Euch zum wahren Glauben zurückzuführen. In dieser Absicht habe ich es gewagt — freylich ohne Eure Erlaubniß dazu erbethen zu haben, und das war ein wichtiger Fehler — dem Herrn von Szapary, als er noch bey uns lebte, alles, was ich von Eurer Mutter Geschichte wußte, zu entdecken.

Sobeide wandte sich bey diesen Worten von Anastasien ab, um die Thränen zu verbergen, die bey Nennung dieses Nahmens, bey den Erinnerungen, die er hervorrief, ihre Seele überwältigten.

Ihr wendet Euch ab, gnädige Frau! sagte Anastasia: Ihr zürnt mir?

Unvermögend zu sprechen, streckte Sobeide mit abgewandtem Gesichte Anastasien ihre Hand hin. Diese ergriff, küßte sie hastig, und fühlte mit Vergnügen den Druck derselben, der ihr Verzeihung zusicherte. Sie erhob sich von den Knien, und fuhr fort: Es ist kein Zweifel, daß Herr von Szapary alles, was ich ihm in Betreff Eurer gesagt habe, sehr wohl behalten hat. Ich weiß ja, daß mein Wunsch in dieser Hinsicht auch der seine war. Er kennt den Grafen Marsigli, er geht viel mit ihm um, und so dürfen wir denn keinen Augenblick anstehn, diese ganze Sache, die Erkundigungen, welche der Graf anstellen ließ, für ein Werk dieses treuen Freundes zu halten, der Eurer und Eures Seelenheils unter den Gefahren des Krieges nicht vergessen hat.

Sobeidens Thränen flossen ungestört. Eine süße, beruhigende Empfindung verbreitete sich durch ihr Innerstes, aber sie schwieg noch stets. Anastasia unterbrach ihr Schweigen nicht, und betrachtete sie nur mit herzlicher Theilnahme.

Aber ich begreife nicht, begann Sobeide nach einer guten Weile, wie Szapary darauf

gekommen ist, diesen Marsigli über meine Herkunft zu sprechen?

Das kann ich Euch nicht sagen. Aus den Reden des Jägers möchte ich fast schließen, daß ein zufälliges Gespräch diese Entdeckung herbeyführte.

Gib — rief jetzt Sobeide plötzlich aus, indem sie ihre Thränen trocknete: Gib her das Kästchen, und dort die Uhr vom Kissen an der Wand! Anastasia brachte beydes.

Mit zitternden Händen schloß Sobeide auf. Als sie den Deckel geöffnet hatte, fiel ihr sogleich ein Streifen Pergament mit arabischen Schriftzügen von ihrer Mutter Hand in die Augen. Sie drückte ihn an die Lippen und las dann, was er enthielt die — wenigen dunkeln Erinnerungen an die erste Kindheit ihrer Mutter, an ihre Umgebungen, an den Tag des Raubes, der sich ihr mit starken Zügen eingeprägt, und die Vermuthung, daß ihr Familien = Nahme Marsigli sey. In spätern Jahren — so schloß das Blatt — habe sie es zuweilen versucht, einige Nachforschungen über ihre Verwandten anzustellen; doch da diese stets fruchtlos geblieben, und sie ihren neuen Glauben und ihre Lebensweise liebgewonnen, habe sie aller fernern Neugier entsagt. Indeß wolle sie ihrem Kinde die Möglichkeit nicht

benehmen, Erkundigungen einzuziehn, die vielleicht für sie von größerem Gewichte seyn könnten, und somit übergebe sie ihr die kleinen Überbleibsel, welche ihre längst verstorbene Wärterinn, die mit ihr zugleich geraubt worden, sorgfältig aufbehalten hatte. — Diese bestanden in einem feinen Tuche mit den Buchstaben T. M. und einer Grafen-Krone gezeichnet, und in einem Schnürchen geschliffner Korallen, das wahrscheinlich dem Kinde als Halsband gedient, und an welchem in der Mitte eine kleine silberne Reliquien-Kapsel hing, auf deren Rückseite ein schönes Wappen, mit eben so einer Krone wie auf dem Tuche, eingegraben war. Sobeide betrachtete noch diese Andenken mit tiefer Bewegung, da begann Anastasia von neuem: Der Jäger des Grafen hat mir auch noch sonst manches von Herrn von Szapary erzählt.

Und was? fragte Sobeide, rasch zu ihr gewendet.

Er war noch bey jedem Sturm, und das letztemahl erstieg er der Erste die Mauern, und pflanzte die ungrische Fahne darauf.

Sobeide schauderte. Daß er tapfer ist, wußte ich längst, sagte sie nach einer Weile: So aussetzen aber sollte sich der Mann nicht, der Gatte

und Vater ist, fügte sie mit einem Seufzer hinzu.

Ach, die Soldaten, gnädige Frau! die denken in der Hitze des Kampfes an gar nichts als an die Ehre, und den Feind. —

Die Fahne mit dem Wappen von Ungarn hat er aufgepflanzt? fragte sie wiederhohlend, und fügte nachdenklich hinzu: Ich kenne das Wappen. Auf drey grünen Bergen ruht eine Krone, und das Symbol der Christen, das Kreuz, steigt daraus empor. So hat er das Kreuz zuerst auf diese Mauern, von denen es so lange verbannt war, wieder zurückgebracht! Geh, gute Anastasia! setzte sie nach einer Weile hinzu: Geh, laß mich allein! Was Du mir entdeckt hast, hat zu viele, und zu neue Vorstellungen und Empfindungen in mir erregt, ich bedarf der Einsamkeit, um sie zu ordnen und mich zu sammeln.

Es gelang Sobeiden nicht, wie sie gehofft hatte, zu einiger Klarheit und Fassung in ihrem Gemüthe zu kommen. Diese Hinweisungen auf ihre Herkunft, der Gedanke, einen unbekannten Blutsfreund im christlichen Lager zu haben, der sich ihrer erinnerte, der sie an ihn mahnen ließ, endlich vor allen Szapary's Bild, der ungezweifelt

hier thätig, ja eigentlich die Haupttriebfeder dieser ganzen Sendung gewesen seyn mußte, hatten den tiefsten Eindruck auf sie gemacht. Ihre Bekehrung war Szapary's heißer Wunsch gewesen, sonst blieb ihm ja nichts auf Erden für sie zu thun übrig, ihm, der vermählt, und als Christ, das wußte sie wohl, durch heilige unauflösliche Bande von ihr geschieden war. Und er hatte die Kreuzesfahne auf den Mauern dieser Stadt aufgepflanzt! Es schien ihr, als ließe er sie dazu rufen, als winke er ihr damit. Je länger sie allem diesem nachsann, je unruhiger wurde es in ihr. Ein Gedanke verdrängte den andern, eine Empfindung kämpfte gegen die andere; der ganze Tag, die folgende Nacht verging in gleicher Spannung, und nur Anastasiens Erinnerung, daß der Bothe des Grafen Marsigli ohne Zweifel bey nächster Gelegenheit wiederkommen und Antwort fordern würde, zwang sie, sich aus der Verwirrung ihrer Gedanken emporzureissen, und auf diese Antwort zu sinnen. Ihrem Vater mußte vor der Hand Alles ein Geheimniß bleiben, von ihm war nichts als fruchtloser Zorn oder grausame Maßregeln zu erwarten, und sie wollte den unschuldigen Diener ihres Verwandten, diesen nicht aussetzen. Ohne-

dieß war, bis das Schicksal der Stadt sich entschied, an keine Beendigung dieser Angelegenheit zu denken. Sie that denn das Einzige, was sie thun zu können glaubte, sie zeichnete das Wappen, welches sich auf der silbernen Kapsel befand, genau nach, hüllte dieß kleine Papier sorgfältig in ein buntes Seidentuch, und geboth Anastasien, dieß dem Bothen zu geben, wenn er wieder käme. Er war auch mit Oliviers Gefolge wieder gekommen, hatte seine Bekannte aufgesucht, und von ihr nebst einigen mündlichen Erläuterungen das Blatt erhalten, das er seinem Herrn überbrachte, und mit dieser genauen Abbildung seines Familienwappens jeden Zweifel über seine Verwandschaft zu Sobeiden zerstreute.

Einige Tage vergingen nach Oliviers erster Sendung, wie die vorhergehenden. Täglich fielen größere oder kleinere Gefechte vor; täglich wurde an den Mauern erschüttert, oder es wurden die Verstärkungen, welche der Großvezier in die Stadt werfen wollte, aufgefangen und zurückgeschlagen. Mehreremahle rückte dieser in Schlachtordnung aus seinem Lager heraus. Der

Herzog hätte gern den Kampf vermieden, weil er sich zu schwach fühlte, und darum den General Caraffa aus Oberungarn, und den General Schärffenberg aus Siebenbürgen nach Ofen beschieden hatte, wo er nun stündlich ihr Eintreffen erwartete. Dennoch rüstete er sich mit muthiger Entschlossenheit, um jener Ausforderung zu begegnen. Aber es war Suleyman nicht um einen offnen Kampf zu thun. Jede solche Demonstration war nur eine Maske, um die Absendung einer beträchtlichen Truppenzahl zu decken, die auf Umwegen in die Festung zu gelangen bestimmt war. So hatten einst zweytausend Janitscharen sich durch einen hohen Schwur verpflichtet, in die Stadt zu dringen. Mit wüthender Tapferkeit kämpften sie gegen die kaiserlichen Truppen, die meisten von ihnen fielen im Kampfe, der mitten im christlichen Lager, durch welches sie durchbrechen wollten, statt hatte; dennoch gelang es fünfhunderten die Thore der Festung zu erreichen, die sich ihnen unter lautem Jubel öffneten, und alle Kanonen rings auf den Wällen wurden auf Abdurrahmans Befehl abgefeuert, die Braven zu begrüßen, und den Feinden seinen Triumph zu bezeugen [28].

Ein zweyter ähnlicher Versuch, der über die

Gegend von Alt-Ofen Statt haben sollte, mißlang gänzlich. Die Türken wollten die Margarethen-Insel nehmen, ein heftiges Kanonenfeuer hielt sie davon ab. Dann versuchten die Muthigen sich nach Ofen durchzuschlagen; auch dieß gelang nicht, und in einem mörderischen Gefechte, das dem Herzog mehrere seiner ausgezeichnetsten Offiziere kostete, und ihn selbst in Gefahr brachte, wurden endlich die Türken alle, bis auf den letzten Mann niedergemacht, und somit auch dieser Versuch des Großveziers, Mannschaft nach Ofen zu werfen, vereitelt [29]).

Es war der letzte, welchen er wagte; noch denselben Tag verkündeten von fernher wehende Fahnen und muntere Kriegesmusik die Ankunft des Schärffenberg'schen Corps. Zwölftausend Mann rückten gut bewehrt, gut gekleidet, und gut beritten ins christliche Lager ein, verbreiteten Jubel und Freude, und verdoppelten die Siegeslust des heutigen Tages. Nun sah endlich Carl von Lothringen sich auf dem Puncte, wohin er seit zwey Jahren, zuerst fruchtlos, und jetzt mit großer Anstrengung gestrebt hatte. Er sah sich in der Möglichkeit, den letzten, den entscheidenden Angriff auf Ofen zu wagen, und mit jenem Nachdruck, der dem erfahrenen Feldherrn

ein sicheres Gelingen verhieß. Dieß geschah am dreyßigsten August; für den ersten September war der Sturm beschlossen [30]).

Noch einmahl entschloß sich der Herzog, dem sein Ruhm nicht theurer als das Blut so vieler unglücklichen Menschen war, einen gütlichen Versuch zu machen, und noch einmahl erhielt Olivier nach seinem Wunsche und des Herzogs Befehle den Auftrag, das Letzte bey diesem unbeugsamen Renegaten zu versuchen. Mit schmerzlich frohen Empfindungen trat er diesen Weg an. Er sollte den geliebten Jugendfreund noch einmahl sehn und sprechen, um sich, höchst wahrscheinlich auf ewig, von ihm zu scheiden. Hoffnung, ihn zur Übergabe der Festung zu bewegen, hatte er keine. Die wenige des Herzogs entsprang aus der Kenntniß der mißlichen Lage des Feindes; die Schwierigkeiten, welche Olivier voraussah, lagen im Character seines Freundes. Doch gab es ihm eine wehmüthige Beruhigung, noch einmahl die theure Gestalt zu erblicken, noch einmahl, wenn auch fruchtlos das Äußerste zu versuchen, und sich sagen zu können, daß er es gethan. Von jenem Beweggrunde, der ihm früher vorgeschwebt hatte, von der Aussicht auf Mariens Besitz konnte jetzt kei-

ne Rede mehr seyn; denn sie hatte sich zu bestimmt darüber erklärt, und mit stillem Entzücken dachte er an diese Weigerung und ihre für ihn so beglückende Quelle. Wohl blieben noch Gründe zur Überredung, und Anerbiethungen genug für jedes andere Gemüth, nur nicht für das seines Freundes, das klar und sicher seine Grundsätze geordnet und seine Ansichten, Wünsche und Erwartungen in ein geschlossenes System gebracht zu haben schien.

Am Stadtthore ließ Wattenwyl seinen Nahmen dem Pascha nennen, und sogleich erschienen zwey seiner vornehmsten Offiziere, um ihn ohne alle weitere Maßregeln und Bedenklichkeiten, wie einen werthen Besuch, zu dem Feldherrn zu führen. Dieser kam ihm am Eingange des Saals entgegen, eine herzliche Umarmung überzeugte ihn, daß er sehr willkommen sey; aber ein zweyter Blick auf Abdurrahmans Gesicht, in welchem Sorgen, Unmuth und Anstrengungen tiefe Furchen gegraben, und das Feuer seines Blickes verdüstert hatten, ließ ihn fühlen, daß er seinen Coigny nicht mehr so wiederfände, wie er ihn vor ein Paar Wochen verlassen hatte.

Er wollte nun, seiner Pflicht genügend, so-

gleich mit dem Auftrage seines Feldherrn beginnen. Abdurrahman legte ihm mit finsterem Ausdruck die Finger auf die Lippen. Laß uns davon schweigen! sagte er: Ich weiß, was Du mir zu biethen kömmst. Du weißt meine Antwort. Laß uns die Zeit nicht mit nutzlosen Reden vergeuden, die uns sparsam zugemessen, und wahrscheinlich die letzte Freude sind, welche das Schicksal unsrer Freundschaft gewährt.

Es käme nur auf Dich an, theurer, geliebter Coigny, sie zum Anfangspuncte eines schönen, rühmlichen und beruhigenden Lebens zu machen —

Ich bitte Dich, schweig! versetzte Abdurrahman finster: Meine Zukunft liegt hinter mir. Ich will und ich werde den Fall von Ofen nicht überleben.

Olivier trat bestürzt einen Schritt zurück. Wenn Du diesen Fall als so ausgemacht ansiehst, und ich glaube, Du hast ein Recht dazu, was hält Dich ab, auf rühmliche, ehrenvolle Bedingungen die Stadt zu übergeben? Du hast mich zuvor nicht sprechen lassen. Hier ist die Depesche. Die Bedingnisse sind so schonend, als es dem Herzoge möglich war, sie zu geben, als die Achtung für deine Tapferkeit — und laß mir im-

mer den Stolz auch dieß zu glauben — seine freundliche Meinung für mich sie ihm eingab. Er kennt unsere Verhältnisse, er wünscht ihnen gütig entgegen zu kommen, und weiß er gleich wie Du und ich, daß hier nichts geschehen darf, was Deiner Pflicht und Ehre nachtheilig seyn könnte, so glaubt er doch, daß, nachdem Du als Unterthan und Feldherr jeder Pflicht gegen deinen Monarchen ein Genüge geleistet, die Stadt bis zum Unmöglichen, kann ich wohl sagen, gehalten, und nur der unausbleiblichen Nothwendigkeit gewichen bist, Dir Niemand einen Vorwurf machen kann. Bist Du dann deiner Pflichten gegen Buda, und gegen den Großherrn entledigt, führet ein naher Friedensschluß —

Olivier! unterbrach ihn Abdurrahman mit düsterm Tone: Nicht weiter! Nicht weiter! Es ist Alles vergebens. Sieh her! Bey diesen Worten nahm er von einem der nächsten Tische eine Rolle von Pergament, rollte sie auf und zeigte Olivier den türkischen Fetwa. Solch ein Fetwa ist eine Art von unausweichbarem Befehl, den der Mufti in Zeiten der Bedrängniß erläßt, und der meistens sehr lakonisch in Frage und Antwort gestellt ist. Dieser, den der Pascha seinem Freunde vorwies, lautete also:

Ist es recht und geziemend, daß die getreuen Moslime alles anwenden, um das Bollwerk des Islams, die wichtige Stadt Buda gegen die Ungläubigen zu behaupten? Antwort: Ja.

Kommt es dem Beherrscher der Gläubigen zu, diejenigen, welche diese Pflicht nicht erfüllen, und die Stadt nicht aufs äußerste vertheidigen, hinrichten zu lassen? Antwort: Ja. [31]).

Der Pascha erklärte seinem Freunde den Inhalt der Schrift. Hier ist, fügte er hinzu, nachdem er geendigt, von keinem weitern Besinnen, von keinem Abwägen der Möglichkeiten oder Nothwendigkeiten mehr die Rede. Wir müssen kämpfen bis auf den letzten Mann, und fallen, oder als Ehrlose sterben.

Schweigend und finster blickte Olivier das verhängnißvolle Blatt an: Und wissen Deine Janitscharen um den Inhalt dieses Schreibens?

„Sie wissen; denn der Großvezier ließ es öffentlich kund machen, als er es vor wenigen Tagen in die Festung sandte.“

Und welchen Eindruck hat es auf sie gemacht?

„So ein Ding ist gut berechnet für das Volk, und den gemeinen Mann. Sie glauben fest dar-

an, wenn sie nun sterben, unmittelbar ins Paradies zu kommen.“

Und Du, Coigny?

„Du wirst mich doch über diesen Unsinn erhaben glauben?

Schrecklich! rief Olivier: So sollst Du als ein Opfer von Meinungen fallen, die Du im Grunde Deines Herzens verachtest.

Olivier! rief Abdurrahman, und ein finsterer Stolz zeigte sich in seinen Blicken: Keine Macht der Welt, keine Meinung der Menschen hat Gewalt über mich. Falle ich, so falle ich, weil ich will.

Und könntest Du denn für diese Sache fallen wollen?

„Nicht für die Sache; aber für die Ehre, die von jeher der Leitstern meines Lebens war.“

Unseliges Phantom! rief Olivier: So soll es mir den theuren, kaum wiedergefundnen Freund, der Welt einen kräftigen, tapfern Helden entziehn?

Abdurrahman antwortete nicht.

Du könntest noch so vieles wirken, so vieles nützen, Du könntest dem Kreuz, das Du in einem Augenblick gewaltsamer Spannung zu verlassen Dich gezwungen glaubtest, Deine Dienste

weihen, unter den Fahnen eines christlichen Monarchen —

Laß uns abbrechen! unterbrach ihn der Pascha mit heftiger Stimme: Ich will, ich werde meinen Sinn nicht ändern. Alles, was Du mir sagen kannst, weiß ich auswendig. Es kann zu nichts dienen, als den Entschluß, den ich gefaßt habe, unwiderruflicher, aber auch finsterer zu machen. Wenn Du mich liebst, Olivier, so laß diese Sache auf sich beruhn! Versuche es nicht an einem Vorsatze zu rühren und zu schütteln, den ich als Mann, als Soldat, als Fürst nicht ohne Überlegung gefaßt habe. Er steht fest.

Und dennoch fürchtest Du ihn erschüttert zu sehn, denn Du willst meine Gegengründe nicht hören.

Olivier! rief der Pascha wild: Verdirb mir den letzten schönen Augenblick meines Daseyns nicht! Ich will fallen, ich will den Verlust der Stadt nicht überleben, ich bin dem Tode geweiht, wie jener römische Held —

Wie Decius, meinst Du? Der starb für seine Überzeugung, für das, was ihm das Theuerste, das Heiligste schien. Ach, Coigny, könntest Du diese Begeisterung des Opfers fühlen?

Mache mich nicht wüthend, rief Abdurrahman

mit einer Stimme, deren Klang furchtbar in Oliviers Innerm wiederhallte: Schweig, wenn ein Funken von Freundschaft in Deiner Brust lebt —

Olivier trat einen Schritt zurück, mit tiefer Wehmuth betrachtete er den verlornen Freund. Seine schöne Jugend, die stolzen Hoffnungen, die sich damahls in beyder Herzen gebildet hatten, die Liebe und der Schmerz, mit welchen er durch zwanzig Jahre den Freund betrauert, die wunderbare Fügung, die sie zusammengeführt, die Aussichten, die Olivier für die Wiedergewinnung seines Coigny geschöpft, alles ging schnell und unaussprechlich schmerzlich vor seinem Blicke vorüber, die Wehmuth übermannte ihn, er warf sich an Abdurrahmans Brust, und drückte ihn in wortlosem Schmerze heftig an sich.

Der Pascha erwiederte die Umarmung mit ähnlichem und starkem Gefühle. Lange sprach keiner von Beyden, endlich erhob sich Abdurrahman: Wie lange ist es Dir vergönnt, bey mir zu weilen?

Olivier sah den Freund wundernd an, dann auf die Uhr: Ein Paar Stunden kann ich bleiben.

Ha! rief der Pascha mit einer Art von Fröhlichkeit: Das ist mehr Glück, als ich hoffte. Wohl-

an, Olivier! Laß sie uns genießen, aber — setzte er mit schnell verfinsterter Miene hinzu — kein Wort mehr von Übergabe, Sinnesänderung, und all dem Gewäsche, wenn Du mich nicht beleidigen, und mich auf der Stelle von Dir treiben willst!

Olivier verbeugte sich bejahend. Er erkannte, daß hier nichts mehr zu thun war, und schwieg.

Der Pascha klatschte in die Hände, Sclaven erschienen. Er gab ihnen Befehle, und in kurzer Zeit brachten zwey von ihnen einen mäßig großen runden Tisch von künstlich eingelegter Arbeit herbey. Andere besetzten ihn mit silbernen Schüsseln, in denen sich ausgesuchte Gerichte befanden, noch andere brachten Flaschen voll köstlichen Weines. Als alles bereitet war, ergriff Abdurrahman seines Freundes Hand, und lud ihn ein, an der Tafel Platz zu nehmen. Olivier folgte schweigend, ihm war es nicht um Essen und Trinken zu thun, und er fühlte sich abermahls ganz fremd in der Seele seines Freundes, der in diesen Augenblicken an solche Freuden denken konnte. Sie setzten sich, der Pascha schien alles, was vorhergegangen war, und alles, was folgen sollte, mit dem ersten Glase Tokayer, das er hinabstürzte, wie mit Lethe's Fluthen begraben zu haben. Ihre Kindheit, die

schweizerischen Berge, die Volksfeste daselbst, dann Kriegsgeschichten, Anekdoten, Erzählungen von Affairen, wo sie mitgestritten, machten den wechselvollen Inhalt eines Gespräches aus, bey welchem indeß der Pascha, so wie bey dem Genuß der Tafel, der bey weitem thätigere Theil war. Oliviers Herz war von zu tiefem Schmerze ergriffen, jeder Blick auf den Freund, den er so lebensvoll, so kräftig vor sich sitzen sah, und den er sich nun, bald aus tiefen Todeswunden blutend, sterbend denken mußte, verwundete seine Seele, und verbitterte den letzten wehmüthigen Genuß der Scheidestunde. Auch that ihm die Bemerkung weh, welche er in manchen Augenblicken zu machen glaubte, daß alle diese laute Fröhlichkeit seines Freundes etwas Unnatürliches, Gemachtes sey, womit sein überlegner Geist die innern Qualen seines Gemüthes zu verdecken strebte; und je lauter, je lustiger Abdurrahman zu werden schien, je düsterer zog sich Olivier in sich selbst zurück. Endlich war die Zeit, welche ihm hier zuzubringen erlaubt war, verflossen. Die Wanduhr schlug, die Scheidestunde war da. Er sprang von den Polstern auf, ein heftiger Schmerz erschien in seinen Zügen. Leb wohl! rief er, und reichte dem Pascha die Hand

über das Tischchen. Nicht also! rief dieser, sprang ebenfalls auf, und plötzlich in allen seinen Zügen verändert, eilte er auf Olivier zu, und schloß ihn mit wilder Erschütterung in seine Arme. Werden wir uns jenseits finden? rief er.

Gott ist barmherzig! erwiederte Olivier, und seine Thränen brachen hervor, indem er am Halse seines Freundes hing.

Bethe für mich! rief Abdurrahman dumpf, riß sich gewaltsam aus den Armen seines Freundes, und verschwand schnell hinter den Vorhängen des inneren Eingangs. Olivier sah ihm nach, dann faltete er seine Hände mit heftiger Inbrunst, und stürzte ebenfalls aus der andern Thüre, indem er seinem Gefolge rief, ihn zu begleiten.

Tief traurig kehrte er ins Lager zurück, und stattete dem Herzoge Bericht von seinem fruchtlosen Versuche ab, der diesen dann bestimmte, es auf den blutigen Entscheidungs-Kampf, und zwar schon am nächsten Tage ankommen zu lassen. Gern wäre Olivier noch nach Gran geeilt, hätte gern Marien noch einmahl gesehen, den Segen der Mutter zu seinem Unternehmen erhalten; denn eine düstere Stimme in ihm ließ ihn ein Trübes ahnen. Aber die Zeit erlaubte es

nicht. Zwar hatte der Sturm nicht am ersten September Statt, wo der Herzog ihn gern geordnet hätte, weil es eben ein Sonntag war, und auch vor drey Jahren Wien an einem Sonntage war entsetzt, und das Werk des Herrn recht eigentlich an seinem Tage gethan worden. Aber der Churfürst, dessen Leute noch mit Ausfüllung der Gräben und Hinwegräumung des Schuttes beschäftigt waren, verlangte einen Tag Aufschub. Am zweyten war endlich alles bereit; es wurden Reiter ausgesandt, um die Stellung der Feinde sowohl um die Festung als im Lager des Großvesiers zu erkunden, sie fanden Alles in Ruhe, und keinen Anschein zu Angriffen oder kriegerischen Bewegungen. So ließ denn der Herzog seine Befehle an alle verschiednen Corps ertheilen. Pater Avianus las im Capellenzelte des Herzogs Vormittag eine feyerliche Messe, bey der dieser sowohl als der Churfürst und viele der ersten Befehlshaber das Abendmahl empfingen. Andacht, fromme Zuversicht zu Gottes unmittelbarem Schutze, und heldenmüthiger Entschluß herrschte unter dem ganzen Heere, und Szapary und Bathiany hatten es vom Palatin und Churfürsten erhalten, neben einander kämpfen zu dürfen. Alle freuten sich des gewissen

Gelingens, das ihnen der Allmächtige geben werde, und vielleicht war Wattenwyl der einzige im ganzen Heere, der der kommenden Entscheidung mit gemischtem Gefühle, und trüber Ahnung entgegensah.

Nachmittag am zweyten September, gaben sechs Kanonenschüsse von dem Berge, der noch jetzt, nach der dort aufgestellten Truppenabtheilung, der Schwabenberg heißt, das verabredete Zeichen des Angriffs[32]). Wie diese ausgedonnert hatten, sah man von allen Seiten zugleich die dunkeln Massen der Streiter sich gegen die Mauern bewegen, und Abdurrahman erkannte, daß nun die Stunde der Entscheidung, aber auch wahrscheinlich die Stunde der Niederlage und also des Todes für ihn gekommen war. Übergeben zu vortheilhaften Bedingungen, konnte er die Festung nicht. Wohl blieb ihm noch der Ausweg, sich nach tapferm Widerstande als Kriegsgefangener in die Hände der Christen, in Wattenwyls und des Herzogs Hände zu ergeben; aber diesen Ausweg verschmähte sein Stolz und sein verdüstertes Bewußtseyn. Er glaubte klar zu erkennen, daß die Pforte der Rückkehr für ihn verschlossen sey. Wie sein Ubertritt zum Islam nur ein Werk der Eigenliebe und nicht der Über-

zeugung gewesen war, so hemmte Stolz und Ehrgeiz auch jetzt jede Regung von Reue, und erstickte die Mahnungen des Gewissens, die sich zuweilen in seiner Brust noch hören ließen. Der Gedanke, als ein Reuiger, als ein Flehender betrachtet zu werden, war ihm unerträglich, und der Tod unter feindlichen Schwertern viel weniger bitter. Zuweilen wohl erschien ihm das Bild des sanften Jugendfreundes, und mit ihm der Zauber früherer Erinnerungen seiner schuldlosen Kindheit, seines ersten frommen beglückenden Glaubens. Ein milderes Gefühl verbreitete sich in seinem Innern, ein Strahl himmlischen Lichtes schien es zu erhellen. Einen Augenblick konnte der kräftige Held schwanken. Es war nur ein Augenblick. Sein Stolz richtete sich hoch empor. Alles oder Nichts! rief eine Stimme in ihm, die er wohl kannte, der er von jeher nur zu viel gehorcht hatte. Jene weichere Regung wurde niedergekämpft, verbannt jedes sanfte Bild, jede entnervende Erinnerung, und der kalte finstere Entschluß stand wohlgeordnet und fest.

Sein Befehl vertheilte die Janitscharen an die verschiedenen Posten. Überzeugt, daß der Herzog am Wienerthore den stärksten Angriff ordnen, und wahrscheinlich dort in Person kommandiren

werde, war es auch seine Absicht, dorthin die Hauptmacht zu wenden, und sie durch seine Gegenwart und sein Beyspiel zu unterstützen. Der Kampf begann, die Deutschen stürmten, wie er es vorhergesehn, am Wienerthore, die Ungarn und Bayern von der Wasserseite, zwischen ihnen, auf der Seite gegen die warmen Bäder zu, die Brandenburger. So waren ihre Stellungen während der ganzen Belagerung gewesen, und so blieben sie auch beym Sturme. Ein Graf Spinola und ein Öttingen führten die Schaaren, Abdurrahman warf sich ihnen mit seinen Janitscharen entgegen; die Christen beseelte fromme Siegeszuversicht, die Türken stritten mit dem Muthe der Verzweiflung. Lange war der Kampf auf dieser Seite zweifelhaft, denn des Pascha Löwenmuth erhob den Muth der Seinigen. Aber die Deutschen unter Öttingen wurden zu mächtig, die Janitscharen fingen an zu weichen; Abdurrahman eilte herbey sie zu unterstützen. Das schaffte dem Haufen, der unter Spinola stritt, Luft, sie drangen vor und fielen dem Pascha in den Rücken. Auf der entgegengesetzten Seite hatten die ungrischen Truppen früher noch als die Deutschen die Mauern erstürmt und erstiegen. Der Erste, nicht bloß dieser Schaar, sondern

der Erste vom ganzen Kreuzheere, der von dem ersiegten Walle freudig in die Stadt herabsprang, war Petnehazy, ein ehemahliger Anhänger des Tököly, der die frühere Verirrung jetzt auf eine glänzende Weise gut machen wollte [33]. Hinter ihm drangen Bathiany und Szapary in die Stadt, und ihnen folgten ihre Landsleute begierig, den entweihten Sitz ihrer ehmahligen Herrscher den Barbaren zu entreissen, und tausend alte Beleidigungen zu rächen. Aber noch leisteten die Feinde hartnäckigen Widerstand, und der Kampf erneuerte sich beynahe mit jedem Schritte, den die Sieger in den Straßen der Stadt vorwärts machten. Überall umringten sie Gefahren. Aus den Fenstern der Häuser wurde auf sie geschossen, mancher von ihnen verwundet, und endlich, sey es durch fremde Rachsucht, oder die Verzweiflung der Türken selbst, schlugen plötzlich Flammen aus den benachbarten Häusern auf. Der Brand theilte sich schnell mit in den meist nur aus Holz errichteten Gebäuden, er entstand wohl an mehreren Orten zugleich. Zwischen Feuer, Mord, Schutt und Leichen mußten die Ungarn sich Bahn machen, bis sie endlich einen der Hauptplätze der Stadt erreichten, und die Türken mit Entsetzen und Geheul die Sieger er=

blickten [34]). Nun drangen auch von der andern Seite die Deutschen vor, in allen Gassen wurde gekämpft, Bewaffnete und Wehrlose, Männer, Weiber und Kinder in der Siegestrunkenheit nicht geschont, bis endlich jeder Widerstand überwunden, und die Stadt in der Gewalt der Christen war.

Dort, wo Abdurrahman gekämpft hatte, war der Sieg noch am längsten zweifelhaft gewesen; aber auch er mußte mit verzweifelndem Trotze endlich der Übermacht weichen. Olivier war nun auch in die Stadt gedrungen, ihn führte nicht bloß sein tapferer Muth, ihn riß sein Herz fort, durch Graus und Schrecken den geliebten Freund zu suchen, und wo möglich zu retten. Da erblickte er ihn unfern vom Wienerthore, kämpfend mit der letzten Kraft, das Blut strömte aus mehreren Wunden, und den Säbel führte er mit der Linken, da sein rechter Arm, bereits verwundet, ihm den Dienst versagte. Ein kleiner Haufe Janitscharen unterstützte, gleichfalls blutend, die letzten heldenmüthigen Anstrengungen ihres Anführers. Olivier eilte hinzu, Coigny lebte noch. Ihn zu retten, zu gewinnen, schwebte ihm begeisternd vor; keine Gefahr achtend, drang er vorwärts, sein Degen machte ihm Platz bis zu dem Gelieb-

ten, aber in dem Augenblicke sah er ihn sinken, er stürzte auf ihn zu, er wollte ihn mit seinem Körper decken. Coigny erkannte den Freund, sein Auge, nicht seine Lippe mehr, dankte ihm, er streckte ihm die Hand entgegen, da pfiff eine Kugel daher, sie traf Olivier, und schwer verwundet sank er auf den sterbenden Freund [35]). Das Bewußtseyn verließ ihn, aber mit dem Tode des Pascha hatte hier und überall der Kampf ein Ende. Die Christen waren Meister der Stadt, des Herzogs nachdrücklicher Befehl machte dem Blutvergießen ein Ende; was von der Besatzung und den Einwohnern nicht durchs Schwert gefallen, oder in den Flammen der brennenden Häuser umgekommen war, wurde kriegsgefangen, die Beute an Sclaven, Reichthümern, Munition, Kanonen und Kriegsgeräthe war unermeßlich.

So war der Kampf geendet, die Dämmerung sank von dem durch die Flammen der unglücklichen Stadt gerötheten Himmel, die frühe Nacht des Herbstes folgte ihr schnell, was noch zu geschehen hatte, mußte schnell gethan werden. Für die Verwundeten zu sorgen, war dem Herzoge die erste Pflicht, und dann, dem Kaiser die Nachricht von der wichtigen Eroberung zu senden.

Alle Wundärzte des Lagers wurden entbothen, und Freund und Feind ohne Unterschied Hülfe geleistet. Olivier hatte man auf der Leiche des getödteten Freundes gefunden, seine Hand in der erstarrten des Pascha ruhend. Da man aber noch Leben an ihm fand, brachte man ihn in ein nahes Haus, und meldete es dem Herzoge, der alsogleich seinen Leibarzt schickte, und alles aufzubiethen befahl, um das Leben seines Lieblings zu retten, und dann fertigte er schnell den Prinzen Commercy [36]) mit einem Schreiben an den Kaiser ab, worin er diesem den glänzenden Sieg meldete.

Auch dem einzelnen Krieger war es nun vergönnt, dorthin zu eilen, wohin ihn ein Wunsch oder eine Pflicht rief. Schon seit die ungarischen Truppen Ofen betraten, war es Szapary als eine heilige Pflicht erschienen, sich um das Schicksal seiner Retterinn und Wohlthäterinn zu erkundigen, und für sie zu sorgen, wenn, und wie es ihm möglich seyn würde. Ihren Vater, den er verabscheute, und an dem er so vieles zu rächen hatte, wäre er gern im offnen Kampfe begegnet, er fand ihn nicht auf seinem Wege. Was konnte mit Sobeiden geschehen seyn, in dieser Stadt voll Mord, Flammen und wilden Aus-

brüchen gegenseitiger Wuth! Sobald er daher frey war, seine Schritte hinzulenken, wohin er wollte, ließ er sich die Straße und das Haus bezeichnen, wo Hamsabeg wohnte, und eilte hin. Hier fand er keine Gebäude mehr, wohl aber eine weite Brandstätte, voll Rauch, glimmender Trümmer, Asche und halbverbrannter Leichen; denn gerade hier, wo die Häuser der Reichsten und Vornehmsten standen, hatte die Flamme am meisten gewüthet, und diese Gebäude ganz in Asche gelegt. Schaudernd blieb er stehn. Hatte Sobeide das Schicksal dieser Unseligen getheilt? War dieß edle Herz ein Raub der Flammen geworden? Seine Blicke, seine Hoffnung richteten sich zum Himmel, der gütige Vater, der ja ohne Ansehn der Person in jedem Volke segnet, die ihn fürchten und recht thun, würde so viel Tugend und Edelmuth beschützt haben. Voll düstrer Ahnung, und mit unruhigem Eifer setzte er nun seine Nachforschungen fort, er erkundigte sich bey allen, die Wissenschaft von dem Unglück haben konnten. Alle Berichte, die er sammelte, vereinigten sich dahin, das Unglück, das er fürchtete, zu bestätigen. Hamsabeg hatte, wie der Sturm begonnen, mit seinen Gewaffneten das Haus verlassen, um unfern des Pascha sei-

nen angewiesenen Posten auf dem Walle zu behaupten, und wahrscheinlich wie Jener dort den Tod gefunden. Bald darauf war das Feuer in der Straße, worin sein Haus lag, an beyden Enden derselben ausgebrochen. Schrecken und Angst, Raubsucht und Feindesgefahr hatten alle Hülfe unmöglich gemacht. Nur wenige Bewohner hatten sich durch die Flucht retten können; die allermeisten, und gewiß alle Weiber waren ein Raub der Flammen geworden. Bestürzt und tief betrübt hörte Szapary diese nur zu übereinstimmenden, nur zu wahrscheinlichen Nachrichten. Sein erster Gedanke war es gewesen, die Trümmer von Hamsabegs Hause durchsuchen zu lassen. Vielleicht hatte sich Sobeide in die unterirdischen Gemächer gerettet, vielleicht lebte sie noch und harrte in Todesangst auf Hülfe. Aber Rauch, Hitze und überall aufzuckende Flammen, wie die Luft die innern Räume berührte, machten dieß Unternehmen unmöglich. Er mußte mit blutendem Herzen davon abstehn, und dem Gedanken entsagen, seiner Wohlthäterinn einigermassen zu vergelten, und ihr schönes Leben zu retten.

Die Nacht, welche bereits ganz herabgesunken war, die Gefahr, welche seinen Leuten auf

den glimmenden Trümmern drohte, wo oft der unterhöhlte Boden trügerisch unter ihnen einbrach, zwang ihn endlich den Platz zu verlassen, an dem er nichts mehr nützen und nichts mehr erfahren konnte, als was seine Betrübniß vermehrte.

Einen düstern Schleyer hatte diese Begebenheit für Szapary auf den Glanz und Jubel dieses Tages geworfen. Sie, der er so hoch verpflichtet war, der er so gern als Schirmer und Retter erschienen wäre, war aller Wahrscheinlichkeit nach todt, und war — diese Vorstellung war ihm die quälendste von allen — vielleicht eines entsetzlichen Martertodes gestorben. Er suchte Bathiany auf, um ihm die traurige Nachricht mitzutheilen, und bey dem Freunde Erheiterung und Beruhigung zu suchen. Aber er fand auch diesen tiefbetrübt über Wattenwyls schwere und gefährliche Verwundung, und sehr besorgt über den Eindruck, den dieß auf seine kränkliche Mutter, auf die leidenschaftlich heftige Schwester machen würde. So saßen die Waffenbrüder ernst beysammen, und ein Theil der kommenden Nacht verging in Gesprächen, die das künftige Schicksal ihres Vaterlandes und das Loos ihrer Freunde und Lieben betraf, das sich nun plötz-

lich anders und nicht günstig gestaltet hatte. Beyde Freunde waren auch entschlossen, den nächsten Morgen ihre Nachforschungen zu erneuern, und mindestens den Überresten der Unglücklichen die letzte Ehre zu erweisen.

Dieser Morgen brach an, aber die Geschäfte und Anstalten, welche er mit sich brachte, machten es den beyden Freunden unmöglich, ihren Vorsatz auszuführen; denn der Herzog ließ alle seine Offiziere, so wie alle Streiter des gestrigen Tages, welche durch Wunden nicht gehindert wurden, zur Siegesfeyer auffordern. Unzählige Hände waren geschäftig, die Leichen von den Straßen wegzuschaffen, und den Weg vom Wienerthore bis zu der einzigen Kirche, welche sich noch in christlichen Händen befand, anständig zu bahnen, weil der Herzog mit der ganzen Generalität sich dahin zu begeben gesonnen war, um das Tedeum zu halten.

Auch das türkische Lager, in der Nähe von Ofen, war an diesem Morgen zum Erstaunen der christlichen Armee verschwunden. Suleyman, der Großvesier, war gestern Abends von weitem sammt seinem ganzen Heere, Zeuge der Einnahme von Ofen gewesen. Auf einer Anhöhe, nur eine Meile von der Stadt, stand er in unbegreif-

licher Unthätigkeit stille, bis die Christen im Besitze ihrer wichtigen Eroberung waren, dann erhuben die Türken ein schreckliches Geheul, und überzeugt, daß Gott ihnen zürne, und die verhaßten Nazaräer begünstige, zündeten sie ihr Lager an, und traten den Rückweg nach Stuhlweissenburg an, aus Verdruß, wie ihre Geschichtschreiber sich ausdrücken, über den Verlust von Ofen [37]).

Nach dem Tedeum, welches Pater Marcus Avianus wie vor drey Jahren bey ähnlicher Gelegenheit nach dem Entsatze von Wien hielt, und dem alle Anwesenden, aber besonders die ungarischen Kämpfer mit freudiger Rührung beywohnten, die aus den kräftigen bärtigen Gesichtern leuchtete, war Tafel beym Herzoge im königlichen Schlosse, in welchem, so gut es die Eile verstattete, einige Säle zur Bewirthung des sämmtlichen Offiziercorps zugerichtet worden waren. Die Gäste, so wie die Tafeln, waren in verschiedenen Gemächern vertheilt, und an jeder Tafel machte einer von des Herzogs vorzüglichen Offizieren den Wirth, dem die Bedienung und Unterhaltung seiner Gesellschaft übergeben war. Der Herzog selbst befand sich mit dem Churfürsten, den Prinzen von Savoyen und Baden,

Schärffenberg und den ausgezeichnetsten Ungarn an der ersten Tafel. Das Mahl war glänzend, die Gesellschaft von Freude belebt, und nur hier und dort mischte, damit kein irdisches Glück vollständig sey, die Sorge um einen theuern Verwundeten, oder die Trauer um einen verstorbenen Freund, einen trüben Schatten bey. Die Thaten des gestrigen Tages, die Begebenheiten und Kämpfe, welche diesem und der Einnahme der Stadt selbst vorhergegangen waren, machten den Inhalt der lebhaften Unterhaltung aus. Besonders both Szapary's Geschick, das Glück seiner frühern Unternehmungen, die Schrecken seiner Gefangenschaft, und die überraschenden Umstände seiner Befreyung durch Bathianys Sieg über den Pascha, seinen Landsleuten einen willkommenen Stoff für Fragen und Erörterungen, und zerstreute einigermassen den Trübsinn, der über Wattenwyls Gefahr und Sobeidens trauriges Loos auf der Stirne der beyden Freunde lag. Der Herzog, welcher an der Oberstelle des Tisches zwischen dem Churfürsten und dem Palatin Graf Esterhazy saß, vernahm jetzt zufällig etwas von dieser Unterhaltung, und mischte sich freundlich in das Gespräch, indem er, sich an Szapary wendend, sagte: Wißt Ihr wohl, Herr

von Szapary, daß Euer Feind und Peiniger in meiner Macht ist?

Hamsabeg? rief Szapary erstaunt: Er ist nicht geblieben? Ich habe gestern das Gegentheil gehört, und gestehe, daß, nach der Wuth zu urtheilen, mit welcher er die Christen haßte und verfolgte, ich nicht geglaubt hätte, daß er die Einnahme der Stadt zu überleben im Stande wäre.

Er hat sie doch überlebt, antwortete Carl von Lothringen, und soll, einige kleine Verletzungen abgerechnet, ganz wohl behalten seyn.

Wer hat ihn gefangen, wenn man fragen darf, gnädigster Herr? erwiederte Szapary.

Ein Offizier, und einige Soldaten meines Regimentes. Er kämpfte wüthend, erlag aber zuletzt der Übermacht in der Nähe des Wienerthores, nicht weit von dem Orte, wo bald darauf der Pascha fiel, und mein braver Wattenwyl schwer verwundet wurde, setzte der Herzog trüb hinzu.

Und ist er noch in Ofen? fragte Szapary angelegentlich.

Gegenwärtig noch. Sein und der übrigen Gefangenen Schicksal ist noch nicht entschieden. Wir haben kaum Orte genug in der verwüsteten

Stadt, um sie zu verwahren, und Leute, um sie zu bewachen.

Dieser Hamsabeg verdient keine Schonung, rief Bathiany: Er hat schrecklich an seinen Gefangenen gehandelt. Sollte ihm das vergolten werden, so müßte er schlechter als das Vieh gehalten werden.

Ich lege sein Schicksal in Herrn von Szapary's Hand, fiel der Herzog schnell ein: Hamsabeg sey sein Sclave, ich schenke ihm denselben [38].

Betroffen vernahm Szapary diese Rede, er war durchaus nicht vorbereitet auf diese Wendung der Dinge; aber ein Beyfallssturm, so laut, als er in der Ehrfurcht gebiethenden Gegenwart des Herzogs nur immer seyn durfte, erhob sich um ihn herum von seinen Landsleuten und auch von einigen Deutschen. Das ist recht! Das ist billig! Bravo! Jetzt könnt Ihr euch rächen, und dem Wütherich vergelten. Wir wünschen Euch Glück, so erscholl es von allen Seiten.

Szapary verneigte sich stumm. In seinem Innern hatte ein plötzlicher Gedanke aufgeblitzt, er benahm ihm die Lust, sich auszusprechen, so wie jenes Lärmen ihm die Möglichkeit benahm, sich hören zu machen.

Der Herzog sah ihn fest und forschend an,

dann wendete er sich zu dem Prinzen von Savoyen, der an des Palatins Seite saß, und flüsterte ihm zu: Und ich wünsche dem Hamsabeg Glück, und meine, ich werde mich nicht täuschen.

Als der Beyfallssturm vorbey war, erhob sich Szapary, und dankte mit leuchtenden Blicken dem Herzoge für diese Auszeichnung und das Vertrauen, welches er ihm geschenkt. Eine Weile noch war Hamsabeg und die Vorschläge zu seiner Bestrafung, welche jeder nach seiner Sinnesart machte, der Gegenstand des Gesprächs, bis der häufiger genossene Wein, und die dadurch erzeugte Lebhaftigkeit es auf andere Dinge lenkte. Aber es verging noch eine bedeutende Zeit, bis endlich das reichbesetzte Mahl zu Ende war, und jeder die Freyheit erhielt, hinzugehn, wohin er wollte.

Nicht sobald sah sich Szapary frey, als er sich sogleich um Jemand von des Herzogs Leuten erkundigte, der ihn an den Ort führen sollte, wo sein Gefangner und nunmehriger Sclave Hamsabeg sich befand. Sogleich erbothen sich einige aus des Herzogs Gefolge, und man führte Szapary über Treppen und Gänge in ein anständiges, aber wohl verwahrtes Zimmer des

Erdgeschosses. Die Thüre wurde geöffnet. Hamsabeg lag, in sich zusammengekrümmt auf seinem Lager, und regte sich nicht, als die Thüre aufging, und er Menschen eintreten hörte.

Hamsabeg! rief der Unteroffizier, der Szapary hierhergeführt, und der gestern das meiste zu des Türken Gefangennehmung beygetragen: Hier ist der Herr von Szapary, den Du kennen wirst. Er ist jetzt dein Gebiether, denn des Herzogs Durchlaucht hat dich ihm geschenkt. Steh' auf und begrüße deinen Herrn!

Hamsabeg regte sich nicht. Er lebt doch? rief Szapary besorgt.

Freylich lebt er, erwiederte der Unteroffizier: Heute Morgens wenigstens hat er frisch und gesund gelebt, nur wie ein wüthendes Thier.

Hamsabeg! rief Szapary: Willst Du nicht mit mir reden?

Dir fluchen will ich! Verdammter Christenhund! schrie der Beg jetzt mit fürchterlicher Stimme, indem er sich wild aufrichtete, aufsprang, und vor Szapary stand. Ich weiß, was Du willst, fuhr er fort, und ein wüthender Zorn verzerrte seine Züge: Du kommst mir anzukündigen, daß nun die Stunde der Rache für Dich gekommen ist, daß Du mich peinigen, miß-

handeln, und allen deinen Haß an mir sättigen willst. Aber triumphire nicht, Christ, triumphire nicht! Die Wuth hemmte seine Stimme bey diesen Worten.

Höre mich nur an, Hamsabeg! fiel ihm jetzt Szapary ein, indem er des Türken augenblickliches Schweigen benützte: Was Du immer von mir denken und fürchten magst, Du irrst, und kennst die Denkart eines christlichen Feindes nicht —

Hamsabeg schlug bey diesen Worten ein wildes Hohngelächter auf.

Ich bin gekommen, fuhr Szapary fort, Dir anzukündigen, daß Du frey bist. Ich verlange nicht, Dich als meinen Sclaven zu behalten, vielweniger Dich zu peinigen, und Du bist von diesem Augenblicke an völliger Herr deines Willens und Thuns.

Starr vor Erstaunen, und unfähig, sogleich den ganzen Sinn dieser Rede zu fassen, schaute Hamsabeg seinem Feinde in das ruhige Antlitz, in dessen Zügen sich eine edle Freude mahlte. Frey? stammelte der Türke endlich: wirklich frey?

Wirklich frey, antwortete Szapary, und zum Beweise, seyd so gut, Herr Wachtmeister,

und nehmt dem Gefangenen seine Ketten ab! Der Unteroffizier gehorchte. Hamsabeg ließ es in stummer Betäubung geschehen, ohne sich zu regen; aber als der Klang der niederfallenden Fesseln ihn erweckte, da stieß er ein furchtbares Geheul aus, und stürzte, wie von einem Blitze getroffen, zu Szapary's Füßen.

Was willst Du hier auf der Erde? rief Szapary unwillig: Fasse Dich, Hamsabeg! Ein Mann muß nie, weder dem Unglücke noch dem Glücke, erliegen.

Hamsabeg fuhr fort in unverständlichen Tönen, die mehr einem zornigen Brüllen, als einem Ausbruche der Freude glichen, eine überwältigende Empfindung kund zu thun, die Szapary mit Unwillen und Ungeduld fühlte.

Kräftig faßte er ihn am Arm, schüttelte ihn, und rief: So steh doch auf, Hamsabeg! Diese Stellung ziemt weder Dir noch mir.

Weh, weh! schrie dieser nun, indem er sich halb erhob: Weh mir! weh! Christ! Du hast Dich furchtbar gerächt. Ich habe Gift.

Gift! rief Szapary und trat erschrocken einen Schritt zurück: Gift! Allmächtiger Gott! Und durch wen? Warum?

Durch mich selbst, erwiederte Hamsabeg, und

stand vollends auf: Als ich vor zwey Stunden vernahm, was mir bevorstand, wollte ich nicht abwarten, was Du in Deinem Rachegefühle über mich verhängen würdest —

Aber wer hat Dir denn die Nachricht gebracht?

Einer eurer Leute. Er dachte mich wohl zu erschrecken, und er erschreckte mich auch. Aber ich war nicht unvorbereitet. Auf jeden Fall führte ich, schon seit wir in Buda sind, ein verläßliches Gift bey mir. Jetzt war, wie ich glaubte, der rechte Augenblick eingetreten, ich nahm es, um — oh! oh! Er fing auf's neue an zu heulen, und warf sich in dumpfer Verzweiflung auf sein Lager.

Tief erschüttert stand Szapary neben seinem unglücklichen Feinde, den er nicht mehr zu hassen im Stande war, und betrachtete ihn mit mitleidigen Blicken. Unglückseliger! sagte er: Was hast Du gethan? Aber vielleicht ist noch Hülfe möglich. Eilt, Herr Wachtmeister, meldet es dem Herzog, sagt, ich lasse ihn bitten und beschwören, mir seinen Arzt zu schicken. Sagt, es sey für mich selbst! Hamsabeg! Fasse Muth! Vielleicht kann Dir noch geholfen werden. Ich will

Alles thun, um Dich zu retten. Der Unteroffizier eilte fort.

Hamsabeg richtete sich auf, und sah Szapary starr an. Er sah den Ausdruck innigen Mitleids, und wahrer Theilnahme in den freundlichen edlen Zügen, und so ganz und gar keine Spur von Unwillen und Rache. Seine Verwunderung, seine Betroffenheit stieg mit jedem Augenblick, eine wunderbare Erschütterung ging durch sein Innerstes; endlich sagte er: Und bist Du's denn wirklich? Du, Szapary, den zu peinigen und unmenschlich martern zu lassen, noch vor wenig Monden mein heißestes Verlangen, meine größte Lust war?

Ich bins, Hamsabeg!

Den ich vor den Pflug spannen, den ich schlechter als ein unvernünftiges Thier behandeln ließ?

Leider, Hamsabeg, bin ich derselbe, und ganz werden die Spuren jener Behandlung sich wohl niemahls mehr bey mir verlieren.

O weh, weh mir! rief der Beg: Und Du? Du großmüthiger Christ! — Bey diesen Worten stürzte er auf's neue zu Szapary's Füßen, dieser wollte es verhindern, aber der Beg ließ es sich nicht wehren. Mit einer Erschütterung und Reue,

deren wahrhafte Zeichen sich in Thränen kund gaben, die in dem Gesichte des wilden kräftigen Mannes wunderbar erschienen, rief er: Kannst Du mir verzeihen, Christ? Kannst Du vergessen, wie unerhört ich Dich quälte?

Mein Betragen gegen Dich beweiset Dir ja, daß ich keinen Groll gegen Dich hege. Ich habe Dir verziehn, und ich wünsche nur von ganzem Herzen, und will Gott inständig bitten, daß Du dein Leben erhalten, und deine Freyheit noch lange genießen könnest.

O Gott! O Gott! rief jetzt Hamsabeg, zitternd vor innerer Bewegung: Ja, Du hast den wahren Glauben, Christ! Ja, dieser Glauben, der uns lehrt, so mit unsern Feinden zu verfahren, muß der rechte seyn! Szapary! Ich habe Dich gepeinigt, und Du wünschest mir Gutes. Ich habe Dich tödten wollen, und Du schenkst mir die Freyheit, sorgst und bethest für mich! Nun so erhöre denn, Du mein neuer Freund, den Gott mir aus einem Todfeinde erweckt hat, höre meine Bitte! Es ist die Bitte eines Sterbenden. Laß mich taufen, ich wünsche Deinen Glauben anzunehmen, der Dich solche Tugend lehrt, ich wünsche, als Christ zu sterben [39].

Überrascht, bestürzt, erfreut, hörte Sza-

pary diese Rede seines umgewandelten Feindes. Seine Hände falteten sich unwillkührlich zum Gebeth, sein Auge richtete sich glänzend gegen Himmel, und eine Thräne des Danks für die Rettung des reuigen Sünders zitterte darin. Dann wandte er sich mit ausbrechender Freude zu Hamsabeg, und sagte: Gottlob, mein Freund! daß Er dein Herz gerührt hat! Steh auf, komm in meine Arme! Du bist von diesem Augenblicke an mein Bruder in Christo, denn die Begierd-Taufe hast Du bereits empfangen; aber Du sollst auch mit Wasser und dem heiligen Geiste getauft, und feyerlich in den Bund der Christenheit aufgenommen werden. Hamsabeg erhob sich von Szapary unterstützt, und lag halb bewußtlos einige Augenblicke in seinen Armen. Da öffnete sich die Thüre, ein Arzt, den der Herzog gesendet, trat ein, und erkundigte sich um den Kranken. Hamsabeg wies ihn zurück: Mit mir ist nichts mehr zu thun, was meinen Leib und mein Leben angeht. Quält mich nicht vergebens!

Hamsabeg! sagte Szapary sanft aber ernst: Es ist des Christen Pflicht, sein Leben so lange zu fristen, als es Gott gefällt, es ihm zu lassen.

Es läßt sich aber nicht fristen, rief jener heftig und finster: Hier ist das Gift! Er zog eine

Phiole aus dem Busen, und reichte sie dem Arzte, der den Rest, welchen sie noch enthielt, sogleich erkannte. Hier ist nichts mehr zu thun, sagte er, die Achsel zuckend: Der Mann hat nur noch Stunden zu leben.

Nun so eilt! rief Szapary: Ruft den Beichtvater des Herzogs, den Pater Avianus! Es versuche der Seelenarzt, was dem leiblichen nicht mehr gelingen kann. Der Arzt und die Diener entfernten sich. Mit wahrer Trauer betrachtete Szapary den Beg, der bereits, eine plötzliche Mattigkeit fühlend, sich auf sein Lager niederließ.

Warum kann ich Dir nicht helfen? rief er schmerzlich.

Du kannst mir helfen, und Du hilfst mir auch, erwiederte der Beg, indem er ihm die Hand reichte, mit mehr Gelassenheit, als Szapary noch je an ihm gesehn: Mein wildes ungestümes Treiben hat mich dahin gebracht, wo ich bin. Ich leide die Strafe meiner Sünden, aber Du rettest meine Seele. Nur eins thut mir weh! Sobeide, mein Kind! —

Kennst Du ihr Geschick? fragte Szapary mit düsterm Blicke.

O weh mir! Wohl kenne ich es, rief der

Vater schmerzlich: Sie ist verbrannt, wahrscheinlich verbrannt. O mein Kind!

Unglücklicher Mann! antwortete Szapary: Auch ich habe gestern diese traurige Kunde erhalten. Doch noch wissen wir nichts mit Gewißheit, und es ist immer möglich —

Daß sie noch lebt? rief Hamsabeg heftig: Glaubst Du das? O du gibst mir mehr als das Leben, wenn Du mir Nachricht bringst, daß Sobeide gerettet ist.

Ich möchte diese Hoffnung nicht bestimmt in Dir nähren, ich sage Dir nur, ihr Tod ist nicht bewiesen, und ich verspreche Dir, alle möglichen Nachforschungen anstellen zu lassen, obgleich ich sehr wenig davon hoffe.

O du bist mein vielfacher Wohlthäter. Ja, laß nach ihr forschen! Wenn sie noch lebte! Wenn ich sie noch sähe vor meinem Tode! —

In dem Augenblicke ließen sich Schritte auf dem Gange hören. Pater Avianus trat ein. Szapary machte ihn mit dem Wunsche des Begs bekannt, und verließ dann das Zimmer, um, wie er es dem Vater versprochen hatte, noch einmahl, wie wohl mit trübem Sinne und wenigem Glauben an einen lohnenden Erfolg, Nachfor-

schung über das Geschick seiner unglücklichen Tochter anzustellen.

Graf Marsigli hatte am gestrigen Tage mit dem Degen in der Hand das Seinige redlich zur Einnahme der Stadt beygetragen, und heldenmäßig auf den Wällen gekämpft. Doch vergaß er in Sturm, Feuersgefahr und Todesscenen, die ihn umringten, seiner Manuscripte nicht, die er, einer verläßlichen Nachricht zu Folge, in zwey ehemahligen Kirchen, welche nun schon längst zu Moscheen umgestaltet waren, finden sollte. Sobald daher das Gefecht aufgehört hatte, und die Flammen nur einigermassen gelöscht waren, eilte er zum Herzog, und erbath sich die Erlaubniß nach seinen literarischen Schätzen suchen zu dürfen, die ihm jener gern, aber nicht ohne Verwunderung bewilligte. Einige seiner Soldaten mußten ihn mit geladenen Gewehren begleiten, denn Hinterlist und Rache war noch überall zu fürchten; da er aber nirgends Bescheid in der durch Brand und Schutt zerstörten Stadt wußte, ergriff er einen türkischen Knaben, den er auf der Straße fand, rief ihn in seiner Muttersprache an, und versprach ihm die

Freyheit, und ein Geschenk obendrein, wenn er ihn nach der Moschee, die er ihm nannte, führen würde. Der erschrockene Knabe, froh, so leichten Kaufs davon zu kommen, war sogleich bereit, des deutschen Offiziers Willen zu erfüllen. Aber der Weg war mühsam. Brandtrümmer und Schutt bedeckten die Straßen, Leichen ermordeter Männer und Weiber, Krieger und friedlicher Bewohner, die ihr letzter Tag ereilt hatte, lagen überall herum, und durch ihr Blut, und oft über ihre erstarrten Glieder mußte Marsiglis Forschbegierde sich einen gräßlichen Weg bahnen. Endlich war die Kirche, oder eigentlich die Moschee erreicht. Ringsumher waren Brandstätten, noch rauchende Trümmer der nahen Häuser, deren einige ziemlich ansehnliche Gebäude gewesen seyn mochten, während die festen Mauern und Gewölbe des christlichen Gotteshauses den Flammen widerstanden hatten. Über den heissen Schutt, über glimmende Balken sprang Marsigli nicht ohne Gefahr, und noch ein Hinderniß schwebte ihm vor — die Kirche konnte versperrt seyn. Doch die Flintenkolben seiner Begleiter sollten sie öffnen! Er fand das Thor zu seiner Verwunderung offen und bloß angelehnt. Daß ihm Jemand in gleicher Absicht sollte zu-

vorgekommen seyn, war höchst unwahrscheinlich; aber der bloße Gedanke der Möglichkeit brachte sein Blut in zornige Wallungen. Das weite Gewölbe war leer, nirgends eine Spur von durchsuchenden Händen, aber auch keine von den Schätzen, denen er nachstrebte. Eine Seitenthüre, mit Vorhängen geschlossen, führte in ein Nebengemach, vermuthlich die alte Sakristey. Er schlug die Vorhänge auseinander, die Säbelspitzen von zwey schwarzen Sclaven, die hier Wache zu halten schienen, begegneten ihm auf eine sehr unerwartete Weise. Er prallte einen Schritt zurück. Aber sogleich gefaßt, rief er ihnen auf türkisch zu, daß sie, mit den Waffen in der Hand betroffen, seine Kriegsgefangenen seyen; zugleich traten seine Grenadiere ein, und ergriffen ihre Gewehre, um sich zum Schuß zu richten. Die Mohren sanken auf die Kniee, legten die Säbel zu Marsiglis Füßen nieder, und bathen nur um Schonung für ihre Gebietherinn, die sich aus ihrem brennenden Hause hierhergeflüchtet, und in dem innern Gemache verborgen habe. Dieß Abentheuer belustigte Marsigli. Eine Hülfe flehende Dame zu finden, und zu ritterlichem Schutz aufgefordert zu werden, wo er bloß literarische Beute gesucht hatte, kam ihm

unerwartet aber nicht unangenehm vor; denn von dieser frühern Besitznehmerinn hatte er kein Hinderniß und keine Nebenbuhlerschaft in seinen Bestrebungen zu fürchten.

Und wer ist Deine Gebietherinn? fragte er den Sclaven.

Es ist die Tochter des mächtigen Hamsabeg von Erd, des Schreckens seiner Feinde.

Die Tochter des Hamsabeg! fuhr Marsigli in höchster Überraschung auf: Wie kommt sie hierher? Ist ihr Vater bey ihr?

Unsers Herrn Schicksal ist uns unbekannt, erwiederte der Schwarze: Vor ein Paar Stunden verließ er in völliger Waffenrüstung den Pallast, um mit seinem Gefolge die Stadt gegen die Ungläubigen zu vertheidigen. Bald darauf gerieth das Haus in Flammen; Verwirrung, Angst und Schrecken herrschten überall. Alles floh aus den geöffneten Thoren. Die Tochter unsers Herrn rettete sich hierher. Was mit den Übrigen und mit unserem Gebiether geschehen ist, wissen wir nicht. Allah möge sie schützen!

Marsigli stand einen Augenblick nachdenkend, dann schnell entschlossen, von dem günstigen Zufalle Gebrauch zu machen, befahl er dem Scla-

ven, ihn bey seiner Gebietherinn zu melden, und eine Unterredung mit ihr zu fordern.

Der Schwarze sah ihn mit der größten Verwunderung an: Das geht nicht an, Nazarener!

Es geht an, weil es angehn muß, erwiederte Marsigli trocken: Du meldest mich entweder, oder ich lasse Dich niederschiessen, und gehe unangemeldet zu ihr. Ihr seyd alle in meiner Macht, so wie die ganze Stadt in der meines Herrn, des Kaisers. Das vergiß nicht!

Der Schwarze seufzte tief auf, kreuzte sodann die Hände über der Brust, verbeugte sich, und schickte sich an, den unwillkommnen Befehl zu vollziehn. Halt! rief ihm Marsigli nach: Wen willst Du melden?

Einen feindlichen Offizier, einen Nazarener, dem Gott um unserer Sünden willen Macht über uns gegeben hat.

Nicht so, schwarzer Unhold! rief Marsigli: Du sagst deiner Frau, ihr Oheim, der Graf Marsigli sey hier, und wünsche sie zu sprechen—

Der Sclave riß die Augen weit auf und starrte den Offizier mit offenem Munde an, aber stumm vor Erstaunen verbeugte er sich noch einmahl, und wollte gehn. Warte! rief der Graf ihm nach: Bring ihr auch das zur Beglaubigung!

Er zog die Brieftasche heraus, suchte die Zeichnung jenes Wappens, die ihm Sobeide geschickt, fertigte den Schwarzen damit ab, und wartete mit sonderbaren Empfindungen auf den Ausgang dieses Abentheuers.

In düstern Gedanken voll Sorgen und Angst versenkt, saß Sobeide schon seit beynahe einer Stunde in einem innern Gemache der Moschee, das zur Wohnung jenes Scheiks gehörte, von welchem Marsigli gesprochen, das aber, so wie die Wohnung selbst, in diesen Stunden der Zerstörung und des Schreckens von allen seinen Bewohnern verlassen war, die daraus entflohen und vielleicht alle Opfer des Todes geworden waren. Als ihr Vater sich mit seinen Leuten auf den Wall begeben hatte, um das Schicksal der übrigen Kämpfer zu theilen, hatte sie sich in die innersten Gemächer zurückgezogen, um so wenig als möglich von dem Donner des Geschützes, dem Knall losgehender Minen und einstürzender Gebäude, von dem Geklirre ferner Waffen, und dem Geheule der Verwundeten und Sterbenden zu hören, das von allen Seiten durch die erschütterte Luft drang. Als aber jetzt die Flammen naher Gebäude in ihre Fenster leuchteten, die Weiber des Hauses schreyend in ihr

Zimmer stürzten, und alles besinnungslos durcheinander lief; da raffte sie sich auf, ließ die Kostbarkeiten ihres Vaters, die auf jeden Fall schon längst in einige Truhen gepackt waren, ergreifen, und eilte, von Anastasien und ein Paar schwarzen Sclaven begleitet, in die nahe Moschee, das einzige feste steinerne Gebäude in dieser Nachbarschaft. Die Übrigen sollten löschen, sich retten, wie sie könnten, und ihr von Zeit zu Zeit Nachricht bringen. Aber sie erhielt keine. Waffen und Flammen, Kampf und Zerstörung hinderten jede freye Bewegung, jede Rückkehr an den einmahl verlassenen Platz. Eine schreckliche Stunde war vergangen, Sobeide wußte nichts von ihrem Vater, nichts von dem Schicksale der Ihrigen und der Stadt. Daß diese genommen werden würde, war ihr keinen Augenblick zweifelhaft, und sie bereitete sich mit Fassung auf jeden Verlust, ja auf den Tod, der ihr in mancher Beziehung nicht unwillkommen erschien. In dieser Spannung und Angst fiel es ihr seltsam auf, als Anastasia, die sich überall hier umgesehn hatte, sie darauf aufmerksam machte, daß sie sich in einem ehemahligen Christentempel befänden, ihr, um die bange Zeit der Erwartung zu verkürzen, noch hier und dort

Überbleibsel der alten Verehrung, welche von den Türken unbeachtet, und somit unzerstört gelassen worden waren, zeigte und erklärte, wie und wozu manches einst gedient. Ihrer Mutter Herkunft, Szapary's Gesinnungen, jene Mahnung von ihrem Verwandten fielen ihr ein, es schien sich alles, wie durch Umstände und Begebenheiten, auf welche sie keinen Einfluß nehmen konnte, getrieben, dahin zu vereinigen, sie auf den Punct zu führen, wohin die Pflegerinn ihrer Kindheit und der theure Freund sie haben wollten. Sie versank in Nachdenken über diese Fügungen, und in dem Augenblicke trat der Mohr herein, verneigte sich, und lieferte seinen Auftrag sammt der Zeichnung ab.

Mein Oheim! rief Sobeide erschrocken und erstaunt: Anastasia, was sagst Du dazu?

Daß ich mich vor der Vorsicht neige, erwiederte diese hoch erfreut, die alles zum Besten zu lenken, und aus Qual und Tod Seligkeit zu bereiten weiß.

Mein Oheim! Ich kann nicht zweifeln, sagte sie, indem sie die Zeichnung betrachtete.

Auf jeden Fall könntet ihr es auch nicht wehren, entgegnete Anastasia: Wir sind, wie es scheint, in seiner Gewalt, und Nachgeben und

Bitten wird das einzige seyn, was uns übrig bleibt zu thun.

Sobeide ordnete ihren Schleyer, ihre Haltung, und bereitete sich mit wunderbaren Gefühlen den Verwandten zu empfangen, von dessen Daseyn sie noch vor wenigen Tagen keine Ahnung gehabt, und der seine verwandtschaftlichen Ansprüche so ernstlich geltend machen zu wollen schien.

Die Vorhänge theilten sich unter der Hand des schwarzen Sclaven, der ehrerbiethig zurückwich und den Offizier eintreten ließ. Die Abenddämmerung hatte sich bereits stark in dem hohen düstern Gemache, in welchem Sobeide sich für den Augenblick befand, verbreitet; dennoch fiel von dem, dem Eingange gegenüberstehenden Bogenfenster so viel Licht auf die ansehnliche Gestalt des kaiserlichen Offiziers, daß Sobeide sowohl als Anastasia seine Züge vollkommen erkennen, und in der schön gebognen Adlernase, und dem stolzen Blicke der blauen Augen eine ferne Ähnlichkeit mit der verstorbenen Gebietherinn zu finden glauben konnten. Ihm ward es nicht so gut, die Züge der Verwandten zu erkennen; denn dicht verschleyert erhob die schlanke Gestalt sich bey seinem Eintritte von ihren

Polstern, begrüßte ihn mit Anstand, und erwartete seine Anrede.

Verzeiht, edle Frau! begann Marsigli, wenn ich eine Gelegenheit ergriff, die wohl nicht recht passend scheint, um mich Euch vorzustellen, und die Ehre meiner Verwandtschaft mit Euch geltend zu machen. Der wunderbare Zufall, der mich hierhergeführt, und mir Eure Anwesenheit entdeckt hat, und zugleich der Wunsch, in diesen Augenblicken der Verwirrung und Noth Euch meine Dienste anzubiethen, mag mich bey Euch entschuldigen.

Eure Gegenwart wie Euer Anerbiethen, mein Herr! kann mir, wenn ich wirklich einen Verwandten meiner geliebten Mutter vor mir sehe, nicht anders als angenehm seyn, und so erlaubt, daß ich sogleich davon Gebrauch mache, und Euch frage, ob Ihr mir keine Nachricht von dem Schicksale meines Vaters zu geben habt.

Es ist mir sehr leid, daß ich das nicht in so vollem Maaße und nicht so befriedigend thun kann, als ich es wohl für Euch, meine edle Muhme, wünschte. Soviel ich gehört habe, lebt Euer Vater —

Allah sey gelobt! rief Sobeide mit ausbrechender Freude: Und wo ist er?

Das weiß ich Euch nicht zu sagen. Überhaupt ist alles, was ich Euch berichten kann, bloßes Gerücht, und ich bitte Euch, Euch weder davon zu sehr zu erfreuen, noch zu sehr niederschlagen zu lassen. Er soll gefangen seyn.

Gefangen! rief Sobeide: O Allah! Und welches wird sein Schicksal seyn? Harte Dienstbarkeit, oder Martern, oder Tod?

Denkt nicht so ungünstig von uns. Wir sehen in unseren Kriegsgefangenen stets den Menschen und besiegten Feind. Er wird wahrscheinlich zu seiner Zeit ausgewechselt werden.

Sobeide schüttelte ungläubig das Haupt. Was sie heut erlebt, was sie von ihren erschrockenen Hausgenossen hatte erzählen hören, widersprach dieser Versicherung.

Erlaubt wenigstens, gnädige Frau, da meine Zeit und meine Geschäfte mir nicht vergönnen, die Aufklärungen, welche das Glück, mit Euch verwandt zu seyn, außer Zweifel setzen würden, jetzt gleich zu beginnen, daß ich wenigstens als Ritter und älterer Anverwandter, so viel ich kann, für Euch Sorge trage.

Sobeide verneigte sich ohne zu antworten.

Und so nehme ich mir, fuhr Marsigli fort, sogleich die Freyheit, Euch zu fragen, was ihr

über Euren nächsten Aufenthalt, über Eure Maßregeln für den morgenden Tag beschlossen habt?

Wahrlich! rief Sobeide: Meine Lage ist so neu und so mißlich, daß ich vor der Hand keines Entschlusses fähig bin —

Nun so erlaubt mir, ihn für Euch zu fassen. Euer Pallast ist wahrscheinlich niedergebrannt, oder doch unbewohnbar. Auf jeden Fall biethet diese Kirche Euch einen sicheren und anständigen Aufenthaltsort dar. Aber offen, und jedem Eindringenden zugänglich, muß sie nicht seyn, wie sie es mir war, besonders in der vorrückenden Nacht. Ich werde Euch zwey meiner Leute als Schildwachen hier lassen. Sie sollen unter Euern Befehl gestellt seyn. Ihr habt die Freyheit, sie wegzusenden, oder Euch wegzubegeben, wie es Euch gefällt; sie aber sollen weder von hier weichen, noch irgend Jemand ohne Eurer Einwilligung den Eingang gestatten. Seyd Ihr dieß zufrieden, werthe Nichte?

Großer Gott! rief Sobeide tief bewegt: Welche wunderbare Fügung! Ihr gebt mir einen ehrenvollen Nahmen, Ihr sorgt für mich, Ihr, den ich vor wenigen Minuten nicht gekannt, nicht geahnet! Ja, mein Herr! Ich nehme Euer gütiges Anerbiethen an, ich danke Euch dafür.

Vielleicht kommt eine Zeit, wo ich das Verhältniß, in welchem ich zu Euch stehe, klarer einsehen, und Euch den Schutz durch pflichtmäßige Anhänglichkeit vergelten kann, den Ihr jetzt einer Unbekannten, Verlassenen und Verwaisten angedeihen läßt.

Nun das freut mich, daß Ihr es zufrieden seyd. Und so lebt wohl, schöne Nichte; denn daß Ihr schön seyn müßt, zweifle ich nicht, obwohl mich in diesem Augenblicke selbst Eure Schönheit, wenn ich sie sehn könnte, nicht hier halten würde. Es wird Nacht, und ich habe hier noch etwas Wichtiges zu suchen?

Hier in der Moschee?

Ja hier. Ich suche einen Schatz.

Sobeide trat betroffen zurück, sie dachte an die Kostbarkeiten ihres Vaters, die sie hierher gerettet, ein möglicher Verrath fiel ihr ein. Alles gestaltete sich unheimlich, zweifelhaft in ihr. Sie betrachtete Marsigli scheu, dann sagte sie: Ein Schatz? Wer sollte hier Schätze verborgen haben?

Ach, wer diese Schätze hier verborgen hat, das mag Gott wissen; wahrscheinlich thut dem längst kein Zahn mehr weh. Nun ich darf wohl meiner Nichte mein Geheimniß vertrauen. Hier

in einem Gemache dieses Hauses sollen Kisten mit orientalischen Manuscripten vorhanden seyn.

Ah das! sagte Sobeide, und der ängstliche Verdacht, mit dem sie Marsigli seit seinen letzten Reden betrachtet hatte, verschwand zu ihrer großen Beruhigung. Hast Du nichts dergleichen gesehn, Anastasia? wandte sie sich zu ihrer Sclavinn, was dem Herrn seine Nachsuchungen erleichtern könnte?

Anastasia erinnerte sich, in einem der Gewölbe hinter dem Altar, die sie vorhin aus Furcht und Neugier untersucht, solche Kisten, die wohl Bücher enthalten könnten, gesehn zu haben. Marsigli dankte ihr sehr lebhaft, nahm Abschied von seiner Verwandten mit dem Versprechen, sie morgen mit dem Frühsten zu besuchen, und ihr alle Nachrichten zu bringen, die zu ihrer Beruhigung dienen könnten, ertheilte seiner Mannschaft die nöthigen Befehle, und flog fort, seine literarischen Schätze zu suchen. Diese fand er denn auch wirklich, theils in dieser, theils in einer zweyten Moschee, und die nach anderem Raub gierigen Soldaten überließen sie ihm gern. Seine Ausbeute war sehr bedeutend, und er fand sich durch sie so beschäftigt und zerstreut,

daß er bis zum andern Morgen mit keinem Gedanken mehr an seine Nichte dachte [40]).

Dieser Morgen brachte ihm aber wieder Geschäfte anderer Art, denn nachdem er die ersten Augenblicke seinen theuren Manuscripten gewidmet, und bey hellem Tageslichte die Schätze betrachtet hatte, welche ihm gestern Dunkelheit und Kerzenschein nicht so vollständig hatten erkennen lassen, überraschte ihn der Befehl, sich zur Parade und zum Tedeum einzufinden. Gleich hierauf hatte die Mittagstafel statt, und während derselben war ihm sein Platz in einem andern Saale angewiesen gewesen, so daß er während des ganzen Tages, weder Szapary sprechen konnte, wie er es gewünscht, noch Zeit fand, nach Sobeiden zu sehn. Indeß hatte er doch schon einige Anstalten zu ihrer anständigen Unterbringung treffen lassen; denn er hielt sich für verpflichtet, sich der Verwandten anzunehmen, welche der Himmel selbst in seinen Schutz gegeben zu haben schien, und wollte eben jetzt zu ihr in die Moschee eilen, und sie abhohlen, als er die seltsame Kunde von Hamsabegs Geschick vernahm. Es schien ihm gerathener, sich,

ehe er Sobeiden mit dieser Nachricht erschreckte, etwas genauer zu erkundigen, und daher Szapary aufzusuchen, um von ihm die Wahrheit zu erfahren. Auf dem Gange zu dem Zimmer, worin sich Hamsabeg mit Szapary befand, und wohin man deßhalb den Grafen gewiesen, begegnete ihm dieser, der in düstern Gedanken sich anschickte, indeß der Pater Avianus bey dem Neubekehrten war, einen letzten fruchtlosen Versuch zu machen, um etwas über Sobeidens Tod zu erfahren, und dem unglücklichen Vater diese Trauerbothschaft zu hinterbringen.

Ach gut, daß ich Euch finde, rief Marsigli ihm schon von weitem zu: Ist es wahr, was ich höre? Der Hamsabeg will sterben? Ihr habt ihm die Freyheit geschenkt, und laßt ihn taufen?

Es ist so, antwortete Szapary.

Ach erzählt mir ein Bißchen ausführlich, wie das herging. Ihr wißt, ich saß nicht an demselben Tische mit Euch.

Ein andermahl mit Vergnügen, erwiederte Szapary: Haltet mich jetzt nicht auf! Ich gehe den Wunsch eines Sterbenden zu erfüllen, dem Vater einige Auskunft über das Schicksal seiner Tochter zu bringen, aber ich fürchte, ich werde

ihm wenig Gutes zu sagen haben. Sobeide ist aller Wahrscheinlichkeit todt.

Sie lebt, rief Marsigli.

Sie lebt? rief Szapary halb erfreut, halb ungläubig: Woher wißt Ihr?

Aus sehr guter Quelle, weil ich gestern mit ihr gesprochen, für ihre Sicherheit gesorgt habe, und jetzt im Begriffe stehe —

Sie lebt? fiel Szapary mit freudeleuchtenden Augen ein: O Gott sey Dank! Verzeiht jetzt, Herr Graf, wenn ich Euch verlasse, oder vielmehr Euch bitte, nur einen Augenblick hier meiner zu warten.

Ja, aber nicht lange, denn ich muß zu meiner Nichte.

Sogleich. Ich darf dem armen Vater diese Freudenbothschaft nicht vorenthalten.

Szapary eilte zu Hamsabeg zurück. Schon seine Miene verkündete Gutes. Hast Du Nachricht? rief ihm Hamsabeg entgegen: Lebt sie?

Sie lebt, erwiederte Szapary, doch weiß ich nichts näheres. Sie lebt und ist wohl.

O Allah sey gedankt, rief der erschütterte Vater, und wollte von seinem Lager herab, sich mit den Worten: O Du mein Wohlthäter! zu Szapary's Füßen stürzen.

Er und der Geistliche hielten ihn ab, sie suchten ihn zu beruhigen. Er gehorchte ihnen, denn seine zunehmende Schwäche, so wie sie ihn folgsamer machte, ließ ihn auch das Anstrengende jeder Bewegung fühlen; aber er zog Szapary's Hand an seine Lippen, und Thränen, die aus den Augen des rauhen Mannes in seinen Bart perlten, bezeugten die Größe seiner väterlichen Liebe und rührten die beyden Zeugen derselben innig.

Sie lebt! rief er jetzt, nachdem der erste Sturm der Freude sich gelegt hatte — und ich werde mein Kind noch vor meinem Tode sehn! Geh mein Freund, führe sie, bring sie zu mir! Sag ihr, ich lasse sie rufen, und sie soll sich mit mir taufen lassen, hörst Du? Ich befehle es ihr, rief er heftig.

Hamsabeg! antwortete Szapary: So etwas läßt sich nicht durch Befehl erzwingen, aber ich sende sogleich nach ihr, und ich hoffe nach allem, was ich weiß, daß es vielleicht nicht so schwer halten dürfte, sie zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Sie haßt unsern Glauben nicht.

Nein, sie haßt ihn nicht, rief Hamsabeg heftig: Ich Thor! Ich Rasender! Wie oft habe

ich in der letzten Zeit mit ihr darüber gestritten, wie oft ihr gezürnt, dem guten, lieben Kinde, wenn sie schonend von Eurem Glauben sprach, wenn sie mir erklärte, welche Tugenden, welche Kraft und Muth im Unglück er gäbe! Ich glaubte ihr nicht, ich wollte ihr nicht glauben. Und nun in meiner Sterbestunde muß ich dem guten Kinde doch recht geben. Er fing von neuem zu weinen an, und es bedurfte alles milden Zuredens des Geistlichen, damit er sich wieder faßte. Aber geh nun, geh mein Freund, sprach er, als er wieder ruhiger geworden war: Hohle mir mein Kind! Ich habe nicht mehr lange zu leben, ich fühle es.

Szapary gehorchte. Im Vorzimmer harrte Marsigli seiner, schon etwas ungeduldig. Ihr seyd lange weggeblieben, rief er ihm zu: Ich muß zu meiner Nichte. Die Arme wartet meiner gewiß mit Angst. Ich habe sie seit gestern Abends nicht gesehn.

Nicht gesehn! brach Szapary aus: Nun, ich muß gestehn, das ist viel!

Euch scheint es wohl so, und ich muß bekennen, daß ich selbst nicht ohne einige Beschämung daran denke, sie so lange ohne Nachricht von mir gelassen zu haben.

Aber sagt mir nur, wie das Alles zusammenhängt? Wo und wie habt Ihr Hamsabegs Tochter gefunden?

Marsigli erzählte nun sein Abentheuer in der Moschee, und wie er dann, nachdem er die Manuscripte gefunden, auch wirklich nicht mehr an seine Nichte gedacht habe.

Aber über todte Papiere die Sorge für einen bekümmerten Menschen zu vergessen! fiel Szapary mißbilligend ein.

Ja, todt für Euch, der Ihr die Sprache nicht versteht, und daher ihren Werth nicht würdigen könnt. Aber ich sage Euch, es sind Schätze, Schätze von unvergleichbarem Werthe; Dinge, an deren Existenz, oder an die Möglichkeit sie zu erlangen ich kaum glaubte. Ich bin versichert, daß in der Vatikanischen Bibliothek nichts ähnliches aufzufinden ist. Ich bin ganz glücklich.

„Alles gut, aber hätte sich denn kein Augenblick finden lassen?“

Nicht ein einziger, ich versichere Euch. Gestern überraschte mich die Mitternacht im Betrachten und Würdigen meiner Schätze, diesen Morgen hatte ich alle Hände voll zu thun, um sie nur einigermassen zu ordnen; dann nahm die Parade, das Tedeum und Diner meine ganze

Zeit in Anspruch. Das werdet Ihr wohl begreifen.

Ja ja, ich begreife, antwortete Szapary etwas ungeduldig: Macht nur jetzt, daß Ihr sie findet, und seyd so gut —

Ich war ja eben auf dem Wege zu ihr, ich wollte sie abhohlen, und in ein Haus bringen, das ich in der Eile für sie hatte herrichten lassen, als mir die unvermuthete Neuigkeit zu Ohren kam, ihr Vater sey Euch geschenkt worden, und habe Gift genommen. Da wollte ich vorher zu Euch eilen, und mich erkundigen, was denn an der Sache sey, und Sobeiden ein Bißchen vorbereiten.

Thut das, Herr Graf! sprach Szapary freundlicher: Ihr leistet einem Sterbenden, und gewiß auch seiner Tochter einen großen Dienst; Aber macht schnell, denn Hamsabegs Augenblicke sind, wie ich fürchte, gezählt.

Das arme Kind! Um den alten Bösewicht ist wenig Schade, aber sie dauert mich.

Nun so sputet Euch, ich bitte Euch. Der Vater wünscht auch, daß sie sich taufen lasse. Aber das wird nicht angehn, sie ist nicht vorbereitet.

Wir werden ja sehn. Ich gehe sogleich. Er

wendete sich, um fortzugehn. Aber Szapary rief ihm nach: Bringt es ihr schonend bey, bereitet sie langsam auf ihr Unglück!

Ihr traut mir wohl nicht Geschicklichkeit genug zu, erwiederte jener lachend: Nun so geht mit, und helft mir.

Verzeiht, ich kann Euch nicht begleiten; Hamsabeg bedarf meiner. Auch hat Natur und Blut Euch zu dem schicklichsten Bothen bey Eurer Verwandten bestimmt. Lebt wohl!

Mit diesen Worten kehrte Szapary schnell zu Hamsabeg zurück, Marsigli aber trat kopfschüttelnd über alle diese Bedenklichkeiten und Grillen, wie er es nannte, den Weg zu Sobeiden an.

Sie hatte ihn diesen Morgen mit Ungeduld und Angst, aber vergeblich erwartet, und alle ihre Leute, Eins um das Andere fortgesandt, um Nachrichten von ihrem Vater zu erhalten. Die kirchliche Feyerlichkeit am Morgen, die übrigen Anstalten, hielten die Leute des Herzogs in großer Thätigkeit, es wurde den Bothen Sobeidens, die noch dazu sich mit den Wenigsten unter ihnen verständlich machen konnten, schwer, etwas Zusammenhängendes, Befriedigendes zu erfahren. Alles, was Sobeiden klar wurde, war,

daß ihr Vater gefangen, aber übrigens unverletzt und anständig auf dem Schlosse verwahrt werde. Endlich kam Marsigli, als es schon gegen Abend ging, und sie eilte ihm freudig entgegen. Aber seine ernste Miene beym Eintritt bereitete Sobeiden schon auf eine Bothschaft unangenehmer Art vor. Nach und nach, und mit mehr Zartheit als ihm Szapary zugetraut hatte, theilte er ihr seine Nachrichten mit, und es war wohl hauptsächlich der Antheil, den er an dem sichtlichen Schmerz, an dem trüben Schicksal seiner Verwandten nahm, was unwillkührlich seinem Tone eine größere Weichheit, seinem Benehmen eine zartere Schonung gab. Als sie alles erfahren hatte, waren wohl Anklänge genug in dieser Bothschaft, die ihr Herz aufs tiefste erregen konnten, für den Augenblick aber verschwanden sie alle vor dem Schmerz, ihren Vater zu verlieren. Sie brach in heftiges Weinen aus, aber sie bekämpfte den lebhaften Schmerz, um keine Secunde zu verlieren, die sie noch mit ihrem Vater zubringen konnte. Schnell ließ sie sich von Anastasien Alles bringen, was sie bedurfte, um auf der Straße zu erscheinen, kleidete und verhüllte sich hastig, und erklärte sich bereit, dem Grafen zu folgen, dem ihr Beneh-

men, ihre kindliche Liebe, und ihre Gewalt über sich selbst innige Achtung einflößte. Von Anastasien und zwey Sclaven begleitet, verließ sie die Moschee unter Marsigli's Führung, und erklärte diesem noch auf dem Wege, daß sie vollkommen entschlossen sey, sich ihres Vaters Willen gemäß sogleich taufen zu lassen.

Wie? rief Marsigli: Sogleich? Ihr wißt wohl nicht, was erforderlich ist, diese Handlung würdig zu begehn, wenn nicht in articulo mortis, wie bey Eurem Vater, eine Ausnahme gemacht werden muß.

Ich bin nicht unvorbereitet, antwortete sie sanft: Die Lehren Eurer Religion sind mir bekannt, und der Wunsch meines Vaters beschleunigt nur einen Schritt, den ich vielleicht früher oder später von selbst gethan haben würde.

Marsigli konnte sich diese Vorbereitung leicht erklären; darum erwiederte er nichts, denn sein Gefühl sagte ihm, daß alles, was er über diesen Gegenstand, in diesem Augenblicke sagen möchte, Sobeiden nur verletzen könnte.

So schritten sie, ohne ferners Worte zu wechseln, schnell dem Schlosse zu, und Marsigli freute sich, auch seinen Theil an Szapary's verdienstlichem Werke zu haben. Sie fanden diesen

in dem Vorgemach, wo er, während Marcus Avianus den Weg noch schnell in den nöthigsten Wahrheiten des Christenthums unterrichtete, auf die Ankommenden wartete. Zwar hätte er Sobeiden lieber ganz vermieden, aber so wie die Sachen sich gestaltet hatten, war es nicht möglich, und er zählte darauf, daß ihre kindliche Liebe und ihr Schmerz in diesen Augenblicken jede andere Regung ersticken und verschwinden machen würde. Er hatte sich nicht verrechnet. Sie trat ein, ihr erster Blick fiel auf ihn, und so verändert sein Ansehen jetzt war, wo er in männlicher Kraft und Blüthe, und im festlichen Schmucke des heutigen Tags, ein ganz anderer, als jener unglückliche Sclave vor ihr stand, hatte sie ihn doch sogleich erkannt, war erschüttert einen Augenblick stehn geblieben, aber dann freymüthig auf ihn zuschreitend, reichte sie ihm die Hand und sagte: Ich danke Euch! Ihr habt meinen Vater, Ihr habt mich gerettet! Lohnen kann Euch nur Gott, und Euer Bewußtseyn. Mein Leben, was ich besitze, was ich vermag, gehört Euch. Es ist viel zu wenig gegen das, was wir Euch danken. Aber jetzt erlaubt daß ich meinen Vater sehe. Ach! rief sie heftig, und

ihre Thränen stürzten hervor: Wie lange werde ich ihn noch haben?

Sie will sich taufen lassen, sagte jetzt Marsigli.

Wie? rief Szapary: Taufen? Ihr seyd entschlossen? Aber seyd Ihr auch vorbereitet? setzte er bedenklich hinzu.

Ich bin es längst. Ich bin es durch Euch, und durch mich selbst. Aber jetzt zu meinem Vater! setzte sie dringend hinzu.

Szapary drückte ihre Hand, die er bisher in der seinigen gehalten, in stummer Bewegung an seine Brust, sagte dann: Erlaubt, daß ich ihn vorbereite! verneigte sich und ging hinein. Hamsabeg, der bereits sehr schwach geworden, hörte mit großer Freude, daß seine Tochter gerettet, daß sie gegenwärtig sey, und noch mehr erfreute ihn ihr Entschluß, sich mit ihm taufen zu lassen. Auch daß sie in Begleitung eines mütterlichen Anverwandten hier wäre, hörte er mit Verwunderung und Vergnügen; er ließ sie beyde ersuchen, einzutreten, empfing seine Tochter mit Entzücken, Marsigli mit Achtung und Freude. Marcus Avianus erstaunte, als ihm Szapary Sobeiden vorstellte, und er einige Fragen an sie richtete, über die Kenntniß des christlichen Glaubens, die er bey ihr fand. Die heilige Hand-

lung sollte nun gleich beginnen. Sobeide mußte sich entschleyern, sie that es ungern vor fremden Männern. Szapary richtete nur Einen Blick auf sie, und vermied sodann sie anzusehn; aber Marsigli schaute mit Wohlgefallen ihre regelmäßigen Züge, in denen er eine unverkennbare Ähnlichkeit mit denen seiner verlornen Cousine zu finden glaubte. Hamsabeg hatte Szapary zum Taufzeugen erwählt, Sobeiden erboth ihr Oheim sich zu gleichem Dienste. Marcus Avianus verrichtete die heilige Handlung mit einer Erhebung, die an Verklärung grenzte, die beyden Täuflinge und ihre Pathen waren die einzigen aber tiefbewegten Theilnehmer der heiligen Ceremonie, in welcher Hamsabeg den Nahmen Petrus, nach Szapary's Nahmen, Sobeide aber die Nahmen, Luise Ferdinande, wegen ihres Oheims, und Tomasina wegen ihrer Mutter erhielt. Hierauf entfernten sich die beyden Pathen, und nur Sobeide und die nothwendige Bedienung blieb bey Hamsabeg, der auch den guten Pater inständig ersuchte, ihn nicht mehr zu verlassen.

So blieb auch Marcus Avianus, und ehe eine Stunde verging, verschied Hamsabeg unter großen Schmerzen, aber mit bewundernswürdiger Geduld, unter dem Zuspruche des Geist-

lichen und den Thränen seiner Tochter, die er noch mit seinen letzten Lauten der Sorge ihres Oheims und seines Freundes Szapary's durch den Geistlichen anempfehlen ließ, und Beruhigung in dem Gedanken fand, sein Kind bey seinem Tode nicht ganz verwaiset zurückzulassen.

Der Tag des Sieges und der Siegesfeyer war vorüber, Hamsabeg's Leiche mit christlichen Gebräuchen und dem Pompe, den sein Rang erheischte, auf Szapary's Geheiß, der nebst Marsigli und vielen ungarischen und deutschen Edeln dem Zuge in Trauerkleidung folgte, zur Erde bestattet, die trauernde Sobeide dem Schutze ihres Oheims übergeben, und nun trieb Bathiany und Szapary die Sehnsucht, ihre Lieben in Gran zu sehn. Schnelle Bothen hatten ihnen schon gestern die Nachricht von dem Falle der Feste und dem Wohlseyn ihrer Kämpfer, bis auf den Einen, gebracht; aber die Freude über so viel Gutes, was ihnen der Himmel geschenkt und erhalten, war für alle, insbesondere für Marien, durch Wattenwyls Gefahr sehr getrübt. Man hatte ihn schwer verwundet, und ohne Bewußtseyn auf der Leiche Abdurrahmans gefunden, den zu erhalten, er sein irdisches Glück und sein Leben mit Freuden hingegeben hätte.

Die sorgfältigste Pflege rettete ihn vom Tode, aber seine Herstellung schien langsam und bedenklich zu werden; da die Trauer um den Freund die Wirkungen der angewandten Mittel und der Jugendkraft hemmte. Dieß war die Nachricht, welche Bathiany seiner Schwester und Mutter brachte, und dadurch die Siegesfreude mächtig dämpfte. Marie wollte nichts mehr von allem hören, was der Bruder und Szapary zu erzählen hatten; sie dachte nur des Freundes Gefahr, welche ihre erregte Einbildungskraft ihr noch viel größer vormahlte, und war mit ihren Gedanken in Ofen an seinem Krankenlager, indeß Therese und ihre Mutter sich alles erzählen ließen, was bey der Eroberung der Stadt und mit Hamsabeg vorgegangen war. Theresen erfreute innig seine Bekehrung, und der Gedanke, daß die edle Sobeide, der auch sie, von aller kleinlichen Eifersucht frey, so vielen und so freudigen Dank schuldig war, nun nicht ganz verlassen seyn, und an ihrem Oheim einen schützenden Freund finden werde, der sie, die neue Christinn, geziemend in die christliche Welt einführen konnte. So gestaltete sich unter diesen Personen die Gegenwart freundlich, und man fing an, Plane für eine gesicherte Zukunft zu ent=

werfen. Szapary wünschte mit den Seinigen auf die lange verlaßnen Güter heimzukehren. Bathiany konnte sich aber nicht entschließen, schon jetzt aus dem Kampfe zu scheiden, der noch lange kräftig und siegreich gegen die gedemüthigten Feinde fortwähren sollte. Marie verlangte heftig sich nicht aus der Nähe ihres Freundes entfernen zu müssen, und hatte der Mutter schon mehr als einmahl alles Ernstes den Vorschlag gemacht, nach Ofen zu gehen, und dort die Pflege ihres Bräutigams zu übernehmen, was ihr ja Niemand verargen könne. Das wollte die Mutter nicht, und auch der Bruder und Szapary widerriethen es, weil in der halbzerstörten, halb noch von Türken bewohnten Stadt, kein geziemender Aufenthalt für Frauen ihres Standes zu finden seyn würde. Marie ertrug diese Hindernisse mit der höchsten Ungeduld, und Unruhe und Sehnsucht schienen aufreibend auf sie zu wirken. So wurde denn beschlossen, daß Wattenwyl, sobald seine Wunden die Bewegung des Fahrens würden ertragen können, nach Gran gebracht werden sollte, wo dann beyde Frauen seine Pflege übernehmen, und Marie sich selbst überzeugen könnte, daß ihrer Liebe und ihrem Glücke keine fernere Gefahr drohe. Bathiany

kehrte also nach einigen Tagen, die er im Schoo- ße seiner Familie und in den Armen der Freund- schaft zugebracht, nach Ofen zu dem künftigen Schwager zurück, und brachte diesem, den kör- perliche Leiden, und mehr noch der Schmerz um den verlornen Freund, sehr gebeugt hatten, eine frohe Hoffnung und heilende Freude mit. In wenig Tagen fühlte sich Wattenwyl bereits im Stande die kurze Reise anzutreten, und der An- blick des Entzückens, womit ihn Marie empfing, und ihre liebevolle Sorge für ihn strömte ein so beglückendes Gefühl in seine verdüsterte See- le, daß auch seine Genesung nun rascher und vollständiger fortschritt. An Mariens Seite, im vollen Bewußtseyn seines Glückes, stumpfte sich nach und nach der Stachel des Schmerzens um Coignys Verlust ab. Wattenwyl erkannte immer deutlicher, daß die Vorsicht, welche Alles besser macht, als wir Sterbliche in unsern unverstand- nen Wünschen wähnen, auf diese Weise am Be- sten für den Verstorbenen gesorgt hatte, indem sie ihn rühmlich als Held habe fallen und eine Schmach nicht erleben lassen, die sein Leben, so wie er zu denken gewohnt war, verbittert haben würde. Seine letzte Bitte an Wattenwyl, und ein kaum hörbares Flüstern, das dieser aus dem

Munde des Sterbenden vernommen, und das ihm wie ein reuiges Gebeth geklungen hatte, ließen ihn hoffen, daß die ewige Barmherzigkeit ihn nicht verworfen, und die späte Wiederkehr des Verirrten gnädig werde angenommen haben. Schon in Ofen hatte Marcus Avianus, dem Wattenwyl sein bekümmertes Herz eröffnet, diese tröstenden Gedanken in ihm erweckt, und ihm die triftigsten Gründe dafür angegeben. Jetzt bemühte sich Marie und noch mehr ihre Mutter diese Vorstellungen lebendig in ihm zu erhalten und zu stärken. Sie wirkten auch mächtig auf ihn, und stimmten seinen finstern Schmerz allmählig zu sanfter Wehmuth, die, wie ein trüber aber nicht entstellender Schleyer, sich für ihn über die ganze Welt, selbst über sein Verhältniß zu Marien breitete.

Der Herzog von Lothringen setzte nun mit seiner siegreichen Armee seine Eroberungen fort, und in eben dem Maße, wie das Glück der christlichen Waffen stieg, sank der Muth und die Zuversicht der Türkischen. In reissenden Fortschritten eroberten jene nacheinander Simontornya, Fünfkirchen, die Sikloser- und Kaposvarer-Burg. Wallis und Veterani nahmen Szegedin, und schlugen ein bedeutendes, zum Entsatze dieses Or-

tes gesandtes Heer der Türken bey Szenta, ein Vorspiel jenes viel größern Sieges, den dreyzehn Jahre darauf derselbe Prinz von Savoyen, dessen früherer Waffenthaten diese Blätter erwähnten, an demselben Orte über die Türken erfocht [41]).

Drey folgende Jahre hatten vieles geändert. Der Herzog Carl von Lothringen war mitten im Laufe seiner Siege gestorben; die Prinzen von Savoyen und Baden, welche unter ihm gedient und gelernt hatten, führten nach seinem Tode die Armee mit gleichem Glücke, und Eugen mit höherem Ruhme, wie die Welt es weiß. Graf Bathiany zeichnete sich noch fortwährend durch seine Kriegsthaten aus, er eroberte Stuhlweissenburg und Kanischa, die letzte Besitzung der Türken im westlichen Ungarn. In seinem Hause sah es auch jetzt bedeutend anders aus, als vor drey Jahren. Die alte Gräfinn, gleich als hätte sie nur darauf gewartet, ihre geliebte Tochter an der Hand eines edlen Mannes versorgt und glücklich zu wissen, hatte bald nach Mariens Vermählung mit Wattenwyl die Erde verlassen. Ihr Schwiegersohn, den keine heimathlichen

Bande an das Land banden, und den seine Gemüthsstimmung, nach Coigny's und seines Feldherrn Tode, Ruhe und Entfernung vom Kriegsgetümmel wünschenswerth machte, hatte seinen Abschied mit großer Auszeichnung erhalten, und Marien leicht beredet, ihm in sein schönes freyes Vaterland zu folgen, wo er ihr, seiner Familie, und dem Andenken seines Coigny lebte. Graf Marsigli hatte seine Nichte und seine literarischen Schätze nach Bologna gebracht, jene einer bejahrten Verwandten übergeben, die das junge Mädchen mütterlich behandelte, und sie in italienisch christliche Sitte und Lebensweise einführte. Der Oheim gründete sein berühmtes wissenschaftliches Institut, das jetzt noch blüht, und die Schätze Hamsabeg's, welche Sobeide aus jenem Brande gerettet, und mit denen sie des Oheims löbliche Zwecke gern unterstützte, fanden hier eine weithin nützliche Verwendung.

Sie selbst aber, Luise Ferdinande Gräfinn von Marsigli — denn so wurde Hamsabeg's Tochter nun genannt — lebte still und eingezogen wie eine Nonne bey jener alten Verwandten, die sie bald wie eine Tochter lieben konnte. Zuweilen war ihr wohl der Gedanke gekommen, wirklich in ein Kloster zu gehn. Nachdem ihr Vater todt

war, für den allein sie zuletzt gelebt, war Niemand mehr auf der Welt, den sie lieben durfte, und nur ein theures Angedenken hatte im Innersten ihrer Seele sein stilles Heiligthum. Aber ihrem klaren thätigen Geiste widerstrebte die Vorstellung eines bloß beschaulichen Lebens. Von ihrer bejahrten Verwandtinn angeleitet, und von ihrem Oheim, der sie immer mehr und mehr schätzte, mit Rath und That unterstützt, hatte sie einen Theil ihres Reichthums auf die Errichtung eines Hauses verwendet, in dem sie hülflose alte Frauen aufnahm, und selbst für ihre Verpflegung sorgte. Auch nahm sie sich in des Oheims öfteren Abwesenheiten, so viel sie es vermochte, seines Institutes an, und in dieser stillen nützlichen Thätigkeit fand ihr Geist den beruhigendsten Trost für tiefe unheilbare Schmerzen.

Szapary war in diesen drey Jahren nicht viel oder wenigstens nicht lange glücklicher gewesen, als seine ferne Freundinn. Ein Jahr noch hatte der Himmel ihm seine geliebte Therese, und mit ihr sein häusliches Glück gelassen. Ihre längst erschütterte Gesundheit fing nach dem Verlaufe desselben sichtbar zu wanken an, sie fühlte es selbst wohl, aber sie verbarg diese Erkenntniß ihrem Gemahle; denn sie wußte, wie tief ihn

ihr Verlust beugen würde. Endlich vermochten weder sie noch die Ärzte ihm das traurige Geheimniß zu verbergen; die liebevolle Gattinn, die sorgsame Mutter von vier unerzogenen Kindern war dem Tode verfallen. Szapary erfüllte diese Entdeckung mit dem größten Schmerz, Bathiany eilte sogleich herbey, um ihn zu trösten und aufzurichten. Er faßte sich männlich, denn er wollte Theresen nicht sein zerrissenes Herz sehen lassen. Sie wollte ihm ihre Leiden verhehlen. So täuschten sich die beyden Gatten wechselweise aus Liebe und Schonung, bis endlich der nahende Tod jede Verstellung abstreifte, Szapary erkannte, mit welcher himmlischen Geduld seine Therese litt, und sie den Geliebten durch seinen Schmerz um sie noch inniger lieben lernte. Als sie fühlte, daß ihr letzter Augenblick herannahte, verlangte sie noch ganz allein mit dem Gatten zu sprechen. Ich muß sterben, sagte sie, und gewiß und bald. Ich lasse Dich, der Du weiblicher Pflege so gewöhnt und oft bedürftig bist, ich lasse vier unerzogene kleine Kinder verwaiset und einsam zurück. Am Rande des Grabes zeigt sich uns Alles anders, als im frischen Genusse des Lebens und der Liebe. Keine Eifersucht, kein Eigennutz spricht dann zu unserm

Herzen, das die Ewigkeit bereits mit heiligen Armen ergreift. Du bedarfst eines Weibes, Deine Kinder einer Mutter —

Mit dem höchsten Schmerz, aber mit Fassung wandte sich Szapary bey diesen Worten von ihr ab, und beschwor sie, ihm die letzten Augenblicke seines irdischen Glückes nicht mit solchen Reden zu vergiften. Sie aber, schon halb verklärt und lächelnd wie ein Engel, sah ihm beruhigend in die von Gram entstellten Züge, zog seine Hand an ihre Lippen und sagte: Hab die Güte, lieber Mann, und höre mich an! Man ehrt ja stets die Bitten der Sterbenden. Durch Thränen blickte Szapary auf sie, und sein Auge winkte ihr Gewährung. Du bedarfst eines Weibes, unsre Kinder einer Mutter, fuhr sie fort, Ihr alle eines liebevoll sorgenden Herzens, wie ich mir vor Gottes nahem Throne das Zeugniß geben darf, daß meines war.

Ja, bey Gott! rief Szapary, unvermögend sich länger zu bezwingen, und seine Thränen stürzten hervor.

Sie küßte seine Hand, um ihm für dieß Zeugniß zu danken, dann fuhr sie fort: Es lebt kein mir bekanntes weibliches Wesen, bey der ich diese Eigenschaften in solchem Grade, und mit solcher

Zuversicht zu finden hoffen könnte, als sie, der ich ja Dich, Dein Leben, das Glück der letzten Jahre an Deiner Seite danke, die edle Gräfinn Marsigli, Deine, meine Wohlthäterinn.

Welch ein Gedanke! rief Szapary: Sie ist längst für mich todt, wie ich für sie. Sorge nicht für mich, Therese, meine Lebenskraft ist gebrochen seit dem furchtbaren Aufenthalte in Erd; ich folge Dir bald —

Und sollen unsre Kinder ganz verwaiset, ganz verlassen seyn?

Bathiany wird für sie sorgen!

Was kann der Krieger für sie thun? Er kann sie schützen, ihnen rathen. Sie lieben und pflegen kann nur eine Mutter, und ein liebendes Weib. Sieh, Peter, fuhr sie fort, und zog unter der Decke ihres Bettes einige Briefe hervor. Sieh, ich habe schon lange an diesen Fall gedacht, und mich daher in steter Kenntniß von Sobeidens, oder der Gräfinn Marsigli Schicksale gehalten. Ich weiß, daß sie gut und fromm ist, daß sie als Christinn mit höherem Sinne die Tugenden übt, die sie schon als Mohamedanerinn kannte und ehrte. Ich weiß ferner — zürne mir nicht, daß ich auch das erfahren — daß

Dein Bild, wie das Bild eines Schutzheiligen, in ihrer Seele lebt. Peter! Wenn Du meine letzte Stunde erleichtern, und mich mit recht ruhigem Herzen willst sterben machen, so versprich mir Luisen Ferdinanden Deine Hand zu reichen.

Eine heftige Erschütterung durchzuckte Szapary, und nahm ihm für einige Augenblicke das Vermögen zu antworten. Therese fuhr fort: Sollte es möglich seyn, daß der Gedanke, eine ehemahlige Türkinn zu eheligen, Dir widerstehn sollte, so nimm eine andere, aber ein sanftes, liebendes Wesen, kein Mädchen, das durch Dich bloß eine angesehene Frau werden will. Gib deinen Kindern eine gute Mutter, die sie das Stief nicht fühlen läßt! Ach ich wiederhohle es, gib ihnen Luisen Ferdinanden! — Die Anstrengung, womit Therese gesprochen, hatte ihre wenige Kraft erschöpft. Ihre Augen schloßen sich, sie ließ die Hand ihres Gemahls los, und sank auf ihre Kissen zurück. Seine Stimme, sein Schmerz, riefen sie wieder ins Bewußtseyn, aber zu reden vermochte sie nicht mehr. Bittend erhob sie ihre Hände und ihre Augen. Er faßte sie, und sein bejahender Blick, sein Händedruck senkte Trost und Beruhigung in ihr Herz. Dann

trat der Geistliche wieder zu ihr, Szapary kniete an ihrem Lager nieder, unter dem frommen Zuspruche des ersten, unter den Gebethen und Thränen ihres Mannes entschlief sie bald darauf, und nahm sein Versprechen mit in die bessere Welt.

Aber es vergingen zwey Jahre, ehe er es vermochte, an ein anderes Eheband zu denken, und die Möglichkeit zu fassen, daß sein Herz, an Theresens weiche innige Behandlung gewohnt, sich in andern Banden glücklich fühlen könnte. Die Rücksicht auf seine Kinder, alles, was er seit dem Tode seiner Frau von der Gräfinn Marsigli gehört hatte, theure, schöne Erinnerungen, die, früher durch strenge Pflicht bekämpft, im Hintergrunde seiner Seele schliefen, und nun allmählig hervortraten, bestimmten ihn endlich. Er schrieb an ihren Oheim, und erkundigte sich, ob die Hand seiner Nichte noch frey sey, und sie sich entschließen könnte, einem Witwer mit vier kleinen Kindern, einem Manne, dessen Jugendblüthe gewelkt, dessen Gesundheit erschüttert sey, ihre Hand zu reichen. Es ist unnöthig zu sagen, ob und wie Graf Marsigli und seine Nichte diesen Antrag aufnahmen. Szapary eilte nach Bo-

logna, und zum erstenmahle nach beynahe fünf Jahren ihrer Bekanntschaft, zum erstenmahl seit einer langen hoffnungslosen Trennung schlug Sobeidens Herz beglückend und beglückt an dem ihres ersten und einzigen Geliebten.

Noten
zum zweyten Theile.

1) 2) 3) Geschichtlich.

4) Das Christophori-Gebeth war eine Art von Beschwörungsformel, um den Teufel zu citiren.

5) Das ganze Fest, wie es hier beschrieben ist, wurde unter Leopold des Ersten Regierung gefeyert.

6) Kolschützky, ein Grieche, hatte bey der Belagerung Wiens 1683 als Vertheidiger und als Spion wichtige Dienste geleistet, und nach dem Entsatze die Erlaubniß erhalten, das erste Kaffehhaus in Wien zu errichten, welches sich auf der sogenannten Brandstatt befand.

7) 8) 9) 10) 11) 12) 13) Geschichtlich.

14) 15) 16) Aus Graf Marsiglis Memoiren.

17) 18) 19) 20) Geschichtlich.

21) Das Wappen von Ungarn ist ein Kreuz, das, aus einer goldnen Krone emporsteigend, auf dem mittelsten von drey grünen Bergen ruht.

22) Geschichtlich, wie alle Schicksale dieser Freywilligen.

23) Eben so.

24) Diese Besorgnisse herrschten in Constantinopel.

25) 26) Geschichtlich.

27) Der Pascha von Ofen, Abdurrahman, war wirklich ein Schweizer-Offizier, Coigny mit Nahmen. In dem Parlamentär Olivier erkannte er seinen Jugendfreund, und überhaupt sind alle Hauptbegebenheiten desselben völlig geschichtlich, so wie sie hier und im ersten Bande vorkommen.

28) 29) 30) Geschichtlich.

31) Ein solcher Fetwa kam wirklich nach Ofen.

32) 33) 34) 35) 36) 37) 38) Geschichtlich.

39) Hamsabegs Taufe und Todesart, so wie Szaparys Großmuth sind geschichtlich.

40) Graf Marsigli suchte und fand wirklich die Manuscripte, welche für ihn von solcher Wichtigkeit waren, und welche sich noch jetzt in dem von ihm errichteten wissenschaftlichen Institute in Bologna befinden, wo Herr Hofrath von Hammer sie gesehen hat.

41) Geschichtlich.

